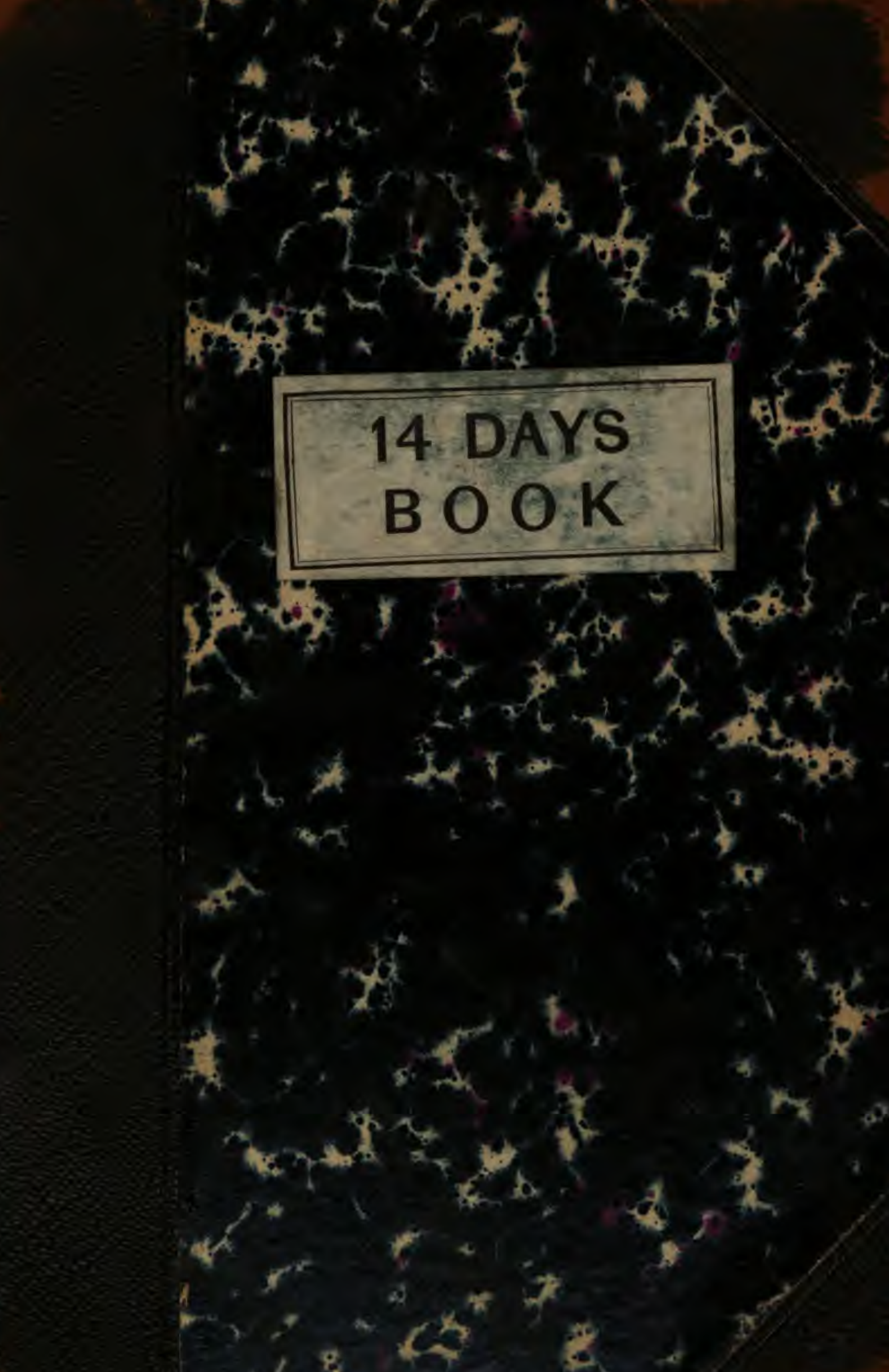
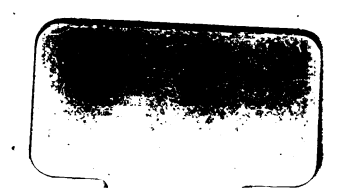
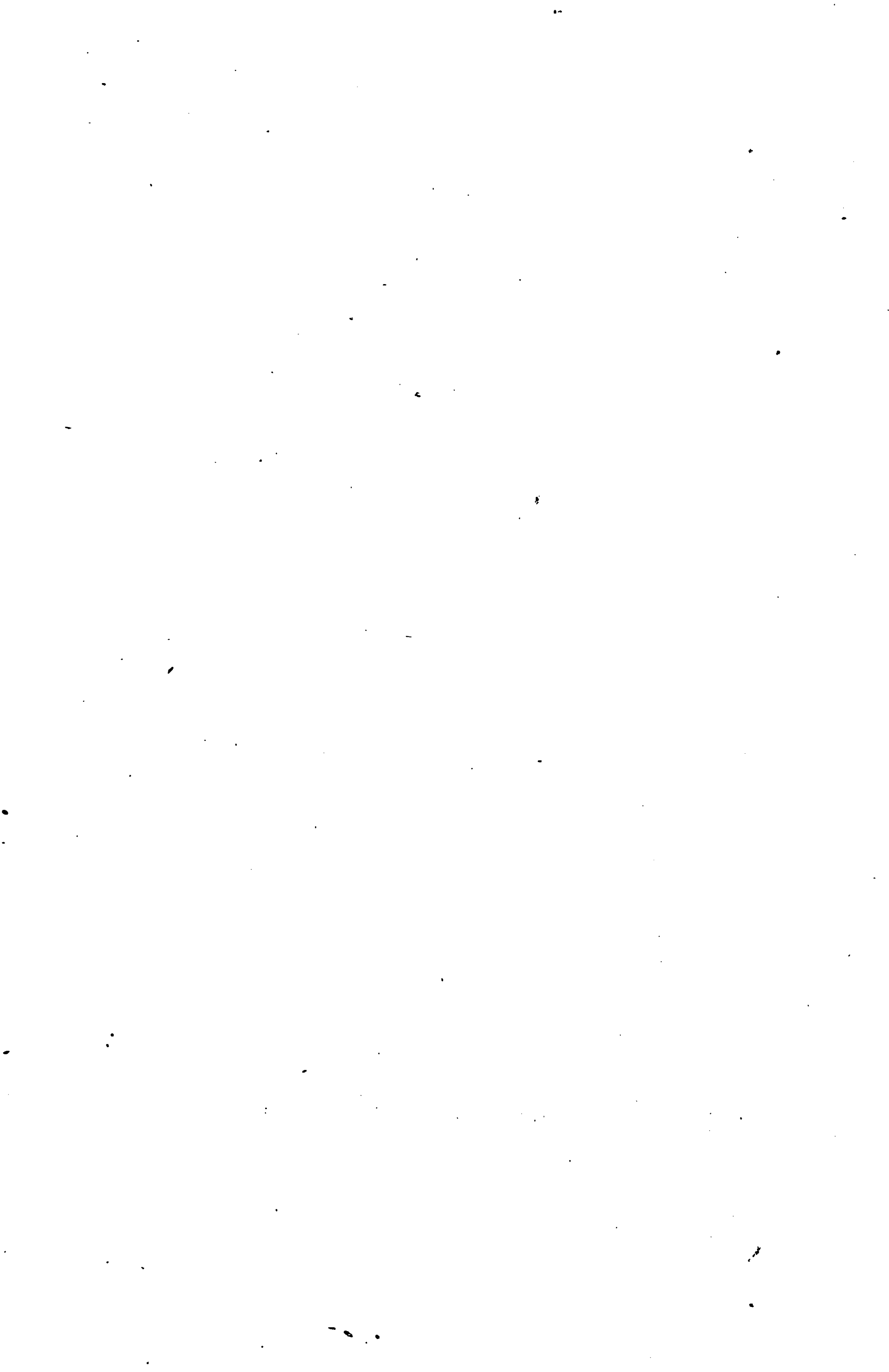
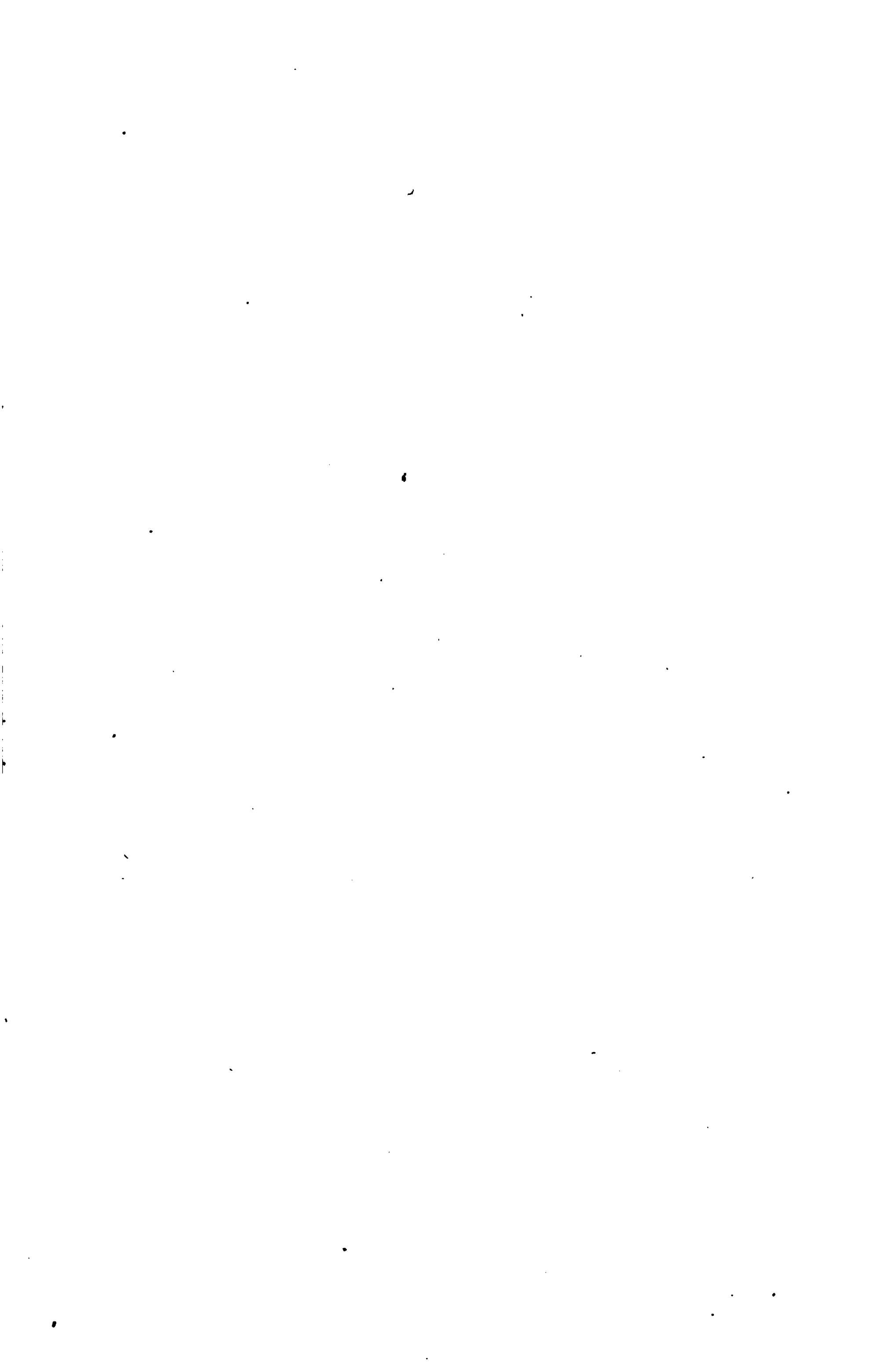

14 DAYS
BOOK


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
VE RI TS
CHRISTO ECCLESIAE











Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache

Zugleich Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg i. B.

Herausgegeben von **Fridrich Pfaff**

Neue Folge

8. Band

(Der ganzen Reihe 35. Band)

Mit 28 Abbildungen



Freiburg im Breisgau
Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld
1907

C. A. Wagners Hof- und Universitätsbuchdruckerei, Freiburg i. Br.

Inhalt.

Anzeigen und Nachrichten.



Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache

Zugleich Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg i. B.

Herausgegeben von **Fridrich Pfaff**

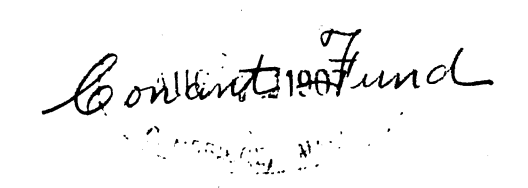
Inhalt

(Fortsetzung siehe Seite 2 des Umschlags.)

Neue Folge, Band VIII, Heft 1/2



Freiburg im Breisgau
Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld
1907



Die Löhbücke bei Ihringen am Kaiserstuhl,
Grabhügel aus der Hallstattzeit.

Fundbericht (I) von Dr. **Eugen Fischer.**

(Mit 20 Abbildungen und 1 Tafel.)

Unter dem Namen „Löhbücke" kennt das Volk am Südende des Kaiserstuhls bei Ihringen eine Anzahl in der Ebene einzeln zerstreut liegende kleine Hügel. Schon H. Schreiber hat (1839) einige davon eröffnet, zum Teil völlig, zum Teil nur durchstochen und ihnen Waffen, Bronzeschmuck und Keramik entnommen, die der Hallstattkultur angehören (Städt. Sammlung Freiburg). Dann hat in den achtziger Jahren der Großh. Landeskonservator, Herr Geheimrat Wagner, einige Hügel weiter südlich, bei Gündlingen und dann einen von jenen eröffnet und schöne Hallstattkeramik und -bronze der Karlsruher Altertumssammlung einverleiben können; sie sind in Wagners Werk „Hügelgräber und Urnenfriedhöfe" [1] abgebildet und beschrieben. Dadurch angeregt, fasste ich den Plan, auch für Freiburg eine Anzahl solcher Hügel auszubeuten. Da habe ich denn vor allem Herrn Geheimrat Wagner in Karlsruhe aufs herzlichste zu

---

[1] Aus der Literatur sollen nur unmittelbar benachbarte Funde herangezogen werden, als Fundbericht beschränken sich folgende Zeilen auf eine kurze Wiedergabe des Tatsächlichen. Von andern Arbeiten sind insbesondere benützt: Forrer R. und Müller G. A., Die Hügelgräber von Oberrimsingen, Forrers „Beiträge zur prähistorischen Archäologie", Straßburg 1893; Heierli J., Urgeschichte der Schweiz, Zürich 1901; Hoernes M., Die Hallstattperiode, Arch. f. Anthropol. N. F. Bd. III, 1904; Naue A. W., Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsass, Straßburg 1905; Schreiber H., Taschenbuch für Geschichte und Altertümer in Süddeutschland I 1839; Schumacher K., Vorgeschichtliches vom Tuniberg und von dessen Umgebung, „Schauinsland" Jhrg. XXVII, 1900; Wagner E., Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden mit besonderer Berücksichtigung ihrer Tongefäße, Karlsruhe 1885; Wagner E., Die Grabhügelgruppe bei Salem (A. Überlingen), Veröffentlichungen der Großh. Bad. Sammlung f. Altertum und Völkerkunde in Karlsruhe und des Karlsruher Altertumsvereins, Heft II (1899) S. 55—74.

danken — und möchte das auch bei dieser Gelegenheit hier wiederholt tun — für das große Entgegenkommen, das er mir hierbei erwies; er hat mir in liebenswürdigster Weise seinen Lageplan zur Verfügung gestellt, aus dem ich die schon als ausgebeutet bezeichneten Hügel ersehen konnte, hat mir eine Reihe von Ratschlägen und Winken gegeben, dann aber vor allem seinen langjährigen Aufseher und Präparator Herrn Eckert auf Staatskosten zur Verfügung gestellt, der mir bei allen Grabungen half und dessen außergewöhnlich geschickte Hand die zerbrochenen Gefäße meisterhaft zusammensetzte und ergänzte; auch ihm bin ich aufrichtig dankbar.

Im Laufe des Winters 1905/6 und Sommer 1906 habe ich fünf Hügel, darunter sehr große, planmäßig und vollständig ausgegraben. Für die finanzielle Ermöglichung dieses Unternehmens habe ich zunächst der „Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg usw." zu danken, die mir in freigebigem Entgegenkommen die Mittel für die ersten Grabungen gewährte; es ist mir Bedürfnis, auch hier ihrem verehrten Vorstande meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Dann hat für die weiteren Grabungen der verehrliche Stadtrat zu Freiburg reichliche Geldmittel bewilligt, so dass die Arbeit auch weiterhin fortgesetzt werden kann; auch hierfür sei dem verehrten Herrn Oberbürgermeister und Stadtrat ergebenster Dank gesagt. — Die Funde kommen insgesamt in die städtische Altertümersammlung (die dürftigen Skelettreste in die anthropologische Sammlung [Anatom. Institut]).

Die Ergebnisse der Untersuchung der fünf Hügel sollen nun in folgenden Zeilen kurz berichtet werden, sie mögen lediglich als einfacher Fundbericht genommen werden, eine zusammenfassende Veröffentlichung behalte ich mir vor, dann auch erst auf die Literatur näher eingehend.

1.

Hügel *K* flacher, grasbewachsener Hügel, etwa 1 m hoch, rund 19 m breit (Basisdurchmesser) — ursprünglich viel kleiner und höher, jetzt stark abgepflügt[2]. Der Hügel wird in einem

[2] Ein Lageplan der Hügel wird einem der folgenden Berichte beigegeben werden, die Fundnummern aller Gegenstände füge ich je in Klammern bei.

Kreise, 4 m (Halbmesser) um den Mittelpunkt abgetragen. Bei 1,60 m Tiefe (von der höchsten Erhebung aus) kommt der gewachsene Boden, nasser Lehm in dünner (rund 15 cm) Schicht, darunter Rheinkies.

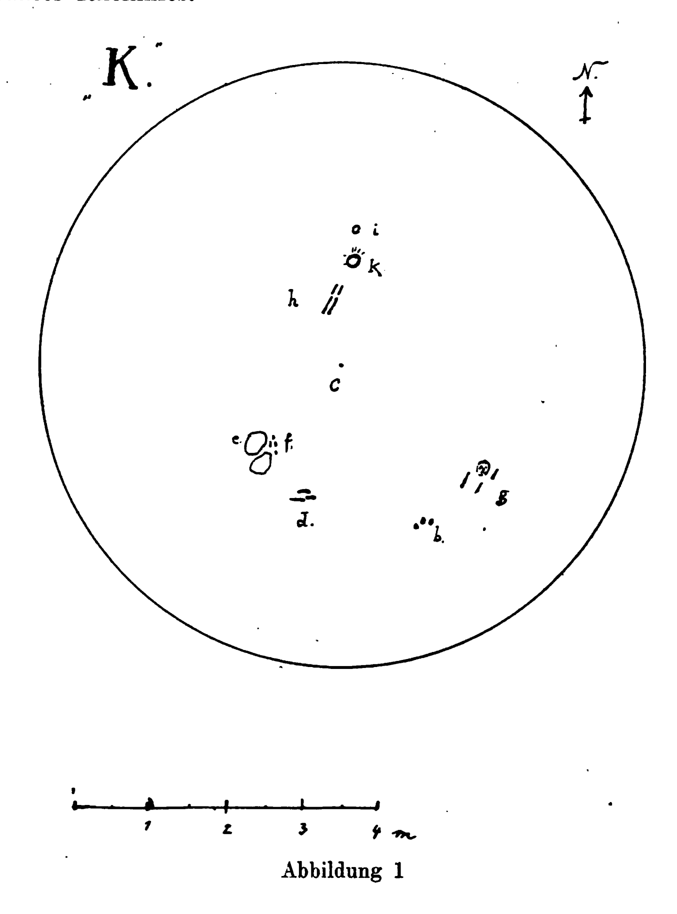


Abbildung 1

Leider ergibt die Ausgrabung, dass die Mitte, oder besser die Gegend südlich und östlich der Mitte, schon einmal aufgegraben und die Bestattungen zerstört und ausgenommen sind. So fanden sich (s. Grundriss Abbildung 1) 2,2 m südöstlich vom Mittelpunkt *C* bei 85 cm Tiefe zwei Schädel *(g)*, daneben zwei Oberarme, Stücke von andern Röhrenknochen und ein Halswirbel, aber alle Knochen durcheinander geworfen. Von

den Schädeln gehörte einer einem Kinde, der andere einem zartgebauten, jugendlichen Individuum an (Frau?) — die ursprüngliche Lage ist sicher gestört. Etwa 1 m südlich von diesen Skelettresten lag ein Tongefäß *(b)*, das dem ersten Entdecker entgangen war und wol zu dieser Bestattung gehörte. Es ist ein 18 cm hohes, 23,5 cm weites bauchig-birnförmiges Gefäß *(K b)* aus rotem Ton mit niederem, nicht scharf abgesetztem Rande. (Form ähnlich 29 auf der Tafel I.) Unter dem Randansatz ziehen rings herum drei in den Ton eingeritzte Doppellinien, die Paare je 12—13 mm auseinander, die beiden je eines Paars mit 3 mm Abstand. Sie sind nicht sehr regelmäßig gezogen — anderer Schmuck fehlt. Dabei (darin?) lag ein rundes, kleines Schälchen aus schwarzem Ton, es ist nur in Stücken vorhanden. (Form gleich wie das kleine Schälchen in Abbildung 3, S. 36.) — In gleicher Tiefe lagen weiter westlich ebenfalls wieder durcheinander geworfene Reste von einem menschlichen Schädel und Röhrenknochen *(d)* und nördlich davon zwei große Steine (am nahen Kaiserstuhl gebrochen) und verbrannte, kalzinierte Knochenstückchen (Tierknochen?) dabei *(e f)*. — Im Gegensatze zu dieser Zerstörung in der südlichen Hälfte des Hügels erwies sich die nördliche als unberührt, allerdings auch als sehr ärmlich an Funden.

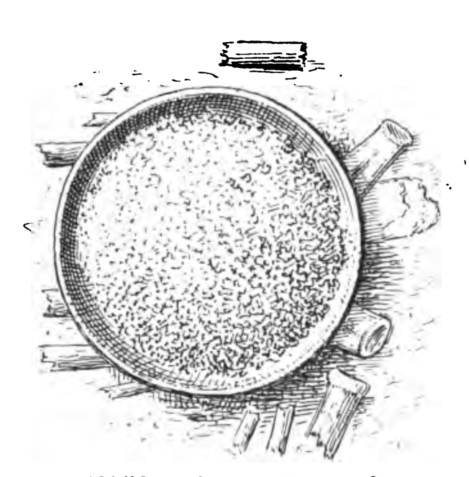


Abbildung 2 (etwa 1/4 nat. Gr.)

Etwa 90 cm nördlich vom Mittelpunkt stieß man bei einer Tiefe von 1,10 cm auf ein Skelett *(h)*, von dem der linke Oberarm, beide Ober- und Unterschenkel in richtiger gegenseitiger Lage sich fanden. Die andern Knochen fehlten, d. h. waren zu gelblichem Moder zergangen, die Lage war aber die ursprüngliche; der Kopf war nach Südwest gerichtet! Zu Füßen des Skeletts und 20 cm tiefer im Boden stand eine runde,

grauschwarze Schüssel *(k)*, gleichmäßig rund gewölbt, flach ohne Verzierung, 17,5 cm weit und $6^1/_2$ cm hoch. Um sie herum und unter sie hinunterreichend lag eine ganze Sammlung von Knochen eines jungen Schweins (ohne Brandspuren). So schauten auf einer Seite (s. Abbildung 2) zwei Schulterblätter, ein Schädelbruchstück und kleine unbestimmbare Röhrenknochenreste heraus, auf der andern Reste von Ober- und Unterarm; es muss ein



Abbildung 3 ($^1/_4$ nat. Gr.)

kleines Tier (kleine Rasse?) gewesen sein, die Knochen sind sehr dünn. In der Erde, die die Schüssel ausfüllte, ließ sich nichts Besonderes nachweisen.

Etwa 50 cm nördlich daneben stand (in genau gleicher Höhe) ein reich verziertes Prachtgefäß *(K i* Abbildung 3), einfarbig aus graphitschwarzem Ton. Das Gefäß ist 27,5 cm hoch und 39 cm weit, stark ausgebaucht, mit schmalem Boden und scharfer Randeinziehung, wie die Abbildung deutlich zeigt.

Die Form ist genau die gleiche, wie sie aus derselben und andern südwestdeutschen Gegenden schon mehrfach gefunden wurde; so weise ich vor allem auf Wagners (a. a. O.) verschiedene Abbildungen hin[3]. Auch die auf der obern Hälfte des Bauchs angebrachte Verzierung entspricht den bekannten Mustern. Oberhalb der stärksten Wölbung des Bauchs, mit ihr beginnend, zieht ein 12 cm breites Ornamentband um die Urne herum. Es ist in acht Felder geteilt. Vier davon, über Kreuz gestellt, aber sehr unsymmetrisch, sind nur je 4—5 cm breite glatte (wie alles, schwarze) von oben nach abwärts ziehende Streifen, die die andern vier Felder voneinander abgrenzen. Diese Felder tragen als Schmuck eingepresste Ornamentfiguren. Durch tiefe Rinnen ist jedes solche Feld in zwölf Vierecke eingeteilt, während ein eingedrücktes grobes Schnurmuster die äußere Umgrenzung darstellt. Drei von den vier großen Feldern sind etwa gleichgroß, das vierte ist größer, wodurch eben die Asymmetrie der oben genannten übers Kreuz gestellten glatten Streifen bedingt ist.

Die Einteilung der Felder in je zwölf Vierecke ist nun so, dass auf den drei kleinern Feldern je vier Vierecke nebeneinander in drei Reihen übereinander angeordnet sind, wie es die Abbildung zeigt, im großen Feld dagegen sind je sechs Vierecke in nur zwei Reihen übereinander gesetzt. Die Vierecke sind nun abwechselnd glatt und mit einer Anzahl von Kreisrosetten oder Zickzackbändern ausgeschmückt; stets grenzt ein glattes Feld an ornamentierte, nie zwei gleiche aneinander. Die eingeritzten Grenzen sind nicht sehr regelmäßig, offenbar von freier Hand gezogen, ebenso wol auch die Zackenlinien; die Rosetten dagegen sind eingepresst, und zwar einzeln, man erkennt Unregelmäßigkeiten an den einzelnen Formen wieder. Meist sind vier Rosetten in einem Viereck, einmal sind es sieben. — Der Rand des Gefäßes ist schön und regelmäßig, leicht nach außen gebogen. In diesem Gefäß lag eine kleine Schale, aus demselben schwarzen Ton (Abbildung 3 daneben gestellt), halbrund, glatt, vom äußern Boden her findet sich eine Delle in den Boden eingedrückt, um bei der Rundung der

[3] Es liegt, wie gesagt, nicht in meinem Plane, hier eine Vergleichung mit allen andern bekannten Hallstattfunden zu geben, so beschränke ich mich auch bezüglich der Zitate auf das Allernötigste — es soll nur ein kurzer Fundbericht sein.

Unterseite noch bessern Stand zu verleihen. Diese Schale ist oben 17 mm weit, ihre Höhe ist 41 mm[4].

Die übrigen Teile dieses Hügels waren leer.

2.

Der kleine Hügel *L* enthielt zwei Bestattungen, die offenbar zusammengehörten. Der Hügel war sehr niedrig, rund 60 bis 70 cm hoch, jetzt infolge der Zerpflügung etwa 20 m breit.

In einer Tiefe von 50 cm lag eine Steinsetzung oder besser Doppelsetzung (Abbildung 4). Es sind zwei genau von Ost nach West gerichtete Gräber, durch vier flache, auf die Kante gestellte Steine voneinander getrennt; drei oder vier ebensolche

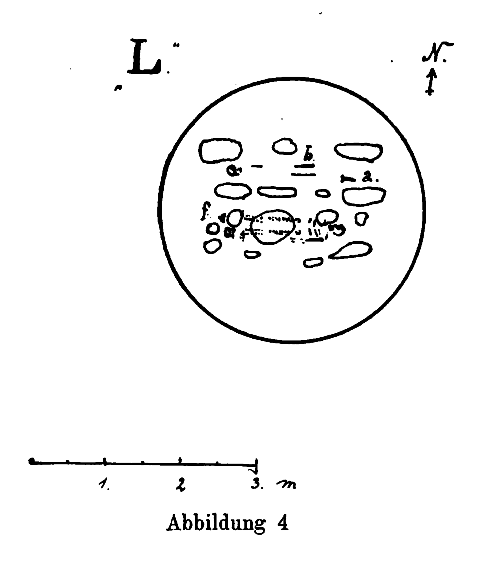


Abbildung 4

[4] Eine gewisse Schwierigkeit macht die Benennung solcher großer Prachtgefäße; Wagner a. a. O. empfindet es als leicht irreführend, von „Urnen“ zu sprechen, weil wir dabei zuerst an Gefäße zur Aschenbeisetzung denken — er hat ganz recht. „Gefäß“ ist zu allgemein, nichtssagend, ein „Topf“ ist nach der gewöhnlichen Vorstellung weder so groß, noch so geformt, noch so reich ornamentiert, auch alle unsere andern Namen für die verschiedenen Formen von Gefäßen passen nicht recht. Naue (a. a. O.) nennt diese Form „Lekane“, eine andere „Chytren“, ich kann die Notwendigkeit oder gar einen Nutzen der Einführung von Bezeichnungen, deren Bedeutung jeder einzelne Leser erst lernen muss, nicht einsehen. — Da diese Gefäße mit größter Wahrscheinlichkeit zur Aufnahme von Getränken beim Festschmaus, Leichenschmaus oder für den Toten dienten, stets ganz besonders reich verziert sind, also prächtige Gefäße für den Festtrank darstellten, möchte ich als beste Bezeichnung für sie „Bowle“ vorschlagen — unsere Bowlen für den Maitrank oder dergl., meist geschmückt, verziert, aus kostbarem Material usw., dabei geräumig und für festliche Gelegenheit oder den Gästen vorgesetzt, entsprechen doch sicher diesen prächtigen Gefäßen am besten. Leider ist das entsprechende mittelhochdeutsche Wort „bolle“ nicht in unser Deutsch übergegangen und leider verdeutschen wir Bowle nicht zu etwa „Bole“. So sei im Folgenden das Wort „Bowle“ gestattet.

begrenzen je nördlich und südlich die beiden Gräber und im südlichen liegen auch noch fünf große Steine oben auf dem Skelett. Im nördlichen Grab lag die Leiche mit dem Haupt nach Westen, im südlichen umgekehrt! Jene hatte eine Lanze bei sich, diese nur Keramik. Sollte es Mann und Frau gewesen sein und wie erklärt sich die verschiedene Lagerung? Vom Skelett des nördlichen Grabs konnte man nur Schädeltrümmer und ein Stück Oberschenkel *(b)* finden, das andere war bis auf gelbe Spuren zergangen. Die Lanzenspitze (*a*) lag neben dem rechten Fuß mit der Spitze abwärts. Es ist eine typisch geformte Eisenlanze (Abbildung 5). Die Klinge ist 5,3 cm breit, mit der Tülle 20,5 cm lang, die Tülle 2,2 cm dick, noch Holzreste bergend. Vom andern Skelett war der Schädel zwar zertrümmert, aber die Knochen noch in situ, Arm- und Beinknochen erhalten (das Becken nicht)[5]. Die Leiche wird etwa 1,75 m lang gewesen sein. Hart unterhalb der Füße standen nebeneinander zwei Gefäße. Das eine *(L f)* ist ein dunkelgraubraunes, rundlichbauchiges Gefäß ohne jedes Ornament, 22,5 cm weit und $18^1/_2$ hoch; der Hals, ohne scharfen Ansatz allmählich abgehend, steht fast senkrecht. Das andere *(L g)* ist ein kleines, schwarzrotes Schüsselchen, von dem aber nur Scherbenstücke vorhanden sind (das übrige ist in der Feuchtigkeit zergangen). Es war ein glattes, rundes Schälchen mit leichter Delle im Boden, mag 8—10 cm weit gewesen sein.

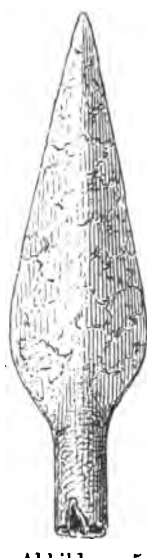


Abbildung 5
($^1/_3$ nat. Gr.)

3.

Der Hügel *C* erwies sich als bedeutend größer denn die vorigen und lieferte eine ganz außergewöhnlich reiche Ausbeute an Keramik. Der „Buck“ maß über 40 m im Durchmesser und 2 m in der Höhe. Er wurde auf einen Umkreis von 7 m rings um die Mitte abgetragen. Auch hier stammt der ganze

[5] Leider wurden mir die Knochen, die ich abends fand und auf andern Tags liegen ließ, gestohlen, so dass ich nicht den Versuch machen konnte, aus den Knochen das Geschlecht der Leiche zu bestimmen. (Wahrscheinlich wäre es übrigens nicht möglich gewesen.)

periphere Teil herabgepflügter Masse von der Kuppe des Hügels. Durch diese Zerpflügung fehlt die ehemalige Spitze des Hügels, dort befindliche Bestattungen sind zerstört. Dass solche da waren, lehrt ein Fund, der beim Pflügen gemacht wurde, ein kleiner Bronzering, jetzt in der Karlsruher Sammlung (No. *C* 5205), laut liebenswürdiger Mitteilung des Herrn Geheimrats Wagner.

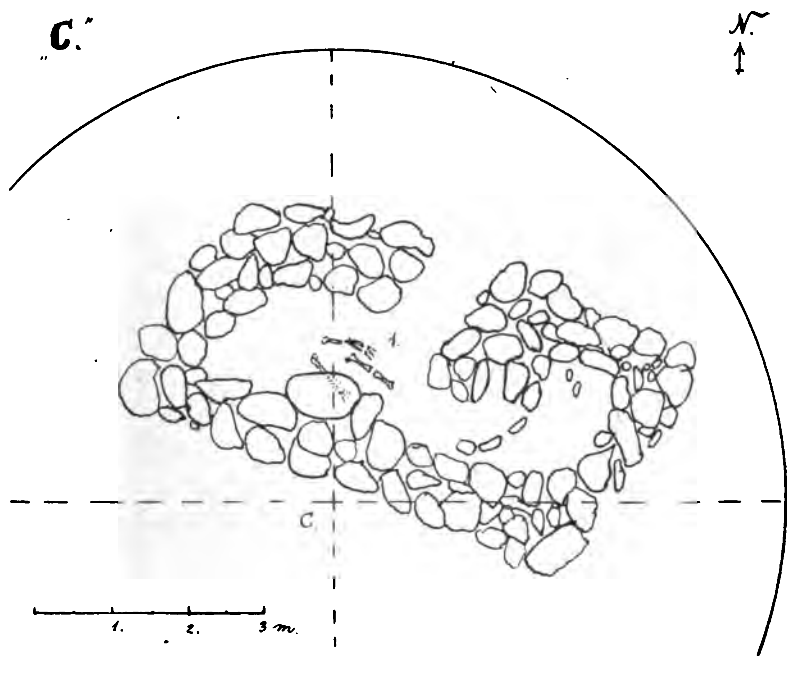


Abbildung 6

Zu solchen zerstörten Nachbestattungen mag eine Eisenspange, bzw. ein gebogenes Eisenstäbchen gehört haben, das schon 40 cm unter der Oberfläche gefunden wurde. Es ist 9 cm lang, drehrund, 3—4 mm stark, man kann es natürlich nicht deuten. Schon nach einigen Spatenstichen stieß man nördlich vom Mittelpunkte *C* überall auf große Steine und die weitere Grabung brachte eine mächtige Steinsetzung zu Tage. Als sie völlig freigelegt war, zeigte sie sich als längliches Viereck von 6 auf 4 m und etwa 1 m hoch; die größere Achse ging genau von Nordwest nach Südost. Der Grundriss (Ab-

bildung 6) zeigte, dass mächtige Wälle aus Stein einen Raum einschlossen, auf einer Längsseite war eine Art Eingang, von dem aus eine Reihe kleinerer Steine den Innenraum teilte. Dieser Bau war aus großen, unbehauenen Steinen roh aufeinandergeschichtet, die Steine, bis zu 40 cm im Durchmesser messend, sind vom nahen Kaiserstuhl beigeholt, wie sie dort vorkommen. Der ganze Innenraum war mit Erde ausgefüllt, nach deren Entfernung das Ganze erst den Eindruck eines rohen Gebäudes machte (ohne Dach). (Abbildung 7.)

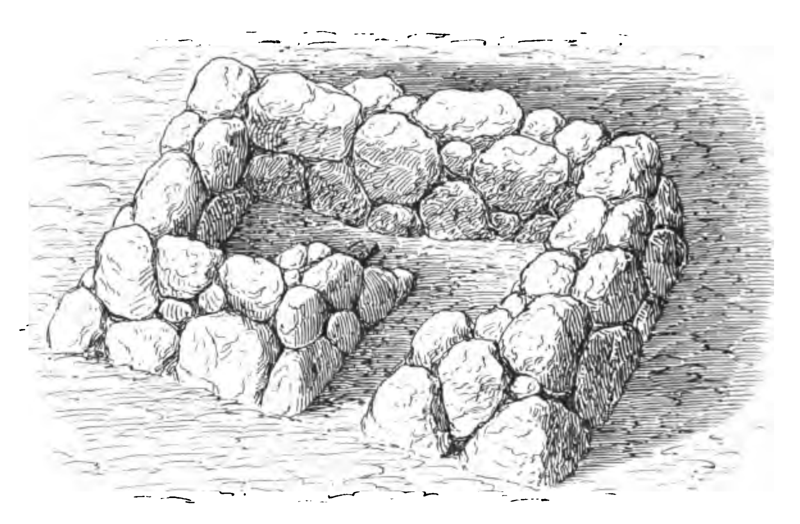


Abbildung 7. Steinsetzung von N. aus gesehen

Beim Ausräumen der Erde stieß man bei 90 cm Tiefe aut ein Skelett *(C 1)*; es lag hart an der Südmauer, mit dem Haupt nach Südost, nicht auf dem Grund der Steinsetzung, sogar höher als die kleinen Steine im Innern. Das linke Bein und der linke Arm (hart am großen Stein) und ein Teil der Rippen lagen in ungestörter Lage, das andere Oberschenkelbein war in Stücke, das eine Ende war etwa 1 m weit nach Westen verschleppt — eine Fuchsröhre ging hart an diesem Skelett vorbei (weiter abwärts und seitlich wurde sie noch mehrmals getroffen und ihr eine Menge kleiner Tierknochen entnommen, Mäuse-, Vögel-, Hasen-, Fuchsknochen usw., alle an Farbe und Festigkeit leicht als jungen Datums erkennbar). Irgend welche

Beigaben hatte dieses Skelett nicht, das der Stärke und Länge des Oberschenkels und anderer Knochen nach einem sehr groß gewachsenen Manne angehört haben muss. Dagegen fand sich oberhalb der Beckengegend eine ganz weiche, vom übrigen Erdreich kaum unterscheidbare braunschwarze Masse den Knochen aufgelagert — sie ließ sich nur in Spuren sammeln, ihre Untersuchung ergab nichts; ob es etwa Reste eines Ledergürtels waren oder von Holz? — Ich glaube, dass dieses Skelett nicht zu der Steinsetzung gehört, sondern erst später beigesetzt ist; der Fund des erwähnten Bronzerings über ihm und der Umstand, den ich noch erwähnen muss, dass rings um das Skelett hie und da kleine Tonscherben, zum Teil mit Ornament gefunden wurden, die sicher von Hallstattgefäßen stammen, beweisen aber, dass auch diese Bestattung oder Nachbestattung mit den andern in diesem und andern Hügeln zusammengehört. Die eben erwähnten Scherben können größtenteils von einem einzigen, großen, dickwandigen, dunkelroten schlechtgebrannten Gefäße stammen, die Zerstreuung über eine ganze Strecke könnte durch den Fuchsbau verursacht sein. (Es lagen auch Scherben in der Fuchshöhle selbst.)

Nun wurde die ganze Steinsetzung entfernt, unter ihr kam zunächst wieder steinfreie Erde, nur die nördliche Ecke setzte sich als kleiner Steinhaufen in die Tiefe fort. Nahe daneben, und zwar nach außen, außerhalb der Setzung, kamen nun Gefäße zum Vorschein, ziemlich genau in der Höhe der Basis der Steinsetzung (Grundriss, Abbildung 10, S. 47). Da stand zunächst eine große Prachtbowle (*C* 5) von seltener Schönheit, in ihr darin lag eine kleine Schale, 40 cm neben ihr stand eine schwarze Schüssel (*C* 6), um welche herum und in welcher zahlreiche Schweineknochen sich fanden.

Die große Bowle (Abbildung 8) ist der von Wagner (Hügelgräber usw.) farbig abgebildeten in der Form sehr ähnlich und ebenso reich, schwarz und rot verziert. Sie ist 30 cm hoch und 35 cm weit, mit breit ausladendem Bauche, eng eingezogenem Hals und schmaler Bodenfläche. Von Verzierungen ist zunächst ein Band in den weichen Ton eingedrückter kleiner Vierecke zu erwähnen, das um den Hals herumzieht, unmittelbar unter seiner stärksten Einziehung. Es ist oben von einer eingedrückten Schnurlinie und einem schwarzen Farbstreifen begrenzt, 16 mm breit; den Wagnerschen Bowlen fehlt solche

Halsverzierung. Am Bauche, von der Mitte an nach oben, zieht ein Ornamentband rings herum, das bis zum Halsansatz reicht. Es besteht aus acht Feldern, je vier etwa gleichen, die miteinander abwechseln. Nach oben sind diese Felder von fünf schmalen, ornamentierten Streifen begrenzt. Vier von den Feldern — einander ganz gleich — zeigen ein Muster, wie es mit leichten Abweichungen sehr häufig vorzukommen scheint



Abbildung 8 (fast $^1/_4$ nat. Gr.)

(Wagner, Lindenschmidt usw.), man könnte es mit der englischen Flagge vergleichen. Es ist ein horizontal gestelltes Rechteck, das von zwei 14 mm breiten, roten Diagonalen durchkreuzt ist. Die kleine, durch die Kreuzung der Streifen bedingte Mittelraute, nicht rot gefärbt, sondern im gelbbraunen Ton des ganzen Gefäßes, ist durch vertiefte Rinnen in 30 kleine, in Reihen stehende Rauten zerfällt, so dass sich dieses kleine Mittelfeld sehr hübsch vom ganzen Muster abhebt. Die dreieckigen Zwickel zwischen den Diagonalstreifen sind alle vier

gleichmäßig ausgefüllt. Zunächst ziehen neben den Rändern der Diagonalstreifen je zwei tiefe Rinnen, die gelbe Tonfarbe bewahrend. Dann kommt ein 7 mm breiter schwarzer glatter Streifen, der als Winkel in den Zwickel hineinragt; auch er ist dann wieder von zwei tiefen gelben Rinnen begrenzt und das letzte kleine dreieckige Feld, das am Rande bleibt, ist durch eng aneinandergestellte, unregelmäßige, tupfenartige Eindrücke belebt, es ist gelb gelassen. Die andern vier Felder zwischen diesen englischen Flaggenmustern zeigen folgende Ausfüllung: Jedes ist in neun Felder eingeteilt, also je drei kleine Rechtecke über- und nebeneinander, je drei vertiefte Rinnen grenzen sie voneinander ab. Diese kleinen Rechtecke sind nun so verziert, dass sich das mittlere und die vier an den Ecken des ganzen Felds besonders herausheben; sie sind auch stets gelb geblieben. Dadurch kommt eine Art rechtwinkliges, kurzarmiges Kreuz zu stande. Das Mittelviereck ist überall durch eingeprägte Rosetten verziert; es sind die bekannten, aus je drei konzentrisch ineinander liegenden, vertieften Kreisen bestehenden kokardenartigen Verzierungen. Einzelne der Eckvierecke zeigen dasselbe Muster, die andern haben eingedrückte, in Zickzack gestellte Strich- oder Tupfenreihen. Die vier Vierecke dazwischen — die Arme also des Kreuzes — sind glatt und nur durch Farbe geschmückt, sie sind schön rot gefärbt und auf dem roten Grunde liegt ein übereck gestelltes Gitterwerk schwarzer Linien oder eine schwarze Umrandung. — Die erwähnten Streifen endlich, die dieses ganze Ornamentband nach oben gegen den Hals abgrenzen, stellen drei gelbbraun gebliebene Streifen von vertieften, schräg hin und her gerichteten kurzen Strichen dar, die durch ein glattes rotes und ein ebensolches schwarzes Band voneinander getrennt sind.

Das Ganze wirkt außerordentlich gefällig und prächtig, die Verteilung von Farbe und Basrelief ist mit viel Geschmack und Geschicklichkeit vorgenommen.

Die zugehörige kleine Schale ist halbrund, die Wand oben aber etwas nach außen gebogen, schwarz, ohne Henkel. (Abbildung 8 neben die große gesetzt[6].)

[6] Beim Zusammensetzen der Scherben fand sich hier dabei noch ein Scherbenstück, das von einem ganz ähnlichen Gefäß stammen muss, wie die große Prachtbowle; es ist leider nur dies eine kleine Stück; es besitzt schwarze und rote Streifen und eingeritzte Linien; zum vorhin be-

Die, wie erwähnt, nahe dabei stehende schwarze Schüssel ließ sich leider nicht wieder völlig zusammensetzen, es muss ein rundliches, bauchiges Gefäß gewesen sein mit niederem, stark nach außen umgebogenen Rand. Sehr merkwürdig war die Anordnung der Schweineknochen (Abbildung 9). Der Topf stand in der Mitte, auf ihm lagen vier Rippen und das Schulterblatt eines Schweins, um ihn herum die andern Knochen des Tiers,

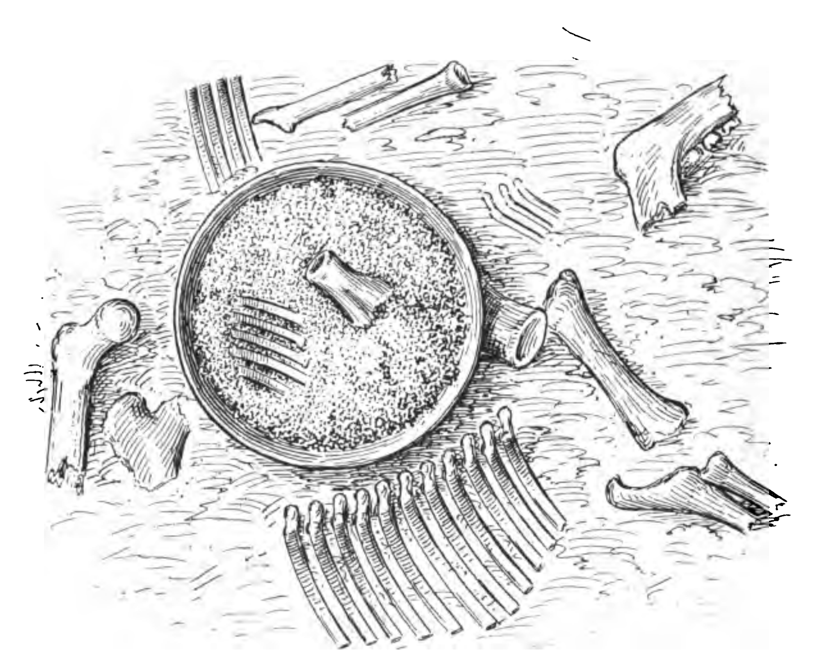


Abbildung 9

und zwar auf einer Seite elf Rippen in richtiger Reihenfolge und den ursprünglichen Abständen — also das ganze eine „Rippenstück"; gegenüber die vordere Hälfte des andern „Rippenstücks". Nach unten zu kamen die Becken- und Oberschenkelknochen — also die Schinken — entgegengesetzt die Schulterblätter und Armknochen — also „Schäufele" und „Vorder-

schriebenen gehört es sicher nicht, sieht ihm aber sehr ähnlich; es ist auffallend, dass nur diese eine Scherbe vorhanden ist — zurückgelassen wurde beim Graben mit ganz völliger Sicherheit nichts!

schinkle", wie man hier zu Lande sagt — auch ein Kinnbacken lag dabei — die Teilung des Tiers in „Stücke" ganz ähnlich, wie sie heute noch geübt wird. Das Schwein war noch jung (Epiphysengrenzen der Knochen offen) und wieder von schwachem, kleinen Bau. Die deutlich braun gefärbte Erde im Topfe drin ergab keine nachweisbaren Reste irgendwelcher Art.

Ob diese ganze Gefäßgruppe nun zu einer Bestattung gehörte, deren übrige Reste um eine Spatentiefe abwärts unmittelbar südlich von ihr zum Vorschein kamen — ist zweifelhaft, aber Beziehungen zu irgend einer andern oder sonstige Reste (Brandbestattung) fehlten trotz peinlichst genauer Untersuchung. Diese benachbarte Bestattung bestand in einem Skelett, auf der Seite liegend. Und dieses Skelett war in genau gleicher Höhe (1,40 m) wie ein zweites, ihm genau parallel liegendes, das etwa 4 m weiter östlich gefunden wurde.

Der Raum zwischen beiden Skeletten zeigte zunächst lose schwarze Erde und in ihr eine ganze Ausstellung von Gefäßen, gegen 40 Stück. Man darf annehmen, dass all das eine einzige Doppelbestattung war.

Im einzelnen ist noch folgendes zu erwähnen: Beide Skelette (s. Abbildung 10.) lagen mit dem Kopf nach Südwest, jedes hatte unmittelbar abwärts von den Füßen Gefäße stehen. Vergleicht man den Grundriss der Steinsetzung mit dieser Höhenschicht, so ergibt sich, dass die Skelette gerade unter den Quermauern der Setzung lagen (vgl. Abbildung 6 mit 10).

Von den Skeletten selbst ist wenig zu sagen, weitere Beigaben hatten sie beide nicht. Das westliche (*C* 7) lag auf der rechten Seite, die Beine leicht gekrümmt. Dem Knochenbau nach war es ein Mann. Das östliche (*C* 9) lag auf dem Rücken, ganz gestreckt; die Arme waren im Ellbogen spitzwinklig gebeugt und beide Hände vor der linken Schulter ineinandergefaltet, die Fingerknochen stacken fest ineinander. Dieses Skelett war beiderseits eingegrenzt von einem 15 cm breiten, etwa daumendicken Bande schwarzer, kohliger Masse, es sind die Reste von Balken oder Bohlen; leider konnte auch der Botaniker nicht mehr die Art des Holzes bestimmen. Auch unter der Leiche waren spärliche, aber nur dünne Reste kohliger Massen, doch nicht in zusammenhängender Schicht. Auch dieses Skelett zeigt eher männliche Formen, beides alte, doch nicht senile Individuen langen Wuchses.

Das Gefäß (*C* 8), das das westliche Skelett bei sich hatte, war ein unverzierter, grauschwarzer, kurz-birnförmiger Topf mit geradem, scharf abgesetztem Rand, etwa 20 cm hoch und 18 cm weit.

Wie das östliche Skelett seine höhere Bedeutung durch die Balken- (Sarg)reste zeigte, so hatte es auch reichere Keramik; es standen drei Gefäße beieinander. Das eine (*C* 13) ist eine

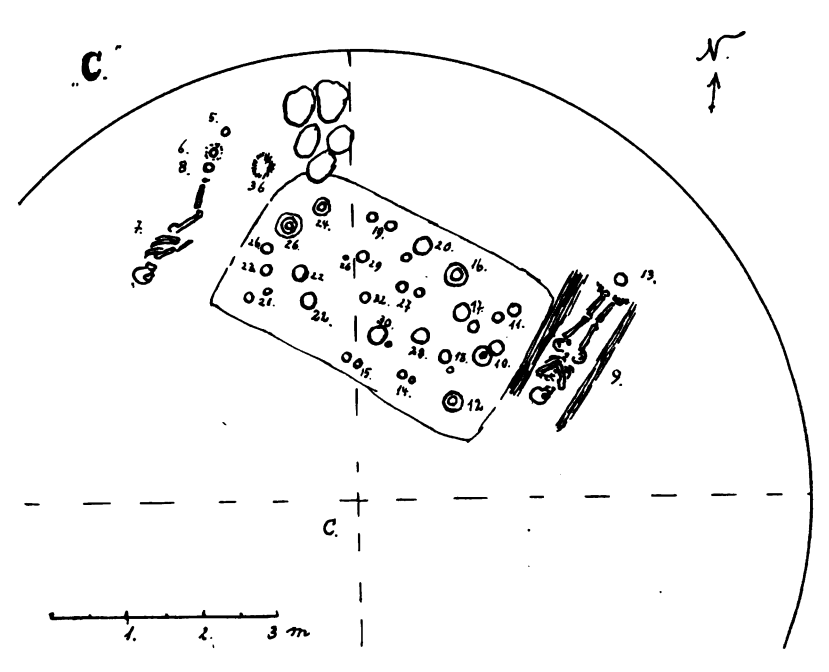


Abbildung 10. Grundriss desselben Hügels wie Abbildung 6, aber 50 cm tiefer.

niedere Schüssel (Abbildung 11), deren gewölbter Bauch ober der Mitte eine scharfe Kante trägt, von der aus nach oben die Wand gerade, nicht mehr gewölbt verläuft. Ein niederer, nach außen gebogener Rand schließt oben an. Die Schüssel ist außen und innen schwarz, ohne Schmuck, 29 cm weit, 12,5 cm hoch. Daneben (*C* 13) stand eine flache, runde Schüssel, die nur in Stücken erhalten ist, schmucklos schwarz, ca. 19 cm weit. Die kleine Bodenfläche trägt drei eng beieinander stehende roh eingeritzte Striche, man fühlt sich geneigt, an eine Besitzer-Marke zu denken oder dergleichen Zeichen. Das dritte Gefäß

endlich ist fast ganz zerstört, aus den Scherben, darunter einem Rand- und dem Bodenstück, lässt sich nur erkennen, dass es ein dickwandiges, kleines Gefäß aus braunem Ton war, rund gewölbt, mit niederem Rand.

Zwischen diesen beiden Skeletten mit je ihren Gefäßen am Fußende war nun die erwähnte Aufstellung der zahlreichen Gefäße. Die Anordnung war so: Auf dem Raum zwischen den Skeletten war eine viereckige Stelle von $2^1/_2$ auf $3^1/_2$ m Größe festgestampft, der Lehmboden bildete nun eine feste, glatte Unterlage. Auf dieser lag eine halbfingerdicke, kohlige Masse, in der sich leider keinerlei Struktur mehr erkennen ließ —

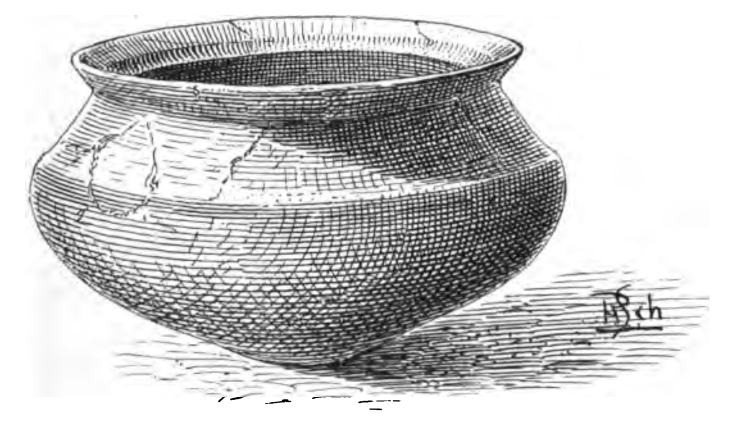


Abbildung 11 ($^1/_4$ nat. Gr.)

Feuer hatte alles zerstört, das beweisen die zahlreichen Reste geschmolzener Bronzestückchen. Allenthalben auf der Masse lagen kleine, pfefferkorn- bis erbsengroße Bronzekügelchen, deutlich die Schmelz- bzw. Erhitzungsspuren an sich tragend — oft waren sie enge beieinander, bald lose ausgestreut, ursprünglich etwa aufgenähte Perlen oder Nagelköpfe. Auch größere Brocken geschmolzener Bronze, zusammengesinterte Massen, lagen dazwischen, es sind fast 400 gr Bronze; dabei konnten die ganz kleinen Körnchen vielfach nicht gesammelt werden. Aus den Bronzeresten ließen sich einige Stückchen von dünnen Bronzestäbchen herauslesen und kleinste Bruchstücke einer gerippten Fläche (Gefäßwand? Beschläg?). Sonst ergab sich keinerlei Anhalt für die ursprüngliche Bedeutung der Bronze-

massen. Dazwischen lagen nun Stücke Kohle, angebrannte Stücke Tierknochen, zerbrannte Scherben (ganz wenige). Endlich lag in der ganzen Masse ein Stückchen Knochen mit Verzierung, ein 3 cm langes, glattgeschliffenes Stück aus einem ursprünglich 13 mm dicken, runden Knochenstäbchen; es trägt im Abstand von 2 cm je ein Paar sehr sauber eingeritzte Ringlinien; ein 1 cm großes zweites Stückchen zeigt Teile desselben Ornaments — irgend welche Deutung ist unmöglich.

Die, sozusagen, Grundmasse der ganzen Kohlenschicht, die dem gestampften Lehmboden auflag, halte ich für die Reste eines dünnen Holzbelags, den die Menschen auf den Lehmboden gelegt hatten und der dann verbrannte oder verbrannt wurde. Und darauf hatten sie nun in hübscher Anordnung 41 Gefäße niedergestellt, die also jetzt alle unversehrt von Feuer (!) auf der Aschenschicht standen, Schüsseln und Teller, Krüge und große Bowlen, Becher und Tassen — alles aus Ton, bald schmucklos, bald reich verziert, bald leer, bald mit Speise gefüllt. Die Anordnung war folgende: (Vgl. die Tafel, welche einen Wiederherstellungsversuch darstellt, 10 Stück von den 41 ließen sich nicht mehr zusammensetzen, ihre Form ist also aus Scherbenresten erschlossen, sie sind in der Zeichnung nicht völlig ausgeführt und dadurch kenntlich. — Von einzelnen wenigen ließ sich die Lage nicht mehr ganz sicher feststellen, es ist dann im Text angegeben; von allen andern aber ergibt die Fundliste, die Skizzen, die an Ort und Stelle gefertigt wurden und die genaue Numerierung der Scherben genau den Grundplan, die Anordnung und Verteilung der Gefäße — sie wurden wieder so aufgestellt und dann vom Zeichner wiedergegeben. Die Ornamente sind jeweils möglichst genau abgebildet, so dass die Tafel neben der gegenseitigen Lage das Aussehen der Gefäße getreu wiedergibt. Die Nummern der Fundliste sind auf der Tafel und im Text je beigefügt.)

In der Südostecke standen drei Teller (*C* 12, 12, 12) ineinander (rechte untere Ecke der Abbildung) je etwa gleicher Form und steigender Größe. Die Bodenfläche ist bei allen nur schmal, die Wände von da steil aufsteigend. Der unterste ist braun, hatte innen schwarze konzentrische $1^1/_2$ cm breite Ringe (wieviele?), er ist 31 cm weit (oben), 10 cm hoch, Boden 7 cm breit. Der zweite ist grauschwarz, ohne Schmuck, 24 cm weit,

5,7 cm hoch, der Boden 4,7 cm breit. Der dritte endlich ist schwarz, hat innen zwölf konzentrische, rund $^3/_4$ cm voneinander abstehende, leicht riefenartig erhobene Ringe — er ist aus dem feinsten Ton gebrannt (Höhe 4,8 cm, Weite 22 cm, Boden 4,7 cm). — Ob ursprünglich Inhalt darin war, ließ sich nicht bestimmen. Etwas einwärts stand ein hübsches kleines Tellerchen (*C* 18) von eigentümlicher Form: An eine 2,5 cm tiefe Höhlung mit steiler Wand, oben 6 cm weit, fügt sich ein 4 cm breiter, fast wagrecht gestellter Rand an, das Ganze hat die Form — man verzeihe den Vergleich — wie eine Hohlform für ein Spiegelei, für Dotter und Eiweiß. Die Höhlung ist rot, der Rand hat abwechselnd je vier, etwa gleichgroße rote und schwarze Felder, während die ganze Unterseite rot ist und nur einen schwarzen Randstreifen trägt. Nördlich davon standen zwei schwarze, flache Schüsseln (*C* 10, 10), die eine völlig rundbauchig, an der andern biegt sich der Bauch oben etwas nach außen (Weite 19 cm, Höhe $7^1/_2$ cm und Weite $22^1/_2$ cm, Höhe $7^1/_2$ cm). Daneben oder darin stand ein kleines rotes Schälchen (*C* 10), völlig rund, mit kleinem Henkel, rund 9 cm weit und 4 cm hoch. (Die rundbauchige ist auf der Abbildung nach innen und hinten gerückt, damit sie sichtbar wird — links von der hohen Urne.) Noch weiter nördlich, damit die Nordostecke der Anordnung bildend, standen ein runder tiefer Teller und ein kleiner Topf mit kleinem runden Henkel; ob in oder nebeneinander, ist unbestimmt. Der Teller (*C* 11) ist grauschwarz, mit geraden, von einer 6 cm breiten Bodenfläche zu 12 cm Weite aufsteigenden Rändern (Höhe $7^3/_4$ cm). Das Töpfchen ist aus rotem Ton, nur der Hals mit Henkel ist erhalten (in der Abbildung ergänzt). Diese acht Gefäße standen also am Südostrand entlang; sehen wir den Südwestrand an: Da kommt von der ersten Ecke an zunächst wieder ein rundes Schälchen (*C* 14), diesmal schwarz, mit kleinem runden Henkel (Weite 11,5 cm, Höhe 5 cm), und darunter (oder daneben?), also etwa wie ein Unterplättchen zur Kaffeeschale, ein etwas gewölbtes Tellerchen (*C* 14) aus ziegelrotem Ton, 16,4 cm groß (Abbildung vorn, rechts). Daneben ein offenbar ebenso geformtes, von dem nur Trümmer erhalten sind, außen rot, innen schwarz gefärbt (*C* 15) und neben diesem stand wieder eine der schwarzen, rundbauchigen Schüsseln (*C* 15), wie oben beschrieben (9 auf 21 cm). An der Südwestecke endlich stand ein sehr

hübsches kleines Töpfchen (*C* 21) mit rundem Bauch und abgeknicktem Rand, das außen ein eigenartiges Muster bot. Der Rand und der untere Teil des Gefäßes zeigen die ziegelrote Farbe des Tons, unter dem Hals zieht ein fingerbreites schwarzes Band herum, darunter ein ebensobreites dunkelrotes. In dieses ist ein eigentümliches Muster eingeritzt, eine Art Mäander, in dessen offene (nicht rückwärts geschlagene) Krümmungen sich je winklig geknickte Doppellinien einfügen (vgl. die Abbildung linke untere Ecke). Das ganze Töpfchen ist nur 9 cm hoch und 11 cm weit. Daneben, nun umbiegend zum Nordwestrand, treffen wir einen sehr flachen graubraunen Teller (*C* 23), von dem nur ein kleines Stück erhalten ist, das eine Form wie die unserer Speiseteller erkennen lässt (in der Abbildung ergänzt). Auf der Außenseite laufen am Randansatz zwei sehr sauber gezogene feine Rinnen. Auf diesem Teller lag eine bräunliche Erde, die nach dem Trocknen wie etwa mit Kaffeesatz untermischt aussah. Mikroskopisch ließen sich darin nur eine Anzahl sogenannter „Steinzellen“ nachweisen, also solche pflanzliche Zellen, wie sie am längsten widerstandsfähig und erhaltbar, in allen Teilen von Pflanzen vorkommen, am häufigsten in den Hartgebilden, harten Stengeln und Blattstielen, Schalen, Kernen, aber auch in Wurzeln, Blättern usw.[7]. Man darf es als nicht für unwahrscheinlich halten, dass wir es mit Resten einer pflanzlichen Speise zu tun haben — Früchte — Wurzeln — Blätter — doch ist nicht ganz ausgeschlossen, dass die Zellen auch von später hineingewucherten Wurzeln herstammen.

Dieser Teller war wol nun ursprünglich zugedeckt, wenigstens fand sich über ihm eine dünne kohlige Masse mit einigen Bronzekügelchen, vielleicht die Reste eines Holzdeckels mit Bronzeschmuck, oder eines Tuchs oder dergleichen. Neben diesem Teller stand ein roter rundlicher Topf (*C* 26) mit kleinem Henkel und etwas umgebogenem Rand; als Verzierung geht um den Halsansatz eine Reihe schräg eingedrückter, kommaartiger Striche; er ist $10^1/_2$ cm hoch, oben 14,2 cm weit. Um dieses Töpfchen herum lagen zahlreiche (6—8) verbrannte kleine Knöchelchen (Schwein?). Daneben kamen nun drei

---

[7] Ich möchte auch hier Herrn Dr. Claußen, Privatdozenten für Botanik hier, für die Untersuchung dieser und der andern verdächtigen Erdproben verbindlichsten Dank aussprechen.

Schüsseln (*C* 25 und 26), die sicher ineinander standen! Zu oberst eine kleine rundbauchige, schwarze, die leider nur schlecht erhalten ist, an einer Scherbe ist ein Henkelansatz. In dieser Schüssel lag eine braune Erde und auf dem Grund der Schüssel eine Masse weißer Eierschalen, welche Beobachtung nachher durch mikroskopische Prüfung von Dünnschliffen derselben über jeden Zweifel erhoben wurde; hier war also sicher eine Speise beigesetzt worden, Eier mit der Schale! Diese Schüssel stand nun in einer ihr sehr ähnlichen, braunen, runden henkellosen, die ebenfalls mit brauner Erde gefüllt war — es war eine dicke solche Lage zwischen beiden — folglich war seinerzeit die eine auf den Inhalt der andern gestellt worden, so eigentümlich das klingt! — Und unter dieser zweiten Schüssel kam eine dritte, abermals von gleicher Form, nur größer, aus grauschwarzem Ton; diese scheint leer gewesen zu sein, denn die zweite stand ganz dicht in der ersten. — (Der Druck des Erdreichs hatte alle drei zerdrückt, aber man konnte die einzelnen Scherbenlagen deutlich scheiden, deutlich je den Inhalt herausnehmen, das Ganze wurde an Ort und Stelle genau notiert und skizziert.) — Man sieht also, dass man aus der Tatsache, dass zwei Schüsseln aufeinander stehen, nicht mit Sicherheit darauf schließen kann, dass die untere leer war. Ein flacher, nur in wenigen Scherben erhaltener schwarzer Teller (*C* 19) schließt sich an. (In der Abbildung ergänzt.)

An der Nordwestecke, an die wir nun gelangt sind, standen wieder zwei Gefäße (*C* 24) ineinander (oder hart nebeneinander? — oder die flache Schale als Deckel auf dem andern? — sie waren zu einer einzigen Masse zerdrückt) — sie sind schlecht erhalten. Das eine, wieder zusammensetzbar, ist ein $18^1/_2$ cm großer, tiefer Teller oder eine flache Schüssel mit auswärts gebogenem schmalen Rand, der sich durch schwarze Färbung vom Rotbraun des übrigen Gefäßes gut abhebt. Das andere ist ein dunkelrotes, offenbar rundbauchiges gehenkeltes Töpfchen mit einer eingedrückten Tupfenreihe um den Hals; es ist nur noch in Scherben vorhanden. Noch geringer sind die Reste eines, wie aus der flachen Scherbenform zu schließen ist, recht großen dunkelroten Gefäßes (*C* 19), das daneben stand — Nordostrand —, es hat als Schmuck wenigstens zwei aus jeweils drei oder vier leicht vertieften Rinnen bestehende Ringbänder; der Rand war scharf nach außen gebogen, über die Größe und

sonstige Form ist Sicheres nicht zu sagen, es war wahrscheinlich eine bauchige Bowle (als solche ist es in der Zeichnung ergänzt — die unsicherste aller Ergänzungen!). Weiter, dem Rande folgend, kommt ein großer, schwarzbrauner Topf (*C* 20) von gefälliger Form, schlank, birnförmig mit gut abgesetztem Rand (17,5 cm hoch, 21,5 cm weit). Da wo der Bauch sich aufwärts verjüngt, ziehen drei fingerbreite, leicht vertiefte, ausgerundete Furchen herum, von der untersten gehen an acht Stellen je drei nahe zusammengerückte schmale solche Furchen ein Stück weit abwärts. Zwischen den Scherben, zu denen dieser Topf beim Auffinden zerdrückt war, lagen solche einer runden niederen, schmucklosen schwarzen Schüssel, so dass nicht entschieden werden kann, ob sie daneben oder darunter stand, oder etwa als Deckel darauf gestülpt war — sie würde gut passen. (In der Abbildung daneben gesetzt.) Als letztes Gefäß jener Reihe kommt endlich ein 27 cm großer Teller (*C* 16) mit sehr kleiner Bodenfläche (5 cm) und steil aufsteigenden Wänden, deren oberster Rand flach umgebogen ist. Er ist außen gelbbraun, innen hebt sich von diesem Grunde der schwarze Rand und ein wenig über dem schmalen Boden ringsumlaufendes schwarzes Farbband ab, welche beiden durch acht radiär ziehende schwarze Streifen verbunden sind. Auf diesem Teller stand eine niedere schwarze Schüssel (*C* 16), unten rund, mit steilen Seitenwänden und schräg auswärts gebogenem Rand (18,5 cm weit, 9 cm hoch). Sie ist innen und außen tiefschwarz und hat außen unterhalb des Randes vier je durch eingeritzte Linien getrennte Ornamentbänder von genau $^1/_2$ cm Breite. Jedes Band besteht aus abwechselnd glatten und schräg schraffierten Stücken, wobei die Richtung der Schraffur in je zwei aufeinander folgenden Bändern wechselt, ebenso wie glatte und schraffierte Stücke je zweier Bänder abwechseln. Nach unten schließt eine Linie eingedrückter kleiner Schrägstriche das Ganze ab.

Diese Schüssel war ebenfalls nachweisbar mit Speise gefüllt. Die dem Boden der Schüssel direkt aufliegende Erde hat eine weiße Kruste, in der sich mikroskopisch Stärkekörner nachweisen ließen. (Sie zeigen einfache, konzentrische Schichtung, sind 0,006—0,01 mm groß, an Zahl nicht eben bedeutend.) Aus der Form erhellt, dass es sicher nicht Weizen, Roggen, Gerste, Hafer ist; dagegen könnten es etwa Stärkekörner von

Leguminosen sein — wir hätten also etwa Reste eines Bohnen-, Erbsen- oder Linsengerichts vor uns!

All diese Gefäße standen also rings herum am Rande des gestampften „Tisches“, wie er einmal genannt sein möge. In der Mitte, aber hart an diese anschließend, standen dann noch folgende (vgl. stets die Abbildung).

Da waren einmal hart einwärts und links von den eben beschriebenen Schüsseln die Reste eines Gefäßes (*C* 17), das nach Dicke und Form der Scherben rund-birnförmig gewesen sein dürfte, grauschwarz — nur Scherben vom Hals und Boden sind noch erhalten (in der Abbildung ergänzt!) Daneben stand ein steilrandiger schwarzer hoher Teller (*C* 17), ebenfalls nur aus dürftigen Scherben zu erschließen. Weiter eine ganz große bauchig-birnförmige Prachtbowle (*C* 18), reich mit schwarz und rotem Bandmuster bemalt — soweit die Scherben von Hals und Bauch erkennen lassen, nach Form und Farbe der unten beschriebenen Bowle (*C* 22) ähnlich oder gleich. Und weiter ein nach Standfläche und Krümmung der Scherben des Bauchs zu schließen noch runderes, bauchiges, glänzend tiefschwarzes Gefäß (*C* 28); es war mit vertieften, je zu dreien angeordneten Ringlinien und (am Halsansatz) mit flachen breiten Ringfurchen verziert. Ebenso ist das nächste eine große henkellose Kanne[8] (*C* 31), ihr mag die vorige geähnelt haben; — sie ist wol erhalten, ja war an Ort und Stelle so wenig zerdrückt, dass fast keine Erde ins Innere gedrungen war, sie war leer und in ihr stand (es wurde völlig unversehrt herausgezogen) ein kleines Becherchen (*C* 30). (In der Abbildung neben das große Gefäß gestellt, um es sichtbar zu machen.) Diese Kanne ist braunschwarz, gedrungen birnförmig, mit hohem, scharf abgesetztem trichterförmigen Rand, unter dessen Ansatz vier flachen Furche das Gefäß umziehen; die Höhe beträgt 23,5 cm, die Weite 24 cm.

Fast gleich in der Form, nur verkleinert, nämlich nur 6,5 cm hoch und weit, ist das Becherchen (*C* 30). Es ist ebenfalls schwarz, aus dünnem, gut gebranntem Ton und trägt als Schmuck auf der größten Ausladung des Bauchs an vier je gegenüberliegenden Seiten allemal 3 cm weit voneinander entfernte, senkrecht herabziehende, sehr leicht eingedrückte Striche.

[8] Am passendsten wäre für diese Form das hierzulande gebräuchliche Wort „Gutter“ (lat. guttarium, großes, henkelloses, weithalsigflaschenartiges Gefäß für flüssigen Inhalt).

An einer Stelle der Halsabknickung ist die Gefäßwand von einem runden, 2 mm weiten Loche durchbohrt. Wir dürfen wol annehmen, dass hier eine Schnur statt eines Henkels befestigt war. Um die große Kanne herum und unter ihr lagen zahlreiche mehr oder weniger angebrannte Tierknochen. Daneben kam wieder eine ganz große, schwarz und rot bemalte (*C* 22) von der stattlichen Höhe vom 31,5 cm und 29 cm weit. Auf einer schlanken Birnform (die durch den Druck des nassen Bodens etwas unsymmetrisch geworden) sitzt ein sich erweiternder hoher Hals. Das Gefäß ist schön dunkelrot und trägt reichen Schmuck schwarzer 1—2 cm breiter Farbstreifen. So zieht um den Hals hart am obern Rand und nahe über dem Ansatz je ein solches Band, dann läuft um den obern, sich verjüngenden Teil des Bauchs ein Zickzackband, in dessen Zacken wieder schwarze, dreieckige Zwickel hineinragen, und abwärts davon laufen sechs Gruppen von Parallelstreifen senkrecht nach abwärts, und zwar abwechselnd je eine Vierer- und eine Sechsergruppe. Die Kanne macht wirklich einen gefälligen schönen Eindruck. Zu ihr gehört wol das daneben befindliche runde rote Schälchen (*C* 21), (oben 10,5 cm weit und 4,5 cm hoch), das sich von den sonstigen ähnlichen Schälchen dadurch auszeichnet, dass die Rundung sich gegen den Boden zu stark einzieht, so dass der nur 2 cm große Boden abwärts stark vorspringt. Neben den Gefäßen lagen zwei kleine Bronzeringe von 22 und 24 mm Durchmesser, 3 und 2,2 mm dick, drehrund, vielleicht zu Henkel oder dergleichen eines Bronzeeimers oder -löffels gehörig. Von einem weiteren schwarzen Gefäß (*C* 22) sind nur zwei große Stücke des Halses erhalten, der weit und trichterförmig ganz dem der beschriebenen großen schwarzen Kannen gleicht. Die nächste Kanne (*C* 29), gedrungen birnförmiger Gestalt und ebenfalls schwarz, ist wieder gut erhalten. Höhe und Weite 24 cm. Unter dem Ansatz des etwas niedereren Halses umziehen sie fünf einander sehr nahe eingeritzte Linien. Hart daneben (oder darin? — die Scherben ließen die Lagerung nicht erkennen — sie ließen sich auch von den benachbarten der Schüssel *C* 26, s. oben, an Ort und Stelle nicht absondern) stand wieder ein kleines Becherchen (*C* 26), fast kugelförmig, ohne Hals, 5 cm hoch, 7,5 cm weit, schmucklos rot.

Bei der Gelegenheit sei auf diese halbrunden Schälchen — Becherchen, wenn oben mehr geschlossen — hingewiesen

und die Frage aufgeworfen, wozu sie sich so oft bei oder in den großen Bowlen oder Kannen finden. Als Schöpfgefäße sind sie zu klein und, weil ohne richtigen Griff, unpraktisch. Sind es kleine Maßgefäße, verwandt bei Mischungen verschiedener Getränke oder zum Abmessen oder Beibringen von zur Flüssigkeit zu setzenden Gewürzen?

Schließlich kommen — ganz in der Mitte — noch drei Gefäße. Einmal ein Krug von seltenerer Form (*C* 32), der Bauch fast kugelig, darauf sitzt ein hoher sich oben erweiternder Hals. Seitlich erhebt sich ein starker runder Henkel, einem Finger bequem Durchlass gewährend. Auf der schwarzen Oberfläche sind zwei aus je drei flach eingeritzten Parallellinien bestehende Ringbänder angebracht, das obere biegt am Henkel nach abwärts aus, um den Henkel unten zu umziehen, das untere hört jederseits vom untern Henkelansatz auf, so den Henkel also überspringend.

Weiter kömmt noch ein sehr hübsches birnförmiges Gefäß (*C* 27), nicht so groß wie die geschilderten schwarzen (nur 18,5 cm hoch und 18 cm weit) — in der Form aber ihnen gleich. Es ist dunkelrot und trägt als Schmuck unter dem Halsansatz ein etwa 1,3 cm breites, schwarzes Ringband, darunter in seiner Breite gleichem Abstand ein zweites ebensolches, und nochmals darunter ein Band, das sich aus gleichgroßen schwarzen Dreiecken zusammensetzt, die, hart aneinanderstoßend, alle mit der Grundlinie nach oben, mit der Spitze abwärts sehen, so dass der untere Rand eine regelmäßige Zickzacklinie darstellt. Auch um dieses Gefäß herum lag eine Anzahl so gut wie gar nicht angebrannter Schweineknochen.

Als letztes endlich ist ein henkelloser unverzierter roter Topf (*C* 27) zu nennen, er ist wenig ausgebaucht, nach unten sich verjüngend, nach oben nur ganz wenig eingezogen zum Ansatz eines nicht scharf abgegrenzten Halses.

So standen also hier, wie gesagt, 41 große und kleine Gefäße beisammen, hingesetzt auf die verbrannte Holz(?)masse. Bezüglich dieser Verbrennung ist der Gegensatz auffällig, den der Erhaltungszustand der verschiedenen Dinge zeigt: Die Bronze ist geschmolzen, zu Klumpen und unregelmäßigen Stückchen zusammengesintert und zusammengebacken, die Holz- (oder was es war) Unterlage ist völlig verkohlt — die Gefäße sind wol erhalten, auch die Farben verhältnismäßig unversehrt und einzelne Schweine-

knochen sind fast gar nicht angebrannt (geschützt vom Fleisch) — die Annahme, dass die Gefäße erst nachträglich hingestellt wurden, widerlegt der Fund einer gleichen verkohlten Schichte mit geschmolzener Bronze auf einem Gefäße und darüber hinweglaufend (s. oben). Da bleibt also ein Rätsel. —

Endlich muss erwähnt werden — und damit gelangen wir zum Ausgangspunkt des Feuers — dass nahe der Nordwestecke der eigentliche Feuerungsplatz sich fand (*C* 36, Abbildung 10 S. 16), im Schutz von Steinen, die sich von der obern Setzung her bis hier herunter verfolgen ließen und die von der Hitze des Feuers stark gelitten hatten. Es war ein rundliches Loch, ganz ausgefüllt mit Asche und Holzkohlen.

Damit erwies sich die Ausgrabung dieser reichen Bestattung als erschöpft. —

Weiter in die Tiefe dringend, fand ich nun genau in der Mitte des Hügels (also bedeutend südlich von der eben geschilderten, keramikreichen Bestattung) eine offenbar älteste Steinsetzung; die Bestattung war auf dem gewachsenen Boden vorgenommen worden (heute 2,10 m unter der Hügeloberfläche). Da lagen (vgl. Abbildung 12) vier große Blöcke, darunter, ganz genau von Ost nach West (Haupt östlich) ein Skelett in Rückenlage; es ruhte auf einer verkohlten Masse, den Überresten eines Bretts, die gewaltigen Steine (wir brauchten drei Mann, den schwersten zur Seite zu wälzen) lagen unmittelbar auf ihm! Leider war hier die Bodenfeuchtigkeit sehr stark, so dass alles schlecht erhalten war. In der Hüftgegend des Skeletts lagen dicke Scherben — vermutlich schon als Scherben mitgegeben (?), auch einzelne rings beim Skelett zerstreut, z. B. neben dem großen Stein über dem Kopfe mehrere, begleitet von Resten von Tierknochen. Unterhalb der Füße stand ein großes bauchiges Gefäß (*C* 41) — die Reste ließen sich nicht mehr zu einem Ganzen vereinigen; es war von ziegelroter Farbe, vermutlich birnförmig, hatte einen scharf abgesetzten $3^1/_2$ cm hohen Rand, war wol ähnlich geformt wie die beschriebenen schwarzen. Daneben stand ein rundes schwarzes Schälchen (*C* 47), ebenfalls schlecht erhalten. Zwischen beiden lag ein 4,9 cm großer Bronzering (*C* 45) von vierkantigem Querschnitt (je eine Kante nach außen und innen), 4 mm dick, dabei kleine Stückchen völlig rostzerfressenen Eisens, kleine Stängelchen, 1—3 cm lang, rund, 3—4 mm dick, leicht gebogen, ein Stückchen durch Rost und

Grünspan fest auf den Ring gelötet — leider lässt sich nicht vermuten, was das Ganze war. — Weiter lagen etwas seitlich von der linken Hand des Skeletts einige Scherben (*C* 43), die wol als Randstücke eines flachen Tellers gedeutet werden dürfen; die Nässe hat fast alles zerstört, das eine Stück zeigt, dass der rote Teller einen schwarzen Rand hatte, von dem radiär schwarze Streifen nach innen gingen, weiter innen wieder von einem

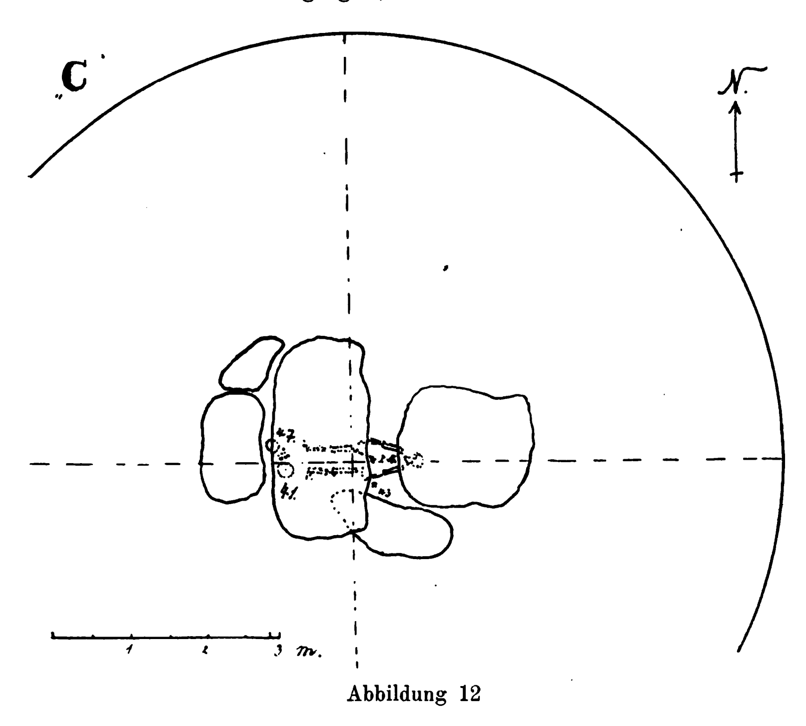


Abbildung 12

Ringband durchkreuzt, ein Muster, das fast genau ebenso an einem Exemplar aus den zahlreichen vorhin beschriebenen Gefäßen der obern Bestattung sich zeigte. —

So ist also diese unterste Bestattung nach den Beigaben gleichzusetzen der obern — nur die verschiedene Lage der Leichen nach der Himmelsrichtung ist auffällig! —

4.

Ein weiterer Hügel (*O*) mit einem Durchmesser von etwa 16 m und rund 80 cm Höhe wurde in einer Ausdehnung von

10 m Kreisdurchmesser bis auf den gewachsenen Boden abgetragen (Abbildung 13). Leider hatten offenbar früher schon andere Hände in der Mitte den Boden durchwühlt, hier zeigte sich die Erde mit dem gelben Lössuntergrund durchmischt, kleine Stücke Scherben fanden sich allenthalben dazwischen. Auch ein Stückchen Eisen (*e*) wurde hier gefunden, ein zu einer Art Schlinge gedrehter, 3—4 mm starker Eisendraht, über

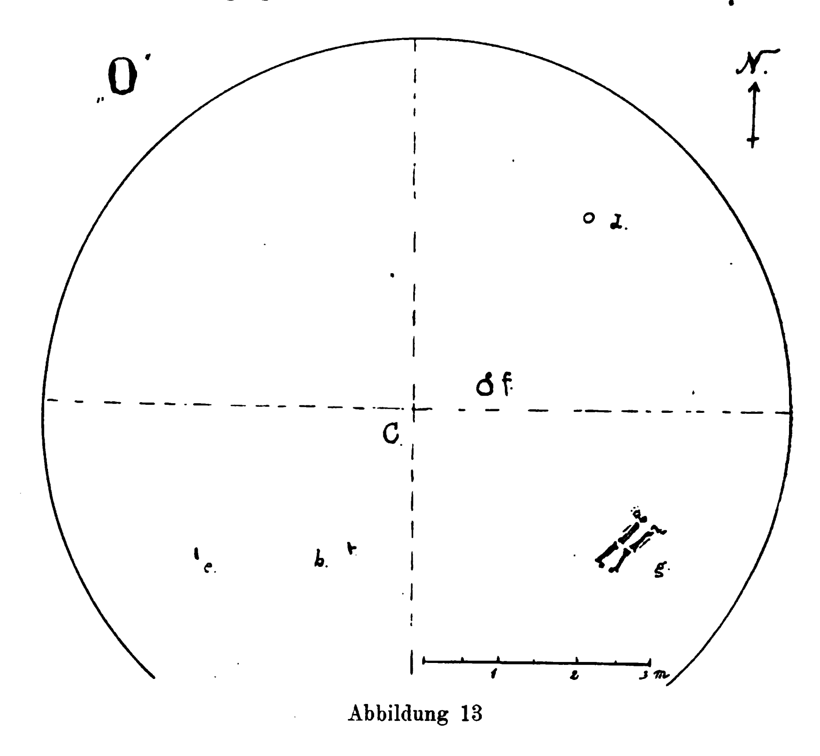


Abbildung 13

dessen Verwendung und Alter sich nichts aussagen lässt. Weiter lag südwestlich der Mitte und nur 20 cm unter der Oberfläche eine kleine bronzene Armbrustfibel (*O b*), nicht allzu gut erhalten. — In der östlichen Hälfte des Hügels kamen bei 50 cm Tiefe im südlichen Teile Ober- und Unterschenkel (*O g*) in gegenseitig richtiger Lagerung zum Vorschein, vom übrigen Skelett fehlte jede Spur, ebenso von Beigaben. Nahe der Mitte des Hügels fand sich ein Scherbennest, das mein Vorgänger übersehen oder verschmäht hatte — die Scherben ließen

sich sehr leicht zu zwei Gefäßen zusammensetzen (*O f*). Das eine ist ein sehr schöner Topf von ungewöhnlicher Form (Abbildung 14). Der Bauch lädt nicht gleichmäßig rund, sondern fast in einer Kante aus, von der aus sich das Gefäß nach oben stark verjüngt und ganz allmählich in den sehr langen Hals übergeht. Auf der Oberhälfte des Bauchs sind in den geschwärzten Ton als Verzierung vier flache Ringfurchen angebracht,



Abbildung 14 ($^1/_3$ nat. Gr.)

darunter zieht ringsum ein aus drei parallelen eingeritzten Strichen bestehendes Zickzackband und auf der stärksten Wölbung des Bauchs sind endlich an vier übers Kreuz gestellten Seiten nach abwärts offene Halbkreise angebracht, je aus drei konzentrischen eingedrückten Halbkreisfurchen bestehend. Am Halsansatz endlich ist eine Reihe kleinster Tupfen eingedrückt. Die Urne ist 18,5 cm hoch und 19 cm weit. Neben ihr (oder in ihr?) war ein kleines Näpfchen, halbrund mit ganz kleiner Standfläche, henkellos, rot, oben 8 cm weit und 4 cm hoch.

Eine zugehörige Bestattung fehlte, wie gesagt, war aber hier der Hügel nicht unversehrt. Im Innern der Urne lag eine Handvoll völlig kalzinierter, angebrannter Knochenreste, deren Herkunft nicht mehr bestimmbar ist (Tierknochen? oder Leichenbrand?). —

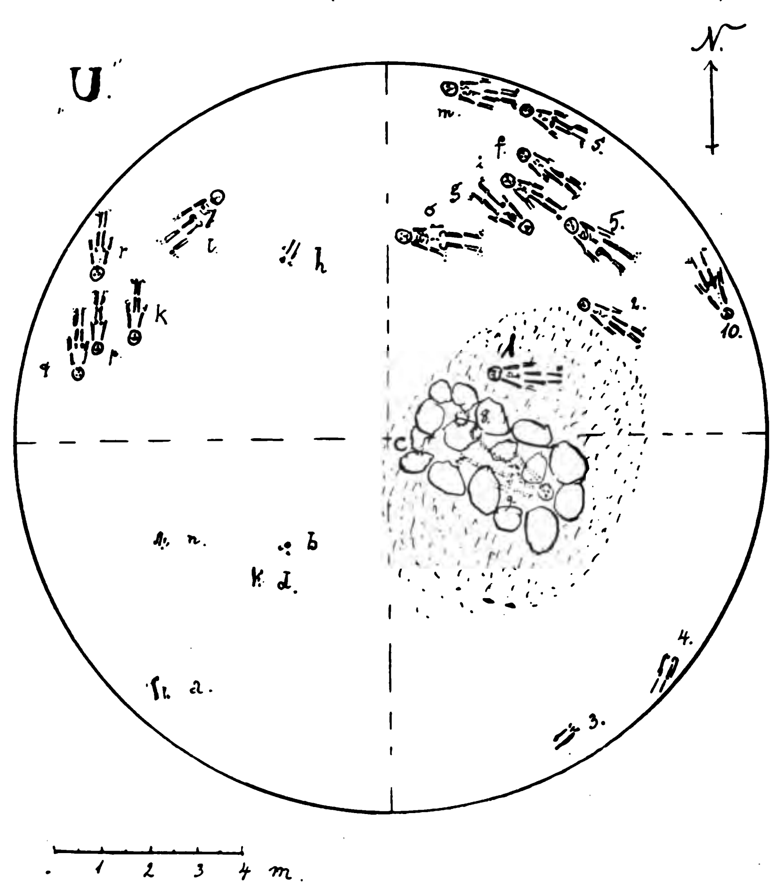


Abbildung 15

Die Höhenfläche ist genau die gleiche wie die der erwähnten Skelettreste, die aber rund 2 m davon entfernt waren.

Gegen das nördliche Ende des Hügels fand sich dann noch, ebenfalls einzeln und auch in gleicher Höhenlage ein rundes rotes Schälchen (*O d*) mit kleinem Henkel, von den beschriebenen Schalen dadurch verschieden, dass der Rand erst senkrecht ab-

fällt und dann mit einem Knick in die kugelige Wölbung des Bodens übergeht; es ist 6 cm hoch und oben 11 cm weit.

5.

Als unversehrt und sehr ergebnisreich erwies sich der letzte bis jetzt eröffnete „Buck“, ein sehr großer Hügel (*U*), nämlich rund 25 m Durchmesser und rund 2 m an Höhe messend; er wurde kreisförmig abgetragen (Kreisdurchmesser 16 m, stellenweise 18 m), und zwar in zwei Hälften getrennt wegen der Größe. Ich stieß in diesem Hügel auf 21 Bestattungen (vgl. Abbildung 15), stets Skelette (bzw. Reste); nirgends Feuerbestattung. Nahe der Mitte war eine Haupt- (erste?) Bestattung, die andern waren regellos verteilt und die Lage nach den Himmelsrichtungen ganz verschieden. Ich mache folgende Einzelangaben nach der Reihe, wie sie beim Graben sich fanden. Schon in 40 cm Tiefe stieß man in der Nordwesthälfte auf einen Oberschenkelknochen (*a*) und ein Stück Oberarm — der Pflug hatte hier alles andere zerstört. Darauf kam, weiter gegen die Mitte, das obere, noch 7 cm lange Ende einer Bronzenadel zum Vorschein (*b*). Sie ist 3 mm stark (Abbildung 16), trägt am Schaft ein Muster von eingekratzten Zickzacklinien und hat oben einen abgeplattet runden Knopf von 7 mm Durchmesser mit drei konzentrischen eingeritzten Ringlinien versehen.

Abb. 16 (nat. Gr.)

Etwa 90 cm daneben lag (40 cm tief) das Skelett (*d*) eines erwachsenen Menschen mit zierlichem Knochenbau (Weib?). Die Leiche lag auf dem Rücken, das Haupt genau nach Norden, den rechten Arm gestreckt an der Seite, den linken gebeugt, so dass der Vorderarm quer über dem Leib lag. Der Schädel und die kleinen Knochen waren völlig zergangen. Beigaben waren nicht dabei.

In der gleichen Höhenschicht kam im Nordostteil des Hügels ein Skelett zum Vorschein (*f*). Nahe daneben, aber 20 cm tiefer, ein zweites (*i*), beide mit dem Kopf nach Nordwest, und abermals daneben, wieder 10 cm höher (also in der Höhe zwischen jenen beiden), ein drittes (*g*) mit dem Kopf gerade entgegengesetzt, nach Südosten. Das erste dieser Skelette (*f*) ist sehr schlecht erhalten, es gehörte einem sehr

jugendlichen Wesen an, wie die spärlichen Schädelreste erkennen lassen. Am rechten Vorderarm trug die Leiche einen 3 mm starken Bronzering, das drehrunde Metall trägt auf der Außenseite Querstriche eingeritzt, je vier oder fünf beieinander, dann wieder eine gleichgroße Strecke glatt. Die Enden des offenen Rings federn etwas übereinander. Weiter fand sich ein ähnlicher Ring, etwas dünner, glatt, ebenfalls offen, aber das eine Ende passt, verjüngt, in das hohle andere hinein. Die Lage dieses Rings ließ sich nicht ermitteln, da die Knochen zu sehr zergangen waren. In der Nähe der rechten Schulter musste endlich noch eine 5,5 cm lange Fibel gelegen haben (*U f*), der Form nach recht wichtig, sie ähnelt den von Wagner (Hügelgräber usw.) Tafel V, Abbildungen 7 und 10

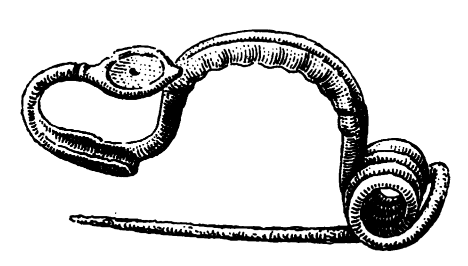


Abbildung 17 (nat. Gr.)

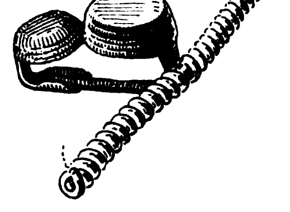


Abbildung 18 (nat. Gr.)

abgebildeten, ist also als ganz spät hallstättisch anzusprechen (Abbildung 17); die Scheibe auf dem zurückgebogenen Fuß ist glatt mit zentralem Grübchen, es scheint, als ob sie früher keinen Schmuck getragen hat (Koralle oder dergleichen). Das zweite Skelett (*i*) gehörte, wie Knochen und Zähne erweisen, einem jugendlichen Menschen an (auch hier lag der linke Unterarm über den Leib herüber) — nach den Beigaben war es ein Weib. Solcher Beigaben sind es: zwei Spinnwirtel, ein roter und ein schwarzer aus Ton, neben der rechten Scheitelgegend gelegen, ein Stückchen einer dünnen bronzenen Nadel (2,5 cm lang), neben dem linken Scheitelbein gelegen (wahrscheinlich ist es ein Stück einer Nähnadel, wie sie Wagner im Gemeinmärker Hof fand). Auf jeder Schulter (vor dem Schlüsselbein) lag je eine gleiche Fibel (Abbildung 18). Es sind Doppelpaukenfibeln mit Armbrustform der Drahtspiralen (2,7 cm lang). Die Seitenwände der Pauken tragen eingravierte Ringlinien. —

Endlich war noch ein kleines Stück rankenartig enggewundenen Drahts da, das sich nicht deuten ließ. Das dritte endlich (*g*) gehörte einer älteren Person an (Rückenlage, Gesicht gerade nach oben). — Beigaben hatte es nicht.

Beim weiteren Graben kam gelegentlich ein Hufeisen zum Vorschein — moderner Form (30 cm unter der Oberfläche). — In gleicher Tiefe zeigte sich, einzeln in der Erde, ein goldener Ring aus 18karätigem Golde, ein drehrunder glatter Reif. Wie die fast völlige Gleichheit mit andern Ringen zeigt, die unten beschrieben werden, muss auch er einer Bestattung angehört haben, vielleicht einem Skelett (*h*), das 50 cm tief nordwestlich von der Mitte gefunden wurde ohne Beigaben und vielleicht in gestörter Lagerung. Der Schädel wurde vermisst (zergangen? oder entfernt?), die Beine lagen nicht gestreckt, Oberschenkel neben Armknochen, Knie hoch — alle Knochen sehr zerfallen, so dass man nicht entscheiden konnte, ob etwa die Leiche in ganz abnormer (etwa hockender) Stellung beigesetzt oder ihre Lage gelegentlich zerstört wurde (Rübenloch oder dergleichen).

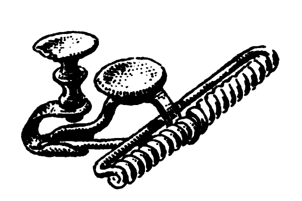


Abbildung 19 (nat. Gr.)

Weiter westlich lag, wieder unberührt, ein Skelett (*k*), 50 cm tief, mit dem Kopf ziemlich genau nach Süden (etwa südsüdwest) ohne Beigaben, die Knochen waren sehr schlecht erhalten. 3 m nordöstlich davon abermals ein Skelett (*l*), genau nach Nordost gelagert mit dem Haupte, genau Rückenlage, das Gesicht sieht nach oben. Die schwachen (erwachsenen) Knochen und kleinen Zähne lassen auf ein Weib schließen. Am rechten Handgelenk sass ein etwa 2 mm dicker Bronzering, das Metall etwas flachgedrückt (also nicht ganz drehrund) und wie der oben beschriebene mit eingravierten Strichen verziert. In der Gegend der linken Hüfte lag ein kleines Stückchen Eisen, so verrostet, dass es nicht deutbar. Auf dem Scheitel — in sicher ungestörter Lage auf der hintern Ecke des Stirnbeins — lag eine hübsche Fibel, daneben schwärzliche Spuren, also wol Reste einer Kopfbedeckung mit ihrer Befestigung! — Die Fibel hat eine sehr hübsche und nicht gewöhnliche Form (Abbildung 19): Die Spirale ist die der Armbrustfibeln, die Spange hat ein senkrecht aufgebogenes Ende, das einen Knopf aufsitzen

hat in Form eines Schwerthandgriffs mit Petschaftende. Mitten auf dem Bogen sitzt dann noch ein rundes Knöpfchen. (Ähnliche Formen aus dieser Gegend bei Forrer [a. a. O.], aus der Schweiz bei Heierli [a. a. O.].) In der Nähe lag noch ein Bronzestückchen, ähnlich einem niederen kleinen Flaschenkork geformt.

$^{1}/_{2}$ m südlich von den Füßen lagen schwarzbraune Scherben, durch die Nässe fast ganz zerstört, so dass sich davon fast nichts erhalten ließ; ja es ist nicht zu entscheiden, ob es ein Gefäß oder Einzelscherben waren.

Nördlich, nahe dem Rand, lag ein Skelett (*m*) ganz ohne Beigaben in Rückenlage fast westwärts mit dem Haupte, derbe Knochen eines Erwachsenen (Mann?).

Südwestlich der Mitte stießen wir wieder auf eine Kinderbestattung; die Knochen waren so zerfallen, dass man über die Lage der Leiche und deren Beigaben nichts sagen kann; von solchen waren vorhanden zwei Fibeln — sie sind ganz zerfallen — sie hatten zusammen vier solcher Petschaftenden, wie die vorhin beschriebene, dann ein ganz dünner Bronzering, der wol um den Hals getragen wurde (seine Trümmer lagen bei drei Milchzähnen).

Eine sehr schöne Bestattung war folgende (*o*), 4,5 m nördlich von der Mitte und 1 m tief liegende: Das Skelett lag in Rückenlage mit gestreckten Gliedern, das Gesicht nach links gedreht, genau Ostwest, Kopf westlich. Das Skelett ruhte auf einer Holzlage, die jetzt allerdings nur eine verkohlte, halbfingerdicke schwarze Masse darstellte; rechts und links zog sich diese Lage, stumpfwinklig abgeknickt, handbreit in die Höhe (also Querschnitt: ___/). Eine zweite solche schwarze Schicht lag über der Leiche, so dass wir also eine Art von Sarg mit Deckel annehmen dürfen. (Besonders auf dem gleich zu beschreibenden grünen Gürtelblech hob sich diese schwarze Schicht gut ab, deutlich auch im gelben Lössboden unterscheidbar.) Abwärts reichte das Holz 30—40 cm weiter als die Füße, oben hörte es knapp über dem Kopf auf, beiderseits kam die Seitenwand nahe den Armen.

An Beigaben war die Leiche recht reich: Da waren erst ein Paar Ohrringe, 4 cm große Reifen, hohl, aus dünner Bronze; der Ring ist auf einer Seite nur 2 mm stark, hier befand sich die Schließe und Aufhängstelle, die leider nicht erhalten; von hier an verstärkt sich das Kaliber der Hohlspange, um gerade

gegenüber 6 mm zu betragen. An jedem Vorderarm sass nahe unter dem Ellbogen je ein glatter 62 mm weiter massiver Bronzering von 3 mm Stärke. Quer über den Leib, ziemlich tief, ging ein sogenanntes Gürtelblech, 10 cm breit und 38 cm lang, aus glatter, unverzierter Bronze. An einem Ende ist in der Mitte durch zwei Nietnägel ein Haken befestigt, am andern sind in zwei Reihen sechs Nägel mit Köpfchen vorhanden, mit denen wol das die Rückenhälfte des Gürtels bildende Leder oder dergleichen befestigt war. Oberhalb des Gürtels, auf der Brust, lag eine grobe schwarze Masse, zum Teil etwas faserig und besetzt mit vielen kleinen Bronzeschüppchen, die etwa aussahen wie halbierte Pfefferkörner — ein mit Bronze besetztes Gewebe, Leder oder dergleichen — das Ding reichte bis unter den Gürtel. Heierli (a. a. O. S. 363) erwähnt ebensolche Gewebe als nicht selten in Hallstattgrabhügeln der Schweiz. Am obern Rande des Gürtels rechts von der Mittellinie lag ein runder, halbkugeliger, hohler, eiserner Knopf. Und endlich fanden sich stark zerfressene Eisenstücke rechts und links der Unterschenkel, je kleine Stückchen; es sind Stücke eines (oder zweier?) rund 5 mm starken Reifens von mindestens 14 cm Durchmesser — mehr lässt sich darüber nicht sagen. Abwärts vom Sarg, unterhalb des Fußends, lagen einzelne dicke Scherben.

Ganz westlich kamen nun nebeneinander (nur eines etwa $^1/_2$ m nördlicher) zwei Kinderskelette zum Vorschein, beide in Rückenlage mit dem Kopf nach Süden, 1,25 m tief. Das erste (*p*) hatte Ohrringe, die sich aber nicht erhalten ließen, man sah nur Bronzestückchen, die beim Herausnehmen zerfielen. Vor der Brust war ebenfalls wieder ein Stück bronzebesetztes „Gewebe", wie oben beschrieben, aber nur ein kleines Stück. In der Hüftgegend lag (nahe der Mitte) ein Armring (beide Vorderarmskelette waren spurlos verschwunden) aus Bronze von 3 mm Stärke und 6 cm weit; seine Außenseite ist quer gerieft, die Enden greifen etwa 2 cm weit aneinander vorbei, einander enge anliegend. Das andere Individuum (*q*) war wol noch jünger, nur zerfallende Knochenspuren ließen die Lage deutlich erkennen, es trug als einzige Beigabe vor dem obern Ende des Brustbeins ein 8 mm großes, 1 mm starkes Golddrahtringchen, rund und geschlossen als Ring, es ist 16-karätiges hellgelbes Gold. Etwa $^3/_4$ m nördlich davon ruhte in gleicher Lage ein Skelett (*r*) eines erwachsenen Menschen zarten Baus (Weib oder jugend-

licher Mann) ohne jede Beigabe und ebenso ohne Gaben nord östlich ein Skelett (1 m tief), mit dem Kopfe nach Nordwest in Rückenlage, eine erwachsene Person, vielleicht (nach Größ der Zähne) ein Mann.

Damit war die Nordwesthälfte des Hügels erschöpft — di andere Hälfte (s. Plan, Abbildung 15, S. 30) hatte folgende Ausbeut

Gleich das erste Skelett (1), auf das wir stießen, war reic mit Gaben versehen. Es hatte (in 55 cm Tiefe) Rückenlag das Gesicht nach links gewandt, die Arme gestreckt; das Hau lag genau gen West. Zu seiner rechten Seite lag ein eisern Schwert in eiserner Scheide, sein oberstes Ende (der Gri zunge) erreichte die Mitte des Oberarms, einwärts (brustwärt von ihm liegend, das untere ging bis ans Knie, außen neb ihm abwärts ziehend. Das Schwert misst 75 cm, davon komm auf die Griffzunge 10,5 cm, vom Griff ist nichts erhalten. D Scheide ist oben 6 cm breit, verjüngt sich ganz gleichmäß und allmählich, der Schwertform folgend; eine leicht boge förmige Linie setzt sie nach oben ab. — Vom Schwertgehän ist ein größerer und ein kleinerer Haken erhalten, die innen vo Griff lagen, dann vier runde (halbkugelige) Knöpfe von wachse der Größe (1,8—1,6—1,3—1,1 cm), die auf der rechten Bru gegend waren, alles von Eisen; von der linken Schulter zur recht Taillengegend (höher als Hüfte) zog ein fingerbreiter schwar Streifen einer krümeligen zerfallenden Masse (Lederriemen auf dieser saßen die Knöpfe. Am linken Arm sass am Ellbog ein 9,5 cm weiter uud $^1/_2$ cm dicker Bronzering, glatt, schlossen, massiv. In ihm lag ein kleines, 2 cm großes u $^1/_2$ cm dickes Bronzeringchen, unter und neben ihm wieder ein unkenntliche schwarze Reste (Leder?). An der rechten H sass (wahrscheinlich am Mittelfinger) ein Ring, ein glatter run Goldreif, 2,4 cm groß, etwa 2 mm stark, aus hellgelbem 23-24-karätigem Golde. (Die Hand hatte auf dem rechten Scher geruht und der Ring war durch den Druck der Erde nach Schw des Fingerknochens auf den Oberschenkelknochen gepresst dessen Krümmung nach gebogen worden.)

Etwa 1 m nordöstlich davon kam ein Skelett (2) in 75 Tiefe zum Vorschein, ebenfalls Rückenlage, das Gesicht die nach rechts gedreht, mit dem Kopf nordwestlich. Die Kno sind derb, dagegen die Zähne klein, so dass es doch wol als weibliches Skelett anzusprechen ist. Die rechte Schulter z

eine sehr schöne bronzene Schlangenfibel (Abbildung 20), 7,6 cm lang (ähnlich der von Wagner in Hügelsheim gefundenen [Hügelgräber Tafel 4, Abbildung 27] und andern südwestdeutschen). Am Bügel ist vor der Doppelschleife, die er bildet, ein rundes Scheibchen angebracht, und das andere Ende läuft in einen eichelförmigen Knopf aus oder besser einen aus einer großen gerieften und darauf sitzenden kleinen glatten Kugel bestehenden Doppelknopf. Einwärts vom linken Oberarm waren Spuren von Eisenrost, etwa Reste eines Knopfs oder dergleichen.

Ganz im Südosten des Hügels kamen zwei Bestattungen (Tiefe 75 cm) zum Vorschein, die durch die Feuchtigkeit sehr gelitten hatten. Von einer (3) waren nur noch die beiden Oberschenkel festzustellen, die Leiche lag ostwestwärts, von der andern (4) waren Reste der untern Extremitäten vorhanden, die

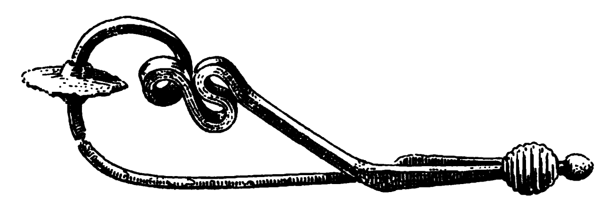


Abbildung 20 (nat. Gr.)

Leiche lag mit dem Kopf nach Norden. Unter der Leiche waren wieder Spuren eines Holzbretts, ob auch über ihr ein solches war, muss unentschieden bleiben. Quer über die Hüftgegend lag ein Gürtelblech aus Bronze, etwa 13 cm breit und 39 cm lang. Längs der beiden Enden zieht eine Reihe kleiner, von unten eingedrückter halbkugeliger Buckel, fast halberbsengroß. An einem Ende sind ein paar Nietnägel vorhanden, ein Haken fehlt.

Nun wieder in den Nordostteil des Hügels: Da wurde wieder die Bestattung eines Kriegers freigelegt. Das Skelett (5), in Rückenlage, hatte den Kopf nach Nordwest. An die rechte Seite, von der Hüfte an abwärts, fügte sich ein eisernes Schwert in Eisenscheide, vom Griff ist nichts erhalten außer spärlichsten Holzspuren. Es ist etwa 76 cm lang (wobei die Spitze zu ergänzen war), davon kommen auf die Griffzunge etwa 10 cm. Die Breite ist etwa 5,5 cm, die Schneide gerade, abwärts sich ganz allmählich verjüngend. Ein kleiner eiserner Ring, an

dem ein Bronzehäkchen angenietet, und ein eisernes Bügelstück einer Schnalle sind die letzten Reste des Gehängs. In der Nähe des Beckens (oder der Hände) lag der Schneidezahn eines Pferds. Unterhalb des rechten Ohrs (Hals?) lagen Trümmer eines Bronzerings, hohl, etwa 3 mm stark. An der linken Halsseite (Ohr?) lag ein 12 mm weites Ringchen aus 23—24-karätigem Gold, der Ring, 1 mm stark, in Form eines Springrings, d. h. zwei spitz zulaufende Enden aneinander vorbeilaufend, einander eng anliegend. Am rechten Ellbogen endlich sass ein 6 mm starker Bronzering, 9 cm weit, glatt, massiv, die Stelle der Verschmelzung der Enden etwas verdickt.

Auch noch in dieser Höhenlage lag ganz am Rande der Grabung, 1 m tief, 9 m von der Mitte, ein Skelett (10) mit dem Kopf nach Südosten, ganz ohne Beigaben.

Erheblich tiefer wie alle beschriebenen Bestattungen trafen wir nun hart östlich vom Mittelpunkt auf eine älteste (oder erste, vornehmste?) Bestattung mit Steinsetzung. Schon bei 1 m Tiefe kamen die Steine zum Vorschein, deren Freilegung folgendes Bild bot (vgl. oben Grundriss, Abbildung 15, S. 30). Die ganze Steinsetzung war länglich rechteckig, 1,8 auf 4 m groß, die Längsachse genau Nordwest—Südost; die Höhe war 90 cm bis 1 m. Die Steine waren kunstlos aufeinander geschichtet, größere und kleinere Blöcke, meist vom nahen Kaiserstuhl, zum Teil auch vom etwas entfernteren Tuniberg (bei Merdingen), die schwersten mögen 1 Zentner gewogen haben. Der Rand der ganzen Setzung war überall gleich hoch, wie gesagt rund 1 m, die Mitte war viel niedriger, nur etwa 50 cm hoch (das andere dann natürlich mit Erde ausgefüllt), so dass eine Art von Wall gebildet wurde. — Dass die Steine auf der Südwestseite viel besser erhalten waren als die der Verwitterung stärker ausgesetzten auf der Nordseite, darf man wol kaum so deuten, dass die Setzung seinerzeit zuerst eine Zeitlang frei, ohne Erdbedeckung stand.

Neben dem Fuß der Steinsetzung fanden wir eine Schicht, wie man sie bei Höhlenausgrabungen etwa als „Kulturschicht“ bezeichnen würde, d. h. eine 20—25 cm dicke Schicht, deren Erde dunkel war und ganz dicht durchsetzt mit Asche, Holzkohlenresten, gebrannten und nicht gebrannten Tierknochen, zahlreichen Scherben, großen und kleinen und kleinsten Stücken, sicher nicht zergangene Gefäße, sondern als Scherben schon da-

mals eingebracht, wie die gegenseitige Lagerung und Erhaltung usw. einwandfrei dartun. Auch Schneckenschalen (Helix) sind dazwischen. Unter dieser Schichte (bei 2,05 m Tiefe) kommt der gewachsene Boden, äußerst zähe gelbe, nasse Lette. Diese Brandschicht geht unter der Steinsetzung und damit auch unter dem Skelett durch, sie ist etwa 9 m lang und 4 m breit, sich ringsum allmählich verlierend, die Längsausdehnung der Schicht geht senkrecht zur Längsausdehnung der Steinsetzung. Die Leiche war also ursprünglich auf die Brandschicht gelegt worden, in Rückenlage, das Haupt nach Südost, und auf die Leiche war dann die Steinsetzung gekommen.

Über die Scherben (*U* 11) in der Aschenschicht noch einige Worte: Diese Scherben sind alle ohne Ausnahme aus ganz grobem Ton, so dickwandig und grob wie diese Gefäße sind die als Grabbeigabe hingestellten Gefäße nie. Hier haben wir, im Gegensatz zu jenen Prunkgefäßen, die ganz gewöhnlichen Gebrauchstöpfe und Näpfe und Schüsseln. Sie sind aus braunschwarzem Ton, Verzierung von eingeritzten Mustern und Farbe ist an keinem einzigen Stück, dagegen haben eine Anzahl Scherben als Verzierung eine leicht erhabene Kante oder Leiste unterhalb des Rands, diesem parallel den Topf umziehend. Zahlreich sind Stücke von Henkeln oder Scherben mit den Ansatzstellen des Henkels. Sehr gut sieht man an einem ganzen Henkel, wie er befestigt war: der Henkel war für sich geformt worden und verjüngte sich an seinen Endflächen zu je einem Zapfen; dieser war in ein entsprechendes Loch am Gefäß eingesteckt und festgedrückt worden, natürlich vor dem Brennen — beim Zerbrechen sprang nun der Topf so, dass der Henkel mit dem Zapfen herausfiel, unversehrt, ein Stück der Wand mit dem zugehörigen Zapfenloch daran passend, ist mit erhalten. —

Dass es sich nicht um zufällige Anwesenheit der Scherben handelt, bedarf keiner Erwähnung, ihre Zahl und Anordnung beweisen das. Es liegt wol in dieser Beigabe ein ritueller Brauch vor.

Die Tierknochen und Zähne stammen vom Schwein und vom Rind.

Wie gesagt lag auf dieser Schicht (Tiefe 1,90 m) die Leiche, und zwar ohne Beigaben von Schmuck und Waffen. Nur unterhalb der Füße lag umgestülpt, mit dem Boden nach oben, ein großes Prachtgefäß (8) und dabei eine kleine Schale. Das große

Gefäß hat die gleiche Form wie die schönen Prachtbowlen in den andern Hügeln (genau wie Abbildung 3, S. 5), auch die gleichen Formen des Schmucks. Es ist also eine birnförmige, bauchige Bowle aus rotem Ton, 34 cm hoch und 37 cm weit, mit niederem, scharf abgesetztem, auswärts gebogenem Rand. Der Erhaltungszustand ist leider ein recht schlechter, so dass man vom Ornament nur folgendes sagen kann: von der größten Wölbung des Bauchs an nach oben bis zu einem Knick, der die Grenze einer stärkeren Verjüngung gegen den Hals hin markiert, ist das Gefäß mit einem rund 13 cm breiten Ornamentband umzogen. Farbschmuck ist nicht verwendet, sondern nur eingeritzte und eingedrückte Muster. Das Band war durch 2 cm breite, von je drei tiefen Rinnen begrenzte, senkrechte glatte Flächen oder Streifen in einzelne Felder eingeteilt (wahrscheinlich sechs). Von den erhaltenen Feldern ist eines ganz ausgefüllt von den runden, aus drei konzentrischen Ringen bestehenden Rosetten, wie sie oben von andern Gefäßen beschrieben sind. Sie stehen in Reihen, acht Reihen übereinander, je sechs bis acht — oben nur sechs, unten acht — in einer Querreihe. Ein zweites Feld zeigt wieder das Muster der englischen Flagge, wie ich es oben nannte, d. h. die beiden Diagonalen im viereckigen Felde, in den vier Zwickeln je begleitet von tiefen Doppelrinnen; kleine spitze Zacken aus ebensolchen Rinnen füllen dann die Seitenräume aus. Ein drittes Feld zeigt kleinere Vierecke, teils erfüllt mit den Rosetten, teils mit schräger Schraffierung aus eingeritzten Linien — alles andere ist zerstört.

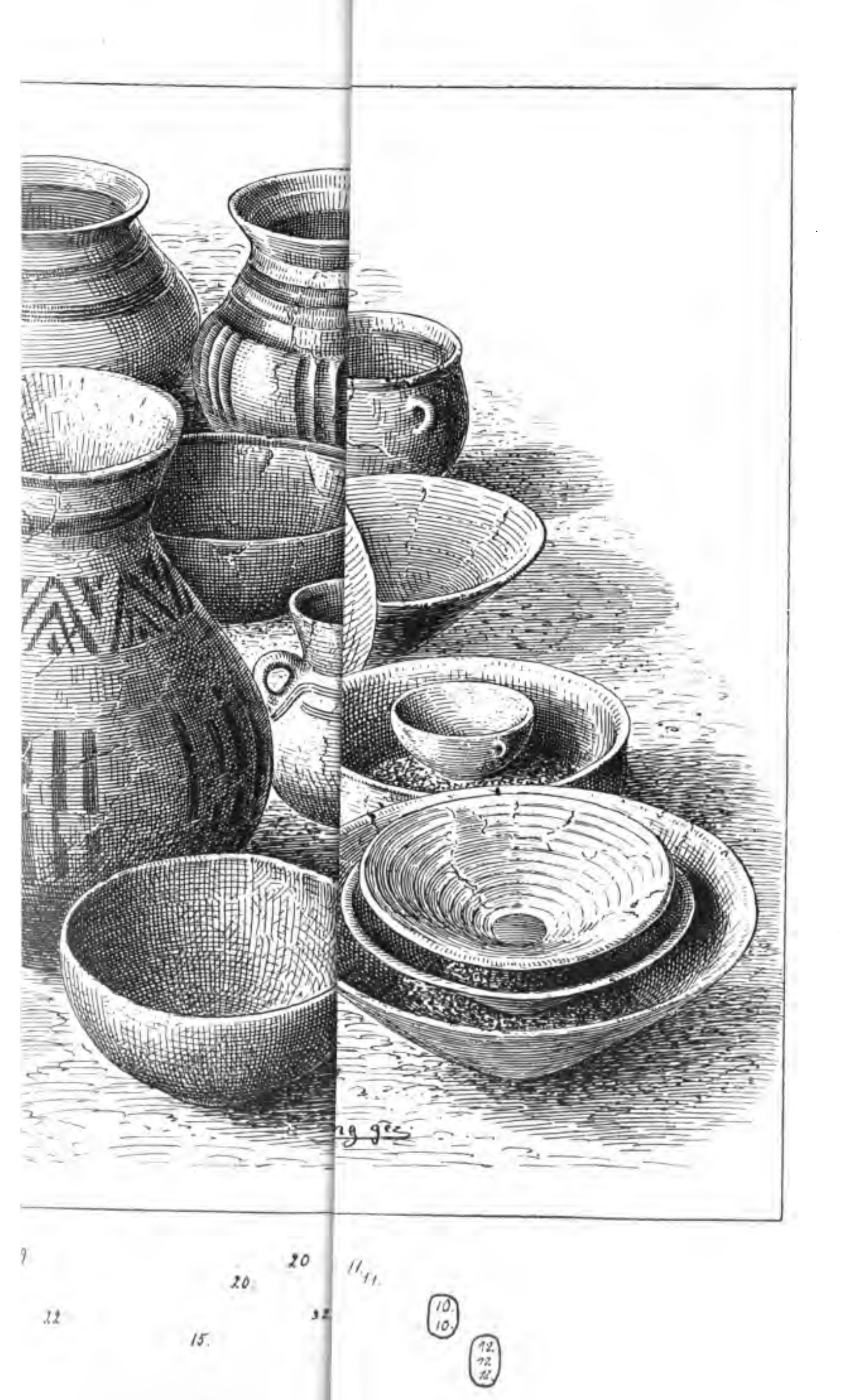
Und das Schälchen endlich, das dabei (oder darin) lag, ist schwarz, halbrund, henkellos, 4 cm hoch und 9,5 cm weit, in den gewölbten Boden ist von unten eine kleine Delle eingedrückt als Standfläche.

Damit war der Hügel erschöpft. —

Ergebnisse.

Übersehen wir unsere gesamten Funde und vergleichen wir sie mit andern, wie sie Wagner, Schumacher, Forrer-Müller u. a. veröffentlicht haben, so bleiben uns besondere Schwierigkeiten nicht zu überwinden.

Die Funde passen ausnahmslos in einen einzigen Rahmen, Grabanlagen, Bestattungen, Art und Form der Beigaben sind



völlig einheitlich spät hallstättisch — alles gehört der „westlichen Gruppe“ des Hallstattkreises an, wie sie zuletzt Hoernes (a. a. O.) skizzierte, innerhalb derselben der letzten Stufe (Schumacher-Hoernes) dem Übergang zur La Tène-Zeit, etwa dem 5. oder 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

Die Übergangsformen der Fibeln gegen die La Tène-Form hin, die reiche Ornamentierung der Gefäße und deren zum Teil elegante Formen sprechen alle in diesem Sinne. Bestätigt wird Schumacher u. a., dass gegen Ende der Hallstattzeit nur Leichenbestattung (kein Leichenbrand) geübt wurde. Die menschlichen Gebeine zeigen uns einen schlank gewachsenen Menschenschlag mit langem Kopf; genaue anthropologische Beschreibung soll an anderer Stelle folgen. Kulturgeschichtlich interessiert vielleicht, dass eine ältere Person (Mann?) ein lange bestehendes Unterschenkelgeschwür besass, wie die Rauhigkeiten, Knochenauflagerungen usw. am Schienbein dartun. — Die Knochen zeigen eine auffallend große Übereinstimmung aller einzelnen Merkmale, so dass sich mir für die einzelnen Hügel (besonders *C*) auch aus anatomischen Gründen lebhaft der Gedanke aufdrängte, es möchten jeweils Familiengrabstätten sein.

Der Bestattungsfeierbrauch erwies sich einerseits reich — vgl. die Gefäßanordnung, Steinsetzung in Buck *C*, Scherbenschicht, Steinsetzung in Buck *U* — anderseits fällt auf, wie außerordentlich wenig Rücksicht auf die Orientierung der Leiche genommen ist, oder besser, wie stark diese wechselt; denn es ist nicht zu verkennen, dass gerade bei den sorgfältigsten Bestattungen eine genaue Lagerung nach Himmelsrichtungen vorgenommen ist, aber wechselnd Ost—West und Südwest—Nordost oder dergleichen — bei den zahlreichen Bestattungen in Hügel *U* dagegen kommen alle Zwischenrichtungen vor. Als zum Bestattungsbrauch gehörig glaube ich ganz besonders klar erwiesen zu haben die Beigabe von einzelnen Gefäßscherben als solche, die Beigabe aufgestellter schöner Schüsseln mit Speise, wobei Eierspeise, vegetabilische Speise und Schweinefleisch verwandt wurde, letzteres in Form ganzer Rippenstücke und Vorder- und Hinterkeulen. Andere Tierknochen fehlten bei den Schüsseln. (Nur in der Aschenschichte in *U* waren auch Rinderknochen.) Eine Schüssel (oder mehrere) wurde fast regelmäßig abwärts vor den Füßen aufgestellt. Einzelne (vornehme?) hatten Steinsetzung in Wallform, einzelne (die gleichen) eine Art Sarg aus hölzernen Bohlen.

Von sonst Bemerkenswertem verdient vielleicht hier noch folgendes hervorgehoben zu werden:

Auffällig ist die große Seltenheit von Bronzeschmuck in den Hügeln *L* und *C* bei relativem Reichtum an Keramik und umgekehrt die Armut an Tonwaren und der Reichtum an Bronze im Hügel *U* — die Gefäße erweisen sich aber durch ihr Ornament als gleich alt. Das Vorkommen von Gold ist zwar in Hallstattgräbern selten, hier aber passt es zu ähnlichen Vorkommnissen in der Nachbarschaft (Mittelbaden, Württemberg, Elsass).

Die Gürtelbleche, Schlangenfibeln, Paukenfibeln passen gut in die angegebene Zeit, Hufeisen- und andere Dolche fehlen aber. Die Früh-La Tène-Fibel (Abbildung 17) dürfte, wie aus dem Fundbericht deutlich hervorgeht, keine Nachbestattung anzeigen, sondern eine Einfuhrware darstellen; gerade solche sind auf badischem Boden mehrfach in Hallstatthügeln gefunden worden, wie bei Schumacher (1900) und Wagner nachzusehen, sie deutet eben die jüngste Hallstattperiode an.

Sehr bemerkenswert sind die Scherben in der Aschenschicht des Hügels *U*, die mit ihrer primitiven Verzierung das Fortdauern alter Formen im Hausgebrauch beweisen dürften; Wagner (*a*) fand einen ebensolchen Scherben bei Salem in einem Hallstattgrab, hebt auch dort das Fortdauern solcher Formen besonders hervor. — Nachdem man das nun einmal weiß, hat es nichts Verwunderliches, dass die alten einfacheren Formen noch weiter benützt wurden. Aber es mahnt, dass man in Schlüssen von Grabgefäßen auf die Gesamtkeramik der Zeit doch recht vorsichtig sein muss, und wirft vielleicht auch Licht auf einschlägige neolithische Streitfragen!

Anm. zur Tafel. Möglichst genaue Wiedergabe der Gefäße aus dem Hügel *C* in der gegenseitigen Stellung, in der sie im Grabe standen, im ganzen der Zeichnung wegen etwas auseinandergerückt. Rechts und links davon lag je eine Leiche. — (Die Ziffern geben die Nummern [Fundliste] der einzelnen Gefäße an, sie finden sich auch oben im Texte.)

Die älteste deutsche Urkunde der Stadt Freiburg im Breisgau.

Von **Peter P. Albert.**

Mit einer Nachbildung der Urschrift.

In der Geschichte der deutschen Sprache bildet der Zeitpunkt ihres Auftretens im amtlichen Schriftsatz des öffentlichen und außeröffentlichen Verkehrs, besonders rechtsgeschäftlicher Art, einen Hauptmarkstein ihrer Entwicklung. Wenn es sich auch anfänglich mehr um die Befriedigung praktischer Bedürfnisse handelte, so trat doch bald, nachdem schon im Laufe des 12. Jahrhunderts eine hohe und reiche Blüte der deutschen Dichtung vorausgegangen und im Anschluss daran zunächst die deutsche Predigt gleichzeitig in Aufnahme gekommen war und seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch den Mund der Mystiker mächtigen Aufschwung genommen, dann aber auch die Geschichtschreibung der Muttersprache in gebundener und ungebundener Rede sich zu bedienen begonnen hatte, der wissenschaftliche Karakter mehr und mehr in den Vordergrund. Mit einem Male gewann die deutsche Sprache nicht nur äußerlich, indem sie im eigenen, bisher fast ausschließlich vom Lateinischen beherrschten Hause den Kampf um die Vorherrschaft mit Erfolg aufnahm, sondern auch innerlich, indem sie durch den erweiterten Gebrauch rasch erstarkte und an Geist und Formgewandtheit Fortschritte machte, die für ihre Weiterentwicklung von größter Bedeutung waren. Auf dreifachem Weg erhob sich die heimische Sprache nach ihrer Wandlung zum Mittelhochdeutschen von der des gewöhnlichen mündlichen Verkehrs zum Mittel des schriftlichen Ausdrucks in allen Lagen des geistigen Lebens. Neben der Poesie bildete sich bald auch eine deutsche Prosa aus, die insbesondere im Rechtsleben, so-

wol auf dem Gebiete der Gesetzgebung als auch auf dem des Gerichts und der von ihnen beeinflussten Bereiche alsbald praktische Verwendung fand, und zwar in den weitaus meisten Fällen in Form der Urkunde. Ihre Anfertigung, einerseits als wichtiger schriftlichen Aufzeichnung, andererseits als rechtskräftigen Zeugnisses, lag während der kirchlich-kaiserlichen Zeit des Mittelalters, wie Schrifttum und Kunst überhaupt, in den Händen der Geistlichkeit. Ein Wandel hierin erfolgte, als sich gegen das Ende der Stauferzeit in dem aufblühenden niedern Adel und Bürgertum neue staatliche Kräfte geltend machten, die ausschließlich aus heimatlichem Boden emporgewachsen waren und nun die Träger wie des nationalen Gedankens, so der nationalen Kunst und Kultur wurden. Sie führten die Entstehung neuer Rechtszustände herbei, und da sie ein Interesse daran hatten, dass dieselben schriftlich festgelegt wurden, beeinflussten sie unmittelbar damit die Rechtssprache[1].

Dieser Einwirkung verdankt das erste deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel, seinen Ursprung in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (um 1230)[2], wie nicht minder das aus derselben Zeit und von demselben Verfasser, Eike von Repkow, stammende erste Geschichtswerk (Weltchronik) in deutscher, und zwar in niederdeutscher Mundart. Ihnen folgen in kurzem Zwischenraume der Mainzer Landfriede Kaiser Friedrichs II. 1235 und das älteste österreichische Landrecht 1237, in weiterem Abstand, um 1260, der Schwabenspiegel. Dem Vorgang der Reichs- und Landesgesetzgebung in der Anwendung der deutschen Sprache schlossen sich die Städte für ihre Rechtsaufzeichnungen unmittelbar an, und hier steht Freiburg im Breisgau mit dem ältesten deutschen Entwurf seiner Stadtrechte vom Juli 1275[3] mit an

---

[1] Vgl. M. Vancsa, Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden. Leipz. 1895.

[2] J. Ficker, Über die Entstehungszeit des Sachsenspiegels. Innsbr. 1859.

[3] H. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. Br. 1. Bd. Freib. 1828 S. 74—87, Nr. 24.

erster Stelle, wie denn überhaupt der Westen und Süden des Reichs, mit der Kulturentwicklung von jeher im Vorsprung, dem Eingang des Deutschen in die Schriftsprache am frühesten sich zugänglich zeigt. So stammt das Basler Bischofs- und Dienstmannenrecht aus der Zeit von 1260 bis 1262, das Straßburger Stadtrecht von 1270, das Ulmer von 1276, das Kolmarer von 1278, das Aarauer von 1284, der Basler Stadtfriede von 1287, das Mülhausener Stadtrecht von 1293 und so fort.

Gleichen Schritt mit der Neuerung der Rechtsaufzeichnungen hielt die Privaturkunde, wenn man darunter im weitesten Sinn alle nicht königliche und nicht päpstliche Dokumente versteht, in deren Ausfertigung sich schon seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ein wichtiger Fortschritt, der Übergang von der bloßen Aktaufzeichnung, der Notitia, zur modernen Rechtsurkunde, vollzogen hatte. Nun kam dazu die Einführung des Deutschen als Urkundensprache, hauptsächlich, wie bemerkt, veranlasst durch das Emporwachsen und Erstarken des niederen Adels und Bürgertums. „Sowohl als Rechts- und Gerichtssprache als auch als Geschäftssprache war das Deutsche in Übung geblieben. Eine je größere Rolle nun auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Rechts- und Geschäftsurkunde zu spielen begann, desto näher lag es, die Geschäfts- und Umgangssprache auch bei der schriftlichen Aufzeichnung anzuwenden, teils um dem Inhalt möglichst allgemeine Verbreitung zu sichern, teils der Verständlichkeit für die Parteien selbst wegen, teils weil wol mancher Urkundenschreiber auch nicht mehr ganz des Lateinischen mächtig war, seitdem die Klöster und die Geistlichkeit für das Schreibgeschäft und das Urkundenwesen nicht mehr von so ausschließlicher Bedeutung waren wie früher."[4] Rascher, als man gewöhnlich annimmt, war der nationale Zug aus den Bürgerhäusern der Städte auch in die Klöster eingedrungen, deren Beziehungen zueinander ja schon durch die Herkunft ihrer Insassen sehr innig zu sein pflegten. Zumal hier in Freiburg zeigten sich die Folgen dieser Wechselbeziehungen

---

[4] Vancsa a. a. O. S. 23.

wie in vielen andern Dingen so auch im Gebrauch der Volkssprache im amtlichen Verkehr seitens einzelner dem Bürgerstand besonders nahestehender klösterlicher Anstalten.

Die älteste der in deutscher Sprache abgefassten Privaturkunden ist ein Kaufvertrag zwischen Ludwig und Johann von Mülinen einerseits und ihrem Bruder Konrad andererseits vom 12. November 1221[5], ein früher, aber vereinzelter Fall, dem ein zweiter erst nach 17 Jahren in dem oftgenannten Teilungsvertrag der Grafen Albrecht und Rudolf von Habsburg von 1238[6] zur Seite steht. Dann aber bricht die Reihe der deutschen Urkunden nicht mehr ab; die nächste, vom 25. Juli 1240, ist sogar bereits eine deutsche Königsurkunde, aus der Kanzlei Konrads IV.[7] Während nun aber die Reichskanzlei in der Anwendung des Deutschen als Amtssprache vorerst noch zurückblieb, — die nächstfolgende Kaiserurkunde in deutscher Sprache ist vom 1. Februar 1275 und nach Schrift, Ausstattung und Ausdruck außerhalb der königlichen Kanzlei gefertigt[8] —, und noch zu Anfang der Regierung Rudolfs von Habsburg auf bestimmte Urkundengattungen sich beschränkte, gingen Städte und kleinere Landesfürsten zielbewusster vor und schufen für die sprachliche Bewegung auf dem urkundlichen Gebiet eine vorbildliche Grundlage.

Von ganz hervorragender Bedeutung ist hier, woran die Forschung bisher fast achtlos vorübergegangen, das Beispiel der Grafen von Freiburg und der in ihrem Machtbereich stehenden Stadt Freiburg und Landschaft des Breisgaus. Im weiten Umkreis der oberrheinischen Lande sind sie, von einigen wenigen Fällen in der benachbarten Schweiz abgesehen, die ersten, welche mit Beharrlichkeit und

---

[5] Abgedr. im Anzeiger f. Schweizer Gesch. 19. Jahrg. N. F. 5. Bd. Bern 1888, S. 230 f.

[6] Fontes rerum Bernensium. Berns Geschichtsquellen 2 (Bern 1877), S. 181—83.

[7] J. Fr. Böhmers Regesta imperii V. Neu hrsg. von J. Ficker. 1. Bd. Kaiser und Könige. Innsbr. 1881—82, S. 805, Nr. 4427.

[8] Ders., Reg. imp. VI. Neu hrsg. von Osw. Redlich. 1. Abt. Innsbr. 1898, S. 92 f., Nr. 326.

Verständnis der Muttersprache nicht bloß im eigenen Geschäftsverkehr sich bedienten, sondern auch, soweit ihr Einfluss reichte, in diesem Sinne für ihre Verbreitung wirkten. Ihr erster Schritt in dieser Richtung geschah am 11. Januar 1256 mit einem Kaufbrief zwischen dem Grafen Konrad einer- und dem Ritter Rudolf von Ratsamhausen und dessen Hausfrau Anna geb. von Tunsel andererseits über die Burg und Herrschaft Tunsel bei Staufen[9]. *„Diz beschach ze Vriburg des iares do von gottes gebuͥrte waren zwelf hundert iar, sehsiu vnd fiunfzic iar, an deme ersten zistage nach deme zwelften tage.“* Die Urkunde trägt ganz das Gepräge des von der gräflichen Kanzlei zu Freiburg in der Folge andauernd eingeschlagenen Verfahrens und bildet das erste Glied einer von nun an fast lückenlos fortlaufenden Kette deutschurkundlicher Sprachproben, an denen die Stadt Freiburg ihrerseits in lobenswertem Eifer den regsten Anteil nahm. Dessen zum Zeugnis dient die zweitälteste deutsche Urkunde Freiburger Herkunft, das älteste deutsche Sprachdenkmal in städtischem Besitz: ein Münzvertrag des Grafen Konrad und der Stadt mit ihrem Nachbar, Gottfried Marschall von Staufen, als Herrn der Bergwerksstadt Münster bei St. Trudbert. Sie ist ausgestellt am Samstag den 19. Januar 1258 und lautet:

Allen den, die disen brief sehent chuͥnden wir graue Cvͦnrat von vriburg vnde der schultheize von vriburg vnde alle die / vier vnde zwenzic, daz wir des vberein sin chomen mit gemeineme rate, daz nieman von vriburg in dechein ander munze / dechein silber sol fuͤren noch senden mit decheiner geuerde. tuͦt ers darubere, so sol in der schultheize vnde der munzemeister phen- / den alse dicke so ers tuͦt vmbe zwo march. vnde git ieman chein silber vmbe baseler hie alder ze muͥnster, alder swa ers tuͦt, den sol der schultheize vnde der muͥnzemeister phenden alse dicke so ers tuͦt vmbe zwo march. Hilfet ze vriburg ieman decheime gaste dechein silber choͮfen mit decheiner

[9] Aus dem Archiv des Klosters St. Trudbert, jetzt im Großh. General-Landesarchiv zu Karlsruhe. Gedr. in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. 9. Bd. Karlsr. 1858, S. 333 f.

geuerde, den sol man phenden vmbe ein march, fuͤret ez aber der gast hinnan, so sol er sehzic schillinge gen vnde den slege schaz. vnde swer hie dechein baseler loͤst mit decheime choͮfschazze fuͥr zehen schillinge, den phendet man vmbe ein march. Swas er vnder zehen schillinge loͤst, darumbe phendet man in vmbe drie schillinge, diz ist vmbe baseler vnd vmbe alle ander phenninge, ane brisker cine. Alle dise einunge sullen stete bliben hie vnde ze muͥnstere von vnser vroͮwn mes der liehtmes so nu chumet uber zwei iar. Ich Goͤtfrid marschalc von stoͮfen chuͥnde allen den die disen brief sehent, daz ich alles daz daz an disme brieue stat, alse ez ze friburg bestetet ist unde uf geleit stete han vnde stete sol bliben ze muͥnstre alse ze friburg in deme selben rehte, von de dirre brief besigelt ist mit Grauen Cvͦnrates insigle von vriburg vnde mit der stette insigle von friburg, so han ich in mit mime insigle besigelt vnde beuestent. Diz beschach des iares do uon gottes gebuͥrte waren zwelfhundert iar ehtewi vnde fiunfzic iar vierzehen naht vor der liehtmes.

Die Urkunde ist (ohne den Bug) 18 × 24 *cm* groß und, wie die hier beigegebene Abbildung zeigt, mit Ausnahme der etwas beschädigten Siegel der drei Aussteller sehr gut erhalten[10]. Sie zeigt in der Sprach- und Schreibweise alle Vorzüge und Fehler der älteren deutschen Privaturkunde: neben einer gewissen Unbeholfenheit und kleinen Unregelmäßigkeiten eine goldene Kürze und Klarheit des Ausdrucks, neben dem alten Wortbestand einzelne Neubildungen und Ansätze zu solchen. So erscheint *chein* neben *dechein*, *wer* neben *swer* (und *swas*), in der Schreibung *Vriburg* neben *Friburg*, *decheine* neben *sehzig*, *liehtmes*, *rehte*, *vberein* neben *uber ein*, *vnde* neben *unde* und *ufgeleit*, neben *chuͥnden*, *Muͥnster* usw. auch *gebuͥrte*, neben *muͥnzemeister* auch *munzemeister* und dergleichen mehr, wie es die bildliche Wiedergabe getreu veranschaulicht. Die

[10] Mit einer Schriftprobe, aber keineswegs fehlerfrei und den heutigen Anforderungen entsprechend gedr. von Schreiber a. a. O. I, 58f., Nr. 14. Darnach ist die Angabe von O. Behaghel, Gesch. d. deutschen Sprache in Pauls Grundriss d. germanischen Philologie. 2 Aufl. Straßb. 1902, S. 658f. („In Freiburg i. B. beginnt die Reihe der deutschen Urkunden mit dem Jahre 1259“) zu berichtigen.

raue Gov
it gemei
ierde. tůt
t iemaı
den alse

Eigennamen sind bald groß, bald klein geschrieben, ebenso *graue* bald mit großem, bald mit kleinem *g*, die Satzanfänge aber fast durchgängig mit großen Anfangsbuchstaben. Indes muss ich die nähere Würdigung des Dokuments nach der sprachlichen Seite den Fachgelehrten überlassen und mich auf die Erläuterung des Inhalts in historischer Hinsicht beschränken. In diplomatischer Beziehung weist es die allgemein gebräuchliche und bekannte Fassung und formelhaften Wendungen auf, wie solche sowol für die Königs- als auch für die Privaturkunde im Anschluss an die bis dahin übliche lateinische entstanden und für Schriftstücke von einfacherer Form eingebürgert waren. Es gibt deshalb bei ihr keine Invokation, Titulatur und Gruß, keine Arenga und Pönformel; sie beginnt unmittelbar mit der Adresse und Publikation, geht sofort zu dem eigentlichen Text über und schließt, ohne Zeugenformel, mit der Korroboration und dem Datum, mit letzterem folgerichtig nach dem deutschen Kalender.

Inhaltlich stellt unsere Urkunde den Abschluss eines Münzbündnisses zwischen den drei Vertragschließenden dar. Dies sind Graf Konrad I. von Freiburg, ein Großneffe des letzten Herzogs von Zähringen, geb. 1226, seit 1236 regierender Graf von Freiburg an Stelle seines in diesem Jahr verstorbenen Vaters Egon I., seit 1248 mit der Gräfin Sophie von Zollern vermählt, gefallen in der Schlacht bei Wieselburg im Kriege zwischen den Königen von Böhmen und Ungarn an der Seite seines Schwagers, des Grafen Gottfried von Habsburg-Laufenburg am 21. Mai 1271, ein friedfertiger, aber nichtsdestoweniger kraftvoller Herrscher und Begründer des gotischen Münsters zu Freiburg. Er besass, offenbar als Pfand von den Markgrafen von Baden und Hachberg, das Münzrecht[11]

[11] Die Münze zu Freiburg bildete mit einen Gegenstand des Streits zwischen den Markgrafen von Hachberg und den Grafen von Freiburg um die Zähringer Erbschaft, der zum Teil unterm 8. Oktober 1265 zu Freiburg vergleichsweise beigelegt wurde. Die Urkunde darüber (s. Schreiber I, 60ff., Nr. 16) ist deutsch ausgefertigt und besagt bezüglich der Münze: *„Swenne aber der marcgraue die muinze ze vriburg loesen wil, so sol si ime graue Cvonrat gen ze loesenne, alder er sol sin mit rehte uberwerden.*

und als Lehen vom Bischof von Basel die zur Münze unentbehrlichen Silberbergwerke im Breisgau, hatte sonach den Münzmeister zu setzen und die volle Verfügung über diese Staatsgerechtsame. In Ausübung derselben verordnete er kraft unserer Urkunde in Übereinstimmung mit seiner Stadt Freiburg, als deren Vertreter auf Grund der Verfassungsänderung des Jahrs 1248 hier der Schultheiß und die alten und neuen (*„vnde alle die“*) Vierundzwanzig erscheinen, dass unter schwerer Strafe niemand von Freiburg Silber in eine fremde Münze führen oder dessen Ankauf durch einen Ausmann befördern oder fremdes, namentlich Basler Geld einwechseln dürfe, — ein Verbot, dem der Marschall von Staufen für seine durch den Bergbau damals blühende, jetzt eingegangene Stadt Münster sich anschloss. Die Maßregel, für die beiden folgenden Jahre 1258 und 1259 getroffen, war also gegen die damals im Verfall begriffene Basler Münze gerichtet, gegen welche die Vertragschließenden ihre eigene Münze, den Breisgauer Landmünz-Pfennig oder Brisger, zu schützen suchten, indem sie jener die Silberzufuhr abschnitten. Die Annahme von Basler Pfenningen an und für sich würden sie nicht verboten haben, wenn dieselben noch als gutes Geld gegolten hätten; man wollte nur das Einströmen minderwertiger Münze verhindern. Die Basler Münze war seit ihrem Wiederanfall ans Reich im Jahre 1025 im Besitze des Bischofs, der durch König Konrad II. 1028 auch die Ausbeute aus den Bergwerken des Breisgaus und anderer Orte verliehen und diese Vorrechte durch Konrad III. 1149 und Friedrich I. 1154 vor jeder Nachahmung innerhalb der Grenzen seines Bistums geschützt erhalten hatte, unter der gleichzeitigen Verpflichtung der Rückkehr zum guten alten Gewicht. Dieses war das dem heutigen englischen genau gleiche des Pfund-Schilling-Pfenning-Systems, doch sind ursprünglich nur Pfen-

---

Swenne och der marcgraue den grauen Cv°nraten vmbe die silberberge an sprichet, darumbe sol er ime antwrten, da er ze rehte sol.“ Und ferner am Schluss: *„Ane die mu°nze ze friburg vnde die silberberge vnde das geleite jme land, das sol er* [der Markgraf] *uordron, ob er wil, alse da obenan gescriben is.“*

ninge geprägt worden, deren jeder etwa 1 Gramm Silber enthielt oder enthalten sollte und etwa 8,2 Centimes des heutigen Gelds gleichkam; in der Folge wurden auch halbe Pfenninge (Hälbling) geschlagen. Der Basler Silberpfenninge *(Denarius)* machten 12 einen Schilling *(Solidus,* eine Rechnungsmünze, die seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts als Plappart auch wirklich geprägt wurde), 240 oder 20 Schillinge ein Pfund *(Libra)* oder eine Mark = 234,4 Gramm Silbers = etwa 20 Franken. Dem Münzpfund entsprachen aber die Münzpfenninge nur dem Namen nach; während jenes stets 240 Pfenninge behielt, stieg die Mark durch die Münzverschlechterungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts z. B. rasch auf das Dreifache[12]. Seit der Verleihung Kaiser Friedrichs I. von 1154 war die Basler Münze ganze hundert Jahre lang ohne wesentliche Veränderungen geblieben, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an aber, einerseits infolge der politischen Zerrüttung Deutschlands durch das Interregnum, andererseits infolge des in dem vollständigen Sieg der Geldwirtschaft über den Tauschverkehr begründeten großen Umschwungs aller Verhältnisse, zugleich mit allen andern rheinischen Pfenningen rasch und unaufhaltsam gesunken[13]. In dieser schweren Zeit vermochten sich nur diejenigen wenigen Münzstätten zu halten, die wie die Freiburger der vermehrten Nachfrage nach unvermünztem Metall gerecht zu werden imstande waren. So war der Schutz der „Brisger" durch den Münzvertrag von 1258 von selbst gegeben, ein Gebot der Selbsterhaltung, denn an Wert und Gewicht sollten der Brisger und der Basler von Haus aus einander vollständig gleich sein. Bei dem damaligen Reichtum der Silbergruben in der ganzen Umgebung von Freiburg, wie namentlich des Münstertals, konnte nun gerade der Brisgauer Pfenning so vollwertig sein, dass das Untergewicht der Basler doppelt auffiel und auch auf den Herrn von Münster, der keine eigene Münze besass, zu dem gemeinsamen Vorgehen mit Freiburg zwingend wirkte.

---

[12] Vgl. Tr. Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel. Basel 1886, S. xxiii u. ö.

[13] Vgl. Jul. Cahn, Der Rappenmünzbund. Heidelb. 1901, S. 16 ff.

Gottfried von Staufen, aus dem alten Zähringer, nachmals gräflich Freiburger Dienstmannengeschlecht, bekleidete überdies das in seinem Haus erbliche Marschallamt der Herzoge von Zähringen und behielt auch nach deren Aussterben (1218) den Titel noch längere Zeit bei. Er hatte die Kastvogtei über die habsburgische Benediktinerabtei St. Trudbert im Münstertal und ausgedehnte Rechte und Einkünfte auch über das südlich um das Kloster gelegene Dorf Münster, das seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Stadtherrlichkeit begabt erscheint infolge des Aufschwungs, den es durch den ergiebigen Bergbau in dem an Erzen, zumal an Silber reichen Münstertal genommen hatte. Über *„die stat ze Münster“* oder „die Stadt Münster im Breisgau“ — zum Unterschied von Münster im Gregoriental westwärts von Kolmar — gebot der Abt von St. Trudbert als Grundherr, die von Staufen namens des Hauses Habsburg als Schirm- und Gerichtsherren; ihre Gewalt ging über den ganzen Talgang *„von der obren brugg ob der stat ze Münster unz nidenus ze dem crüze ze jetweder siten, als die wasser seigi het“*. Später der Stadt Freiburg verpfändet und trotzdem von einem Herrn von Staufen widerrechtlich verkauft, wurde das Städtlein und die dabei gelegene Burg Scharfenstein von der Freiburger Bürgerschaft 1346 teilweise zerstört und gewaltsam in Besitz behalten, bis es Herzog Albrecht von Österreich 1350 an sich löste. Mit Abgang des Bergbaus verlor es den Karakter einer Stadt; als solche urkundet sie mit Vogt, Rat und Gemeinde zum letztenmal im Jahre 1539. Dann sinkt sie wieder zum Dorf herab und heute ist es nur noch eine sogenannte Rotte zwischen St. Trudbert und Wasen[14]; von der Herrlichkeit der ehemaligen Bergwerkstadt ist keine Spur mehr vorhanden.

Über den Erfolg der Einung von 1258 ist weiter nichts überliefert, auch nichts darüber, ob sie nach Ablauf der zwei Jahre etwa erneuert oder aber durch Besserungsmaßnahmen der Basler Münze aufgehoben worden ist. Hier kommt auch nur die sprachgeschichtliche Bedeutung und Wirkung des

[14] Vgl. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. II (Freib. 1887), S. 450.

Bündnisses in Betracht, das einen so überaus erfreulichen Umschwung in der Kanzleisprache der deutschen Fürstenhöfe und Städte mit einleitet. Dass bei diesem Bruch mit einem vielhundertjährigen Herkommen zugunsten unseres heiligsten Nationalguts die Grafschaft und Stadt Freiburg mit an erster Stelle steht, ist wol weniger das Verdienst einzelner, nicht mehr zu ermittelnder Persönlichkeiten, als vielmehr die Frucht einer in Zeit und Umständen des sogenannten Interregnums begründeten allgemeinen Bewegung. Oder ist es nicht eine auffallende, wenn auch bis jetzt noch von niemanden beachtete und gewürdigte Erscheinung in der Geschichte des deutschen Urkundenwesens, dass seine Ausbildung mit jenem Zeitraum politischen Niedergangs, mit den Jahren 1256 bis 1273 so eng zusammenfällt? Nicht zuletzt mag auch das Ausland dabei beeinflussend mitgewirkt haben, wo das Eindringen der Nationalsprache in die Urkunden schon geraume Zeit früher erfolgt war, wie in Spanien und Südfrankreich bereits um die Mitte, in Nordfrankreich mit dem Ende des zwölften, in Italien in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Zur Reife kam es dann mit dem Sieg der durch den aufblühenden Kleinadel und das Bürgertum seit dem Ende der Stauferzeit vorbereiteten großen Wandlungen auf den Gebieten der Politik, Kunst und Kultur, wovon ja z. B. das Aufkommen des gotischen Stils der beste Beweis ist. Es wäre eine verlockende Aufgabe, auf die aber hier nicht weiter eingegangen werden kann, den verschiedenen Ursachen, Strömungen und Kräften näher nachzuspüren, die in der engeren Heimat am Oberrhein diese Umgestaltung mit dem stark nationalen und volkstümlichen Gepräge im einzelnen herbeigeführt haben und insonders hier in Freiburg und im Breisgau so früh und nachhaltig in die Erscheinung getreten sind. Es ist durchaus nicht gesagt, dass die Volkssprache dort am leichtesten in die Privaturkunde eingedrungen ist, wo keine festgefügten Kanzleien bestanden, oder in solche Urkunden, für welche es zwar allgemeine Grundsätze, aber keine kanzleimäßig ausgebildeten Vormuster gab, also einerseits in die Urkunden des kleinen Adels, andererseits in die politischen

Dokumente[15]. Hier im Breisgau sind derlei Ursachen in keiner Weise wahrnehmbar, noch weniger richtig, dass die städtischen Geschäftsurkunden ein paar Jahrzehnte länger als die Nachbargebiete am Lateinischen festhielten. Die Stadt Freiburg zumal ist hierin geradezu bahnbrechend vorgegangen, zu einer Zeit, wo andere, größere Gemeinwesen noch kaum den ersten Schritt gewagt haben.

Seit der Münzeinung vom 19. Januar 1258 beginnen die in der Grafen- und Ratskanzlei in deutscher Sprache ausgefertigten Urkunden die lateinischen so schnell und durchgreifend zu verdrängen, dass von 1275 an, dem Jahr der deutschen Fassung des Stadtrechts, der die gleichzeitige Anlegung einer Handschrift des Schwabenspiegels gewichtig und vielversprechend zur Seite geht, lateinisch abgefasste Schriftstücke mehr als in den Städten der Nachbarschaft wie Straßburg, Kolmar, Basel zur Seltenheit werden. Von 60 Freiburger Urkunden des Zeitraums[16], in welchem hierzulande die deutsche Urkunde über die lateinische völlig die Oberhand gewinnt, entfallen insgesamt 54 auf die deutsche und nur 6, hauptsächlich geistliche Sachen betreffende oder unter geistlichem Einfluss entstandene Stücke auf die lateinische Sprache; sämtliche seit 1260 aus der Stadtkanzlei hervorgegangenen Urkunden sind deutsch abgefasst: — ein Vorbild, das wenige seinesgleichen haben dürfte. Graf und Stadt sorgten aber nicht bloß dafür, dass ihre eigenen Beurkundungen, wo es nur immer anging, in der Muttersprache ausgefertigt wurden, sondern liehen auch mit ausgesprochener Vorliebe überall da in Freundes- und Bekanntenkreisen ihre Mitwirkung, wo in deutscher Sprache amtiert uud verhandelt wurde. In zahlreichen Urkunden ist dessen am Schluss erwähnt mit der Wendung: *„Durch das, das diz stete blibe, so ist dirre brief ze eime urchünde mit mis herren graven Cu°nrates von Vriburg insigele unde mit der stette insigele von Vriburg besigelt unde bevestent.“*[17]

---

[15] Wie Vancsa a. a. O. S. 103f. Wort haben möchte.

[16] Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins IX (Karlsr. 1858), S. 333ff., 440ff.; X (1859), S. 96ff., 229ff. und 316ff.; Schreiber a. a. O. I, 58ff.

[17] Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins IX, 445 (29. Aug. 1267) u. ö.

Weniger günstig für die Annahme des Deutschen als amtliche Schriftsprache waren die Bedingungen in geistlichen Kreisen, wiewol auch diese innerhalb der Grenzen der Stadt Freiburg nicht so lange als in andern Gegenden des Reichs zurückgeblieben sind. Im allgemeinen konnte in Klöstern und bei kirchlichen Körperschaften mit den für ihr Urkundenwesen bestehenden festen alten Überlieferungen naturgemäß nicht so rasch und gründlich gebrochen werden wie in dem viel mehr an praktische Bedürfnisse gebundenen und größerer Beweglichkeit unterworfenen Kanzleigebrauch des Adels und der Städte. Trotzdem ist auch auf diesem Gebiet hier in Freiburg frühzeitig das Streben nach Bevorzugung der Muttersprache bemerkbar, zumal in den weniger mit gelehrten Elementen bevölkerten Klöstern und klösterlichen Anstalten. So findet sich, soweit sich das Material bis jetzt übersehen lässt, in dem um 1234 gestifteten Predigernonnenkloster Adelhausen die erste deutsche Urkunde zum Jahre 1272, ebenso bei den Siechen auf dem Felde[18], bei den Johannitern 1273[19], im Heiliggeistspital 1277[20], im Predigermannskloster zum 30. September 1283[21]. Eine deutsche Grafenurkunde im Archiv des Klosters Adelhausen aus demselben Jahre 1272 ist in jeder Hinsicht so karakteristisch, dass ihr hier eine Stelle gegönnt sein möge.

Alle, die disen brief gesehent, gru^{e}zit graue Egene von vriburch vnde kv^{i}ndet in die warheit, diu an / disem brieve stat. Wir kv^{i}nden daz vnde vergehen des, daz wir daz vernomen haben vnde des vnderwiset sin, / daz der bach der Treiseme vnde von andern brunnen vnde wazzern geleitit ist vf der swestern matten von / Adelnhusen vnde vf ander ir gu^{o}t, daz der siv braht ist von den burgern, die in daz gu^{o}t gaben vnde von gemeiner gewonheit der stat ze vriburch vnde in erteilit ist an dem gerihte ze vriburch, daz den vnser vater grave Cv^{o}nrat, der herre

---

[18] Schreiber a. a. O. I, 69f. Nr. 20.

[19] Das. I, 72f. Nr. 22.

[20] A. Poinsignon, Die Urkunden des Hlgeistspitals zu Freiburg i. Br. I. Bd. Freib. i. Br. 1890 S. 2 Nr. 4.

[21] Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins X, 105f.

ze vriburch waz, dem selben closter genomen hatte dur ettelich sache, die er gegen dem selben closter hatte. vnde wan wir daz erkennen vnde des vnderwiset sin, daz in dar an vnrehte beschach, da von so han wir dvr vnsers vater sel. vnde dur svnderliche vrivntschaft, die wir ze dem selben closter haben, dem selben closter den bach wider gelazen lidecliche vnde vriliche, also daz wir noch vnsers luͥtes nieman noch enheiner vnser erben siv dar an vuͥrbaz me beswaͤren vnde geirren soln. vnde dise gnade han wir in getan dvr vnsers vater sel. vnde dvr vnser heil, daz si deste getrvͥwelicher vuͥr vns bitten, vnde dur vnser niphtelen, die da inne sint, vnde dur vnser lieben burger, die vns dar vmbe hant gebetten. vnde dar vmbe daz disiv gnade deste bezzer vnde crephtiger si, so han wir disen brief in gegeben, besigelt mit vnserm insigel vnde der stat von vriburch. Diz beschach in der cit do von cristes gebuͥrte waz zwelf hvndert iar vnde zwei vnde sibencig iar.

Sprachlich bedeutet diese Urkunde unserem ältesten Stück von 1258 gegenüber wenig oder gar keinen Fortschritt. Sie bestätigt die allenthalben auch sonst im Reich gemachte Beobachtung, dass sich die deutsche Urkunde zu Beginn der volkstümlichen Bewegung noch ziemlich sklavisch an die lateinische angeschlossen hält und nur allmählich freier entwickelt, um erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in einzelnen größeren landesfürstlichen, seit Ludwig dem Bayern auch in der königlichen Kanzlei eine eigene deutsche Kanzleisprache und bestimmten Kanzleistil auszubilden, welche dann zur Schöpfung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache herüberleiten[22]. Aber auch so bleibt der Stadt Freiburg ungeschmälert das Verdienst, in verständnisvollem Zusammenwirken mit seinem gräflichen Herrn auf dem Schloss zu seinen Häupten in entscheidender Zeit die Ausbreitung der deutschen Sprache in hervorragendem Maße gefördert und damit deutschem Fühlen, Denken und Tun die Wege geebnet, mit unter den ersten die Bahn zu voller Entfaltung helfen freigemacht zu haben.

---

[22] Vgl. Vancsa a. a. O. S. 105.

Der Wissmeister Brugger.

Von **Fridrich Pfaff.**

Mit einem Bild.

Der Mann, mit dem ich mich auf den folgenden Blättern beschäftigen will, gehört zu der Schar der „sonderbaren Heiligen", die man mit geringschätzigem Lächeln abzutun pflegt. Er gehört zu den Leuten ohne Erfolg, denjenigen, die ihr Leben einer Sache geweiht haben, die man heute als eine verlorne ansieht und deshalb auch als eine schlechte oder doch unwerte beurteilen zu müssen glaubt. Allezeit hat der Erfolg die Meinungen beherrscht. Unter diesem bedauerlichen aber unvermeidlichen Tiefstand der Urteilskraft hat denn auch das Andenken Josef Bruggers zu leiden gehabt, der einesteils Johannes Ronges Deutschkatholizismus sich mit ganzer Seele zuwandte, andernteils einen Sprachreinigungsverein gründete — zwei Unternehmungen, beide mit größtem Eifer und hellster Begeisterung unternommen, beide jämmerlich zugrund gegangen und vergessen, abgelöst durch neuere, mehr oder weniger geschickter begonnene Bestrebungen, denen der Erfolg holder war.

Ich will keine „Rettung" Bruggers versuchen, ich bin fern davon, all seine Meinungen und Taten zu verteidigen; doch aber möchte ich zu gerechterer Beurteilung dieses Manns beitragen, denn ich bin überzeugt, dass er diese völlig verdient. Mindestens muss er anders beurteilt werden, nicht geringschätzig. War Brugger auch kein großer Mann, so war er immerhin ein ganzer Mann von achtenswertester Eigenart. Gerade wir, einer Zeit angehörend, die sich der Erfolge von politischen Bestrebungen im Sinne eines Brugger erfreut und ihre Vorteile genießt, dürfen diesen wackern deutschen Mann

nicht unterschätzen, trotz seiner Irrtümer: wir müssen sein Andenken achten und ehren.

Über Bruggers Leben unterrichtet uns eine von ihm selbst verfasste gedruckte „Lebensbeschreibung“, die bis zum 9. Juli 1846 reicht. Weitere Quellen sind:

1. Die Bruggersche Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, umfassend den zweiten Teil von Bruggers Stammbuch aus den Jahren 1821—1839; eine Handschrift „Des Verhängnisses Macht oder Geheimnisse und Leidensmonate aus dem Leben eines weiland römisch-katholischen Geistlichen aus dem höheren Klerus des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von seinen Freunden“, Gedichte — offenbar eigne Werke und Erlebnisse Bruggers; 3 Hefte Vorträge, gehalten 1847—1856; 3 Hefte Briefe 1824—1857.

2. Bruggers Vermächtnis auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B., bestehend aus: dem ersten Bande des Stammbuchs 1808—1820; einer umfangreichen Handschrift „Meine Weltanschauung oder mein Doppelleben in Phantasien über menschliches Wissen, Glauben und Leben“; 2 Heften Vorträge 1848 und 1849 „ohne Fremdwörter“; einigen Briefen; einem auf Elfenbein gemalten Brustbild, dessen Nachbildung diesen Blättern beigegeben ist, und einer kleinen Alabasterbüste Bruggers.

Beide Sammlungen sind Vermächtnisse Bruggers an die beiden Badischen Universitäten.

Alle diese Quellen enthalten eine Fülle des bemerkenswertesten Stoffs zur Zeitgeschichte. Sie sind hier nur flüchtig benutzt. Ich behalte mir gründlichere Ausschöpfung vor. —

Brugger ist geboren zu Freiburg im Breisgau am 23. Oktober 1796 als Sohn des Bürgers und Subkustos am Münster Dominikus Brucker[1] und der Franziska, gebornen Straubin. Nach seinem Vater und dem Paten und Oheim Heinrich Josef Brucker, Kanonikus am Stift Waldkirch im Breisgau, erhielt er die Namen Josef Dominikus. Er selbst nennt sich

[1] Die Schreibung mit gg, die Brugger selbst durchgeführt hat, ist alemannisch.

auch noch Karl[2]. Patin war Barbara Langin, Wirtin zum kleinen Kameeltier (Salzstraße 34) in Freiburg. Sein Vaterhaus war das Haus „zur großen Meise“[3], später Nr. 274, dann Nr. 849 in der Wammersgasse, der ehemaligen Gasse der Wamsmacher, dem östlichen Teil der Schusterstraße vom Kaufhaus (Beurbarung) bis zur Herrenstraße (alt Pfaffengasse), jetzt Schusterstraße 35. 1775 ist unsres Wissmeisters Großvater Josef Brucker, von 1789—1836 sein Vater Dominikus als Eigentümer eingeschrieben. 1838 erscheint als solcher der Zuckerbäcker Josef Keller; es war also in andre Hände übergegangen. Es ist ein schmales, nur zweifenstriges, düsteres Haus an der Nordseite der engen Gasse, aber ausgezeichnet durch eine feinprofilierte Haustür, über der ein bürgerliches Wappen mit zweigbelegtem Schrägbalken, begleitet von zwei sechsstrahligen Sternen, gehalten von einem Schildhalter, prangt — ein echtes altes Bürgerhaus.

Der Name Brugger, der als „Einnehmer des Brückengelds“, als „Brückenmacher“, aber wol am besten als „aus Brugg stammend“ gedeutet werden kann, ist im Breisgau häufig. Schon 1343 erscheint er zu Endingen am nahen Kaiserstuhl[4], auch zu Freiburg ist er um die Mitte des 15. Jahrhunderts bereits zu finden.

Unsres Bruggers Eltern waren wolhabend. Er selbst hat schwerlich etwas hinzuerworben, sondern eher das meiste geopfert; doch konnte er Stiftungen machen, die noch bestehen.

Der junge Josef erhielt seine erste Bildung in der vorderösterreichischen Normalschule zu Freiburg, in den Jahren 1810—1814 besuchte er das Gymnasium der 1806 badisch gewordenen Stadt. In dieser Zeit beginnt sein Stammbuch. Im 60. Lebensjahr hat Brugger noch in den ersten Band hineingeschrieben: „Für mich ist dies Buch eine Geschichte meiner schönsten Lebenstage, ein Saal voll lebendiger

---

[2] Das Taufbuch, in welches mir Herr Dompfarrer Brettle gütigst Einsicht verschaffte, gibt darüber keinen Aufschluss.

[3] 1661 zur kleinen Maisen, 1690 zur blauen Maisen, 1775 zur großen Meysen.

[4] Urk. des Heiliggeistspitals I, Nr. 292.

Gestalten und Bilder, die einst mein Herz mit hoher Wonne erfüllten. Für den Fremdling ist es nur eine tote Bilderschrift, voll Rätsel, ein Leichenacker mit Totenkreuzen und Inschriften, wenn auch manche Namen noch länger bei der Nachwelt genannt werden sollten." Und in den zweiten Band:

Blüten und Tränen ∴
zu meinem sechzigsten Lebensfrühling ∴

Was quillst aus dem Auge so leise hervor,
Du heilige, du süße Träne?
Wo sich alles erfreut in der Schöpfung, was willst du?
O Herz, kannst du dich denn nimmer erfreuen? —
Beim Anblick der Blüten so rein und so schön
Entperlt im Frühling dem Aug eine Träne?!
Auch Tränen schmücken die Blüten mit Perlen,
Vom himmlischen Taue erglänzen sie heller.
Siehst nicht, wie sich brechen in vielfachem Glanze
Der Sonne Strahlen in glühendem Tau?
So bricht sich der Strahl der Freude in Tränen;
O Blüten, o Tränen, — wie selig macht ihr!

Heidelberg, 20. Ostermonat 1856. Dr. Brugger ∴

Sorglich hat er die Schicksale der Eingeschriebenen verfolgt, ihre spätere Lebensstellung und oft mit einem Kreuz und Trauerspruch ihren Todestag angemerkt, sogar dem tugend- und freundschaftsvollen Spruch eines Mitschülers aus dem Jahre 1814 hat er nicht verfehlt zuzusetzen „starb am Galgen", und bei einem andern Eintrag aus dem Jahr 1819 „Schnitt sich den Hals ab". Von einer Fußreise, die der junge Brugger im Jahre 1814 nach Schaffhausen und an den Bodensee unternahm, zeugt ein Bildchen des Rheinfalls mit dem Datum des 21. Septembers. Aus demselben Jahr ist der Eintrag des spätern Professors am Rastatter Gymnasium, Karl Grießhaber, der sich als deutscher Altertumsforscher bekannt gemacht hat. Auch Bruggers zwei Jahre jüngerer Landsmann Josef Freiherr von Auffenberg, der später berühmte Schauspieldichter, hat sich am 30. November 1814 hier verewigt. Ebenso viele Männer, die später in Baden hervorragende Rollen spielten, wie die Freiherren Heinrich und Friedrich

von Andlaw-Birseck, Ernst August Münch, Friedrich Walchner, C. Frommherz finden sich.

1815 ging Brugger zum Studium an der Freiburger Hochschule über. Er widmete sich, wie er selbst schreibt, zwei Jahre „der Forschnis der Weltweisheit“, dann wieder zwei Jahre der Naturwissenschaft und Arzneikunde. 1819 aber „begann er die Gottgelehrtheit ebendaselbst“. Waren die Stammbucheinträge von Freunden und Freundinnen aus der Schülerzeit wie üblich sanft und süß wie Rosen und Vergissmeinnicht, so zeigt sich mit der Studienzeit ein andrer Geist. Der „teutsche Jüngling“ wird gefeiert, von der Freiheit ist die Rede und die Heiterkeit wird derber. Es war ja die Zeit, da die Freiburger Burschenschaft entstand. Im Jahre 1816 schon war Brugger Mitglied „einer großen Hochschulgesellschaft von 80 Wissenschaftern“ namens „Eintracht“. Zur Feier der Völkerschlacht bei Leipzig zogen die Burschen vom Breisgau und Bodensee am 18. Oktober 1818[5] auf den Wartenberg bei Donaueschingen. Brugger war als Sprecher der Freiburger Burschenschaft dabei. Ein rasch aufgetürmter Holzstoß ward von allen zugleich mit Fackeln entzündet. Im Kreise rundum sangen die Burschen das „Feuerlied“ ihres Genossen Kaiser, der dann, in die Mitte tretend, eine packende Rede hielt. Körners Gebet sangen sie auf den Knien und entblößten Haupts. Ein Blatt in Bruggers Stammbuch verewigt die Szene im Bilde. Wir sehen da die Burschen im altdeutschen Rock und Barett, das Ränzel auf dem Rücken und den Säbel an der Seite, die Hand zum Schwur erhebend um das Feuer geschart. Aber auf die andre Seite hat der Zeichner, C. Waldmann, cand. jurispr., die Verse geschrieben:

Also dacht' es der Mensch, doch die Götter lenkten es anders
Und zerstörten grausam die fruchtversprechende Blüte.
Siehe! — in eitelen Dunst sich löste mein jugendlich Hoffen
Mir bewährend den Satz: „dass Menschliches menschlich nur rede!“ —

Du verstehst mich. Albertina 3, XI, 1819.

Von seinem Freund und teutschen Bruder.

Brugger hat ein Kreuz zu dem Namen gemalt.

---

[5] Brugger selbst schreibt irrig 1819.

Das Wartenbergfest hatte für die Teilnehmer üble Folgen. Auch die badische Regierung witterte staatsgefährliche Dinge und ging gegen die Burschen vor. Der beauftragte Stadtdirektor Pfister von Heidelberg verhaftete die Führer der Burschen. Auch Brugger wurden seine Papiere weggenommen. Zwar verlief die Untersuchung im Sand; aber die Burschenschaft war zunächst gestört[6]. Brugger, damals schon Theologe, scheint nicht weiter Gefallen daran gefunden zu haben. Es hatte offenbar keine Wirkung auf seine Entschlüsse, wenn eine Freundin, Antonia Wieland aus Freiburg, ihm mit dem Wahlspruch: Es leben die teutschen Purschen! Pereant die Theologen! ins Stammbuch schrieb: Ein Heros der Kristus-Kirche willst du werden!? Freund bedenke doch: du ziehest Romas schwere Fesseln an und wirst sein Eigener . . . . o verlasse dieses falsche Spiel im teutschen Vaterland, wenn es dich ferner erkennen soll: der Stand des freien Bürgers-Mann stünd wahrlich dir viel besser an!

> Willst eines Mädchens freundlich Wort
> Und deiner Freundin Rat nicht fassen
> Und ungeliebt als Theolog
> Dies freie Leben hassen:
> So sei bedauert für und für,
> Und Herzens Trost — nie fehl er dir!

Weit kräftiger noch war die Lehre in einer Karikatur seiner Universitätslehrer und Studiengenossen, die ihm sein Freund Wilhelm Graf von Waldburg-Zeil am 6. Oktober 1820 ins Stammbuch zeichnete. Harmlos dagegen wieder der „Witz ex stapide“, den ihm der Jurist Karl von Hirrlinger später einschrieb:

> Wenn Sie im Schwarzrock einst bei Tafel sizen
> Und Grillen fangen, ob der Predigt schwizen,
> Wenn Sie der Unmut plagt und Bauren Wiz,
> Der Vogt Sie neckt mit Stimm und Siz,
> Wenn Ihre Köchin oft zu wenig kocht,
> Der Herr Vicarius im Hause pocht,

---

[6] Vgl. Burschenschaftliche Blätter S.-S. 1895, Nr. 4 „Die alte Burschenschaft in Freiburg“ und Dr. Hopf ebd. S.-S. 1905, Nr. 12.

Der Lehrer obendrein nach seinem Kopfe pinselt,
In jenem Ek die Kaz, und dort der Schooßhund winselt.
So holen Sie die Blättchen in dem Schranken,
Die bringen Sie auf andere Gedanken:
Sie lesen, lächeln, lachen, schrein,
Ergreifen schnell das Glas voll Wein
Und trinken Vivat! der vergangnen Zeit,
Wo Ihnen Freundschaft, Lust und Seligkeit
Die Tage krönten, sprechen dann
Geraadezu das Lumpenpak in Bann,
Es werde, sagen Sie, capores,
O tempora, o mores!

Ähnlich hat es der alternde Brugger später gehalten, wenn auch die äußern Lebensumstände so ganz anders werden sollten, als sie hier geschildert sind.

Brugger machte neben seinen beliebten Fußwanderungen auch früh weite Reisen, besuchte die größern Städte Mitteldeutschlands, die Schweiz, das Elsass und Frankreich. Davon erzählt das Stammbuchblatt seines Freunds Franz Meyer von Rastatt aus Paris, den 1. April 1821: Wenn Sie einst nach langer Zeit in dem Kreise aller Ihrer Lieben sich von Paris unterhalten, dann denken Sie zuweilen an Ihren Führer auf der Tuilerien-Brücke, als er Sie bat nicht umzusehen, und nun auf einmal mitten auf derselben ausrief: ‚Nun schaut um Euch‘. Welch ein Anblick! rechts die Invaliden, das Institut und in grauer Ferne das Observatorium, vornen das Pont neuf, das Pont des Arts, die Statue Heinrichs des Guten und die ehrwürdigen Türme von Notre Dame nebst dem Pantheon, links das Louvre, die Tuilerien und Tausende von Häusern, im Rücken endlich im hintersten Horizont die Rutschberge von Beaujon. O Freund! und zu all dieser Herrlichkeit ein fühlbares Herz, um sie so ganz fassen zu können, was braucht es mehr, um einen festen Bund zu knüpfen? Nichts — — seien Sie meiner Freundschaft, meiner Achtung gewiss.

So sehen wir den wackern, empfindsamen deutschen Jüngling auf Reisen. Wir glauben es ihm, wenn uns Brugger versichert, dass er einen reichen Schatz von Natur- und Men-

schenkenntnis gesammelt, seine Lebensanschauungen erweitert und berichtigt habe. Er besass große gesellige Begabung, sang schön und gern, spielte Laute und Geige und war überhaupt ein leidenschaftlicher Freund der Tonkunst. Auch eigne Kompositionen sind ihm gelungen. Brugger war gern mit den Fröhlichen fröhlich. Und so erzählen denn seine Stammbuchblätter von Komitaten und Kommersen, von heitern Ausflügen in Freiburgs herrliche Umgebung, von Lautenklang und Liedersang.

Im Herbst des Jahrs 1821[7] trat Brugger in das Priesterseminar zu Meersburg ein, das der berühmte Bistumsverweser von Konstanz, Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, zu einer Musteranstalt gemacht hatte. Bei aller Strenge, die dort herrschte, die z. B. im Stammbuch die Reise dahin als eine Fahrt ins Elend darstellen lässt, vorm Beten und Fasten dort Furcht einflößt, dem Mitalumnus Karl Wieland „am zweiten Tag vor der Erlösung“ den Sinnspruch auspresst: „Durchs Feuer wird das Gold geläutert, der Clericus im Seminar“ und einen andern von den dicken Mehlsuppen zum Frühstück erzählen macht — ging es doch unter den jungen Leuten wie überall auch im Priesterseminar lustig zu. Davon weiß ja schon Heinrich Schreiber, der spätere Freiburger Professor, zu erzählen[8], wie der Schuster in den Stiefeln, der Schneider in den Kleidern das heißersehnte Bier zutrug. Sogar ein Fastnachtspiel ward aufgeführt, das Anton Kraft im Stammbuch bildlich festgehalten hat. Viele hübsche Bilder von Meersburg selbst, dem wundervoll mit seinem Schloss auf dem Hochufer des Bodensees gelegenen, von der Mainau und andern Orten der Umgebung zeugen von dem großen Eindruck, den die schöne Landschaft auf die jungen Leute gemacht hat. Brugger errang zu Meersburg die Würde eines Präfekten. Wie sehr er sich seine Genossen zu Freunden gemacht, davon zeugt das Stammbuchblatt vom 1. September 1824:

---

[7] Er selbst nennt in seiner Lebensbeschreibung irrtümlich (wie die vielen Stammbucheinträge beweisen) das Jahr 1823.

[8] Vgl. F. Pfaff, Schauinsland XIX, 1893, S. 4.

Verdienst, Schuld und Strafe.

„Wer ist Präfekt?“ — Brugger.
Wer hat mich Spätkommenden gemeldet? — Brugger.
Wer kam bei v. Wessenberg am 30. Jenner zuerst ans Brett? — Brugger.
Wer bekam ein pretium von ihm? — Brugger.
Wer hat mit größtem παϑος homiliert? — Brugger.
Wer leitete den Chorgesang bei Peters Promotion? — Brugger.
Wer machte den Dorfbarbier?[9] — Brugger.
Wen zog unter anderm der Sak in die Stadt? — Brugger.
Wer hat sichs gemacht, wie der Vogel im Hanfsamen? — Brugger.
Wer lebte im Seminar, wie der Fink im Hanfsamen? — Brugger.
Als ich frisch vom Leder zog, wer hat gelacht? — Brugger.
Wegen des Tischweins Sauerstoff, wer hat randaliert? — Brugger.
Wer schuf bessern her? — Brugger.
Wer ließ uns in Braitenbach seine Stimme erklingen? — Brugger.
Wer ließ auf Mainau troken ohne Guitarre sitzen? — Brugger.
Wer hat in Salem keinen Brand gehabt? — Brugger.
Wer stimmte „Miserere“ cum invocarem im 3 mal gestrichenen a an? — Brugger.
Wer hat andre drum lachen gemacht? — Brugger.
Wer nahm in der Exerzitien-Predigt herb Abschied? — Brugger.
Wer hat seine Untertanen lieb gehabt? — Brugger.
Wer hat seinem Volk oft? Vespertrunk verschafft? — Brugger.
Wer liebte mich? — Brugger.
Wer liebt mich? — Brugger.
Wer wird mich lieben? — Brugger.
Wer liebt ihn? — Sein Freund V. Gass v. Rastatt.

Ich habe das Ganze hier mitgeteilt, weil es einen Blick in das Leben und die Stimmungen in dieser Priesterschule tun und das Ansehen und die Liebe, die Brugger bei seinen Freunden genoss, erkennen lässt.

In Meersburg hatte wol Brugger auch den mit 1822 dort als Anwalt tätigen Johann Baptist Bekk kennen gelernt, der, zu Triberg im Schwarzwald 1797 geboren, nachmals Badischer Minister des Innern ward — ein hervorragend karaktervoller, geistig und sittlich gleich hochstehender Mann. Er verewigte sich in Bruggers Stammbuch mit allerhand Kraftsprüchen wie: „Sei wie du willst, namenloses Jenseits —! Bleibt mir nur dies mein Selbst getreu —“, malt einen Galgen

[9] In besagtem Fastnachtspiel.

mit dem armen Sünder daran und schreibt darunter: „Ich oder ihr —! wies fällt!“ Daneben Schillers Worte: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd er in Ketten geboren“ usw. Und auch seine Gattin Pepi geb. Walter, die sich für die vergnügten Stunden bedankt, die ihr Bruggers schöner Gesang verschafft, kündet mit Schiller: „Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn — Erzeugt im Gehirne des Toren — Im Herzen kündet es laut sich an: — Zu was Besserm sind wir geboren“ usw. Überhaupt enthält das Stammbuch viel Schiller, daneben auch Jean Paul, ganz im Stil seiner Zeit.

Im Jahre 1824 erhielt Brugger die Priesterweihe durch den Bischof Johann Baptist von Keller von Rottenburg. Der damalige Freiburger Münsterpfarrer und nachmalige Erzbischof Dr. Bernhard Boll hatte ihm kurz vorher brieflich seine Freude darüber ausgesprochen, dass Brugger „mit einem echt evangelischen Geiste und mit heißer Begierde in diesem Stande zum Segen der Menschheit mitzuwirken“ diesem Ziele entgegengehe, und ihm gestattet, am 26. September im Münster das erste Messopfer darzubringen, das Bruggers Oheim durch eine Rede verherrlichen wolle. Noch im selben Jahr ward Brugger Vikar zu Merdingen am Tuniberg, wenige Stunden westlich von Freiburg. Aber bald eröffnete sich ihm eine andre Laufbahn. Seit 1822 war Dr. Heinrich Schreiber Präfekt des Gymnasiums zu Freiburg. Er zog Brugger ins Lehramt, nachdem dieser die Staatsprüfung „mit vorzüglichem Erfolge“ bestanden hatte. Zunächst als Supplent, dann als Professor blieb Brugger Gymnasiallehrer bis zum Jahre 1836. Auch an der Universität sollte er Unterricht in der christlichen Sittenlehre erteilen; jedoch hielt ihn, wie er selbst erzählt, seine schwächliche Gesundheit davon ab. 1828 erwarb er die Würde eines Doktors der Theologie. In den Jahren 1829—1835 machte Brugger viele große Reisen, nach München, Wien, Innsbruck, nach Italien bis Rom, in die Schweiz bis Genf und ins Chamonixtal, auch den Rhein bereiste er bis Köln, ferner Berlin, Dresden und Leipzig. Ferner bereiste er England und nochmals Frankreich und die Schweiz. 1836 verließ er wegen Brustleidens das Lehrfach, am 17. Mai konnte

ihm sein Freund Bekk, damals Rat im Ministerium des Innern zu Karlsruhe, mitteilen, dass ihm die Pfarrei Kadelburg am Rhein bei Waldshut verliehen sei. Der Ort, hälftig katholisch und hälftig evangelisch, ist reizend an sanftaufsteigenden Matten unter Reben und Wald gelegen. Nah ragt auf steiler Höhe die aussichtsreiche Küssaburg, nah sind die schönen Täler der Wutach, der Steina, Schlücht, Mettma und Schwarza. Es war ein Plätzchen nach dem Sinne unsres sinnigen, heitern Brugger. Die wenig über 300 Seelen starke Pfarrei machte ihm wenig zu schaffen. Er konnte im behaglichen Stillleben seine Gesundheit kräftigen, seine in der weiten Welt gesammelten Erinnerungen pflegen und die neuen Pläne entwerfen, die in dieser Zeit vor ihm aufstiegen.

Schon war seine schriftstellerische Tätigkeit nicht mehr unbedeutend. Neben kleinern Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften mögen wol musikalische Kompositionen die ersten Werke gewesen sein, mit denen er vor die Öffentlichkeit trat — wahrscheinlich die „Blüten aus J. H. Frhrn. v. Wessenbergs Dichtungen mit Klavier- und Guitarrebegleitung". Schon ein Brief Wessenbergs vom 23. September 1824 dankt für diese, die einem woltätigen Zweck gewidmet waren. Ferner sind zu nennen: „Abendklänge" in 6 Gesängen, auch in 2. Auflage erschienen; „Muntere Laune" in 6 Gesängen; „Praktische Gesangschule"; „Deutschlands Sänger". 1829 folgte Bruggers „Anleitung zur Selbstbildung", 2 Auflagen, 1831 „Erinnerungen aus Italien", Geschichte der alten Weisen Griechenlands und Roms", 1832 „Die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen", 1834 „Erzählungen und Charaktergemälde", 1835 „Badens Stiftertempel" und 1836 eine „Anleitung zum Gesangsunterricht in Volksschulen". Ganz der Religion gewidmet sind: ein Gebetbuch „Christus unser Heil" 1833 und eine Volksbibel für katholische Christen" 1835.

Josef Brugger war ein Dichter, wie die Töne hat er auch die Worte beherrscht. Im Jahre 1840 erschien seine erste Gedichtsammlung „Harfentöne aus der Hütte eines Einsamen am Rhein", bei der er seinen Namen in den Sinnspruch „Bahne Rastlos Und Gewinne Glücklich Einen Ruhe-

punkt“ verbarg. Sowol durch kräftig persönliche Färbung als auch durch die Form — reimlose Verse — unterscheiden sich diese Gedichte sehr von den der spätern Sammlung „Aus dem Frühling meines Lebens“ (Heidelberg 1854). Da sehen wir den Naturfreund am Rhein bei Kadelburg wandern, wo die Weiden am Ufer ragen, das Schilfrohr sich unterm Windhauch beugt und Obstbäume ihre beladenen Äste bis auf die Flut herabneigen; wo die Knaben am Raine jauchzen und das Mühlrad braust. Auf dem grünen Hügel oben steht die Kapelle, die in seine Klause hereinschaut und von ihrem alten Turm schallt das Glöcklein ins Abendrot hinein. Zum Feldbrunnen bei Kadelburg im Schatten der alten Nussbäume wandelt er, zum Bannschachen, zur Laufenmühle an der Wutach, nach Homburg und zum Freunde nach Rheinheim. „Auch du sollst nicht vergessen werden, mein lieber grüner Apfelbaum“ und die Meise, die er im Herbste mit Nüssen füttert. Die Hirten sieht er ihre Grundbirnen in der Asche braten, das Posthorn hört er schallen und den Büchsenknall von jenseits des Rheins: „das sind die freien Schweizerschützen, die üben sich mit freier Hand.“ Hier hat Brugger sich wolgefühlt, wenn auch zu Anfang wol die Sehnsucht nach den fernen Freunden ihn bedrückte. Er schildert froh die Zufriedenheit seines Häuschens. Nur ernste Wehmut beschleicht ihn, wenn er der verstorbenen Mutter, des dahingegangenen Oheims und des alten 82jährigen Vaters gedenkt. Aber für was sein Herz am höchsten schlug, das war das Vaterland und die Freiheit, die er schon als Bursch so hochgeschätzt.

So singt er denn als

Der freie Mann:

Freiheit ist mein höchstes irdisch Gut.
Frei bin ich geboren, frei will ich auch leben.
Denken will ich frei und handeln frei,
Sprechen will ich frei, so lang ich leb und atme . . .

Gut und Blut und Leben setz ich dran,
Überall das Reich der Freiheit zu verbreiten.
Ihr erhabnes Banner flattre hoch
Vor Europas Nationen aller Zungen . . .

Sterben will ich als ein freier Mann,
Wie ich als ein freier stets auf Erden lebte;
Nur als Freier will ich wandeln einst
In das Land der ewgen Freiheit dort hinüber[10].

An mein Vaterland.

Du herrlich schönes Deutschland!
Mein Vaterland nenn ich
Dich mit gerechtem Stolze
Und wahrer Seelenfreud.
Mit reicher Gaben-Fülle
Hat dich beschenkt Natur.
Wie milde ist dein Himmel,
Wie rein der Lüfte Wehn!

Mit schönen Berg und Tälern
Prangst du mein Vaterland.
Dich schmücken Eichenhaine,
Von klarem Bach durchströmt.
Auf deinen Hügeln reifet
Der Traube Purpursaft,
Und deine Felder zieret
Der Früchte goldne Saat.

In deinen Gauen blühen
Jetzt Kunst und Wissenschaft,
Und Freiheit der Gedanken
Weckt segenvoll den Geist.
Ein Kraftstamm sind die Söhne
Entsprossen deinem Schooß!
Mit Biedersinn und Treue
Vereinen Stärke sie.

Ihr Mut und Seelenadel
Ward in der Vorzeit längst
Im Buche der Geschichte
Verewiget mit Ruhm.
Viel Edeltaten strahlen
Mit heller Flammenschrift,
Den Enkeln noch ein Vorbild,
Aus deinen Wäldern her.

Drum stärket euch, ihr Söhne
Des deutschen Vaterlands
An eurer Väter Größe
Und ahmt den Tapfern nach.
Ringt feurig stets nach Freiheit,
Des Lebens höchstem Ziel,
Nach Einheit und Gemeinsinn
Im großen Brüderbund.

Das Vaterland zu retten
Aus schnödem Sklavenjoch,
Zu brechen seine Ketten
Sei euer Trachten nur.
Wo Vaterland und Freiheit
Die Losungsworte sind,
Da kann nur Gutes reifen
Aus gutem Samenkorn.

Drum preis ich dich, o Deutschland,
Mein Vaterland, so hoch,
Weil du von jeher wahrtest
Der Menschheit heilges Recht;
Weil du die Unterdrückten
Geschützt mit starker Hand,
Weil du den Sieg errungen
Auch über Geisteszwang.

Du brachst des Aberglaubens
Und Wahnes Fesseln stark
Und pflanztest hoch die Fackel
Der Geistesfreiheit auf.
Durch dich erhielt Europa
Aus Finsternis das Licht,
Das lodert für Jahrhundert
In freier Menschen Brust[11].

---

[10] Harfentöne 31.

[11] Harfentöne 40.

So ertönen hier neben milden und sanften Schwingungen auch die kräftigsten Weisen, die uns im voraus den Kampf ahnen lassen, den Brugger einst zu kämpfen hatte. Noch war er sich selbst nicht klar über das was werden sollte. „Ich — mir ein Rätsel“, dichtete er, „nichts fehlt mir und doch bin ich zufrieden nicht! Glücklich und gepeinigt doch von Sehnsuchtsqual!“ Das Schicksalsbuch zeigte seinem irren Blicke zunächst nur Hieroglyphen[12].



In dieser Zeit können wir uns Brugger äußerlich so vorstellen, wie ihn unser Bild zeigt. Er selbst hat auf die Rückseite dieser hübschen Elfenbeinminiatur von Holder jun.[13] geschrie-

[12] Harfentöne 12.

[13] Der Maler ist wol der jüngere Bruder des bekannteren Miniaturmalers J. M. Holder aus Hildrizhausen in Württemberg. Vgl. Naglers Neues allg. Künstlerlex. VI, 255, und Müller und Singer, Allg. Künstlerlex. 3. Aufl. II, 190. Die dem ältern Holder nachgerühmte ungemeine Zartheit der Ausführung zeichnet auch unser Bild aus, das ebenfalls wol als „sprechend ähnlich“ angesehen werden kann.

ben, sie sei 1833 gemalt; das Bild selbst aber trägt die Jahrzahl 1831. Was uns die Gedichte erzählen, das sagt auch das Bild: eine weiche, schwärmerische Seele, gleichmäßig zu Heiterkeit wie zu Schwermut geneigt. Auch eine Brugger als alten Mann darstellende Photographie aus dem Jahre 1864, die den Heidelberger Briefen beigeheftet ist, zeigt uns dieselben Züge.

Im Jahre 1837 starb Bruggers Vater. Rührend erzählt Ludwig Buchegger, später Domherr und Generalvikar zu Freiburg, am 30. März, er habe dem Alten einen Brief des Sohns vorgelesen, „er war bis zu Tränen gerührt, küsste den Brief und rief aus: o wenn nur mein lieber Sohn wieder hier angestellt wäre. Er bat mich, dir besonders für die Freude zu danken, welche du ihm durch diesen Brief gemacht". Der Vater habe mit dem neuen Jahre sehr abgenommen, liege meist zu Bett, habe aber keine Schmerzen. Es sei eben nur Altersschwäche. Als der Vater auch seiner Gattin und dem Bruder gefolgt war und Brugger nun ganz allein stand, mögen die schwermütigen Stimmungen, die Weltverachtung und Todessehnsucht ihn überkommen haben, von denen seine Lieder reden, und ihn zu den ernsten, auf das Höchste gerichteten Gedanken vorbereitet haben, die wir bald bei ihm erkennen. Ob in dieser Zeit, oder früher oder später die Liebe ihn berührt hat, die aus einigen seiner Gedichte spricht[14], bleibt dahingestellt. Vielleicht hatte aber auch diese Regung Anteil an der Entfremdung mit seinem geistlichen Berufe, die zu Ende seines Kadelburger Aufenthalts eintrat. 1845 verließ er das liebliche Dörfchen am Oberrhein und ward Pfarrer zu Rohrbach am Gießhübel bei Eppingen[15].

Schon in den letzten Jahren der Kadelburger Muße war eine neue große Aufgabe an Brugger herangetreten: der Kampf um die Reinigung der deutschen Sprache. Bevor ich jedoch hierzu übergehe, will ich kurz den andern härteren

---

[14] Aus dem Frühling meines Lebens. Heidelberg 1854, 31 „Ihr Blick", 42 „Ihr Auge", 43 „Heilung", 49 „Liebe" usw.

[15] Nicht „bei Heidelberg", wie in den Badischen Biographien I, 135 zu lesen ist.

Kampf schildern, in den Brugger jetzt trat, um nie mehr seiner ledig zu werden. 1844 hatte der von seinem Amt entfernte katholische Priester Johannes Ronge, erregt durch die Ausstellung des heiligen Rocks, einen offenen Brief an den Bischof Arnoldi von Trier hinausgeschickt, war exkommuniziert worden und hatte nun offen zum Kampfe gegen Rom, zur Beseitigung des Zölibats, der Ohrenbeicht, der lateinischen Kirchensprache und zur Begründung einer Deutschen katholischen Kirche aufgerufen. Johann Czerski war ihm schon vorausgegangen und war mit der Gemeinde Schneidemühl aus der katholischen Kirche ausgetreten. In Breslau entstand 1845 unter Ronges Einfluss die erste „deutschkatholische“ Gemeinde. Auf einem „Konzil“ zu Leipzig im März 1845 bildete sich die „Deutschkatholische Kirche“, in der der ungläubige Ronge die Oberhand behielt, so dass sie mehr und mehr links rückte und schließlich religiös und politisch zum Tummelplatz der unruhigen, verneinenden Geister ward. In Freiburg hatte Dr. Heinrich Schreiber, ehemals am Gymnasium Bruggers Vorgesetzter, damals Professor an der Universität, am Ostertag 1845 dem Erzbischof seinen Anschluss an die Deutschkatholische Kirche angezeigt[16]. Am 19. April 1846 folgte ihm Brugger und verzichtete auf seine Rohrbacher Pfründe von 1200 Gulden. Er war schon im Februar mit der deutschkatholischen Gemeinde Heidelberg in Unterhandlung wegen seiner Anstellung als deren Prediger[17]. Dorthin zog er nun, ward am 21. Mai angestellt und am 23. Mai vom Ministerium des Innern bestätigt. Dort erreichte ihn ein Brief des evangelischen Pfarrers L. Breitenstein aus Kadelburg: „Ungern sah ich Sie von hier scheiden; ungern sah ich durch Ihren Weggang von hier das amtsbrüderliche Verhältnis sich lösen, in welchem ich mit Ihnen stand und welches mir manchen innern Genuss verschaffte . . . Ihr Übertritt zur deutschkatholischen Kirche hat hier großes Aufsehen gemacht . . . Mancher aus der hiesigen katholischen Gemeinde, der Sie

---

[16] H. Schreiber, Das Prinzip der deutsch-katholischen Kirche. Jena 1845.

[17] Brief des Rechtsanwalts Küchler vom 17. Februar 1846.

hochschätzte, schätzt Sie jetzt weniger und betrachtet Sie auch als einen im Irrtum Wandelnden." Aber „nicht bloß in Ihrer, sondern auch in hiesiger Gegend haben Sie viele Freunde, welche Sie hochachten und schätzen und jetzt noch mehr achten, als es selbst früher geschehen ist".

Wir wollen Brugger auf diesem Gebiete nicht verfolgen, so groß die Versuchung auch ist angesichts des anziehenden Stoffs, den die Heidelberger Briefsammlung umfasst. Wir sehen da Brugger im Verkehr mit den Führern der Bewegung Hieronymi in Darmstadt, Ronge, Scholl in Mannheim, Fickler in Konstanz, Heribert Rau, Pirazzi in Offenbach, Czerski usw. Auch in Freiburg hatte Brugger versucht anzuknüpfen; aber Carl Mez, „der Vater der Arbeiter", meinte, die Gegenpartei sei dort noch zu mächtig. „Was mich betrifft", fährt er fort, „so habe ich im Anfange der deutschkatholischen Bewegung ernstlich mich gefragt, ob ich nicht vom Protestantismus zum D. K. übergehen solle? Damals war ich stark schwankend, jetzt aber bin ich gewiss, dass ich es nicht tue. Das Leipziger Glaubensbekenntnis geht mir zu weit in seiner Negation; ich gehöre zu den Positiven." Sogar ein Jude, S. Greif, fragte an, ob Brugger ihn nicht „dem neuen Bunde einverleiben wolle". Da aber Entzweiung mit seiner Familie und Entziehung der „pekuniären Unterstützung" folgen werde, erbittet er geneigte Protektion, um eine Stellung zu erlangen, oder Mittel, um eine solche in Österreich zu suchen. Später sind bekanntlich auch Reformjuden in die deutschkatholische Gemeinschaft aufgenommen worden. Mehr und mehr verfiel sie der politischen Demokratie und ging auf in der freireligiösen Richtung.

Die allgemeine Gährung der vierziger Jahre hat auch diese vergängliche Blase aufgeworfen. Aber anerkannt muss werden, dass die Bewegung aus zwei großen und achtenswerten Gedanken hervorgegangen ist: dem allgemeinen Freiheitsdrange und dem Streben nach Deutschtum und Deutscher Einigung, die seit den Freiheitskriegen nimmer geschlafen, sondern auch in jämmerlicher, kleiner Zeit immer wieder die Begeisterungsfähigen entflammt haben.

Gewiss war unser Brugger ein überzeugter Katholik gewesen. Nicht umsonst stammte er aus ganz christlicher Familie. Seine Gebetbücher und kirchlichen Schriften beweisen das klar und deutlich, ebenso die an ihn gerichteten Briefe verschiedener Bischöfe, Geistlichen und Klosterfrauen. Ohne Zweifel haben aber Wessenbergs Geist, Schreibers Beispiel, sowie die eigene Neigung zu heiterer Lebensauffassung, sein burschenschaftliches Freiheitsideal und seine Deutsche Gesinnung ihn in die freiere Bahn gelenkt, auf der er weiter und weiter schritt, bis er schließlich zu einer Art von Pantheismus gelangte.

In einem Vortrage[18], nennt er, hoffnungsvoll an das Gleichnis vom Senfkorn anknüpfend, als Wesen und Zweck des Deutschkatholizismus: Herstellung des Urchristentums, d. h. Verwirklichung der erhabenen Urgedanken unsres Herrn und Glaubensschöpfers, Inslebenführung und Errichtung des großen allgemeinen Menschen- und Bruderbunds. Nicht einige Glaubenssätze, noch weniger Glaubensstreitigkeiten sollen herrschen. Grundsätze seien: „Gott unser Vater, die Welt seine ewige Offenbarung, der Mensch sein Kind."

Man wird aus allem nicht verkennen und auch gewisse Spuren zeigen es deutlich an, dass Brugger Freimaurer war.

Eine eigentlich politische Tätigkeit hat Brugger, wie es scheint, nicht geübt. Auch die Stürme der Jahre 1848 und 1849 haben ihn nicht in ihren Strudel gezogen. Dem widerspricht nicht, dass er auf Einladung des Freiburger Hofgerichtsrats Alexander Buisson am 10. Dezember 1848 in seiner Vaterstadt eine öffentliche Gedächtnisrede für Robert Blum hielt. War doch die Feier keine politische Kundgebung, sondern eine ernste religiöse Weihehandlung[19]. Die Feier bestand aus

---

[18] In der Heidelberger Sammlung.

[19] Heidelberger Sammlung Brugger. Brief Nr. 43 vom 29. Nov. 1848: „Auch hier in der Barrikadenstadt beabsichtigt eine Schaar der freien Männer und Frauen eine würdige Gedächtnissfeier zu veranstalten für den hingerichteten Robert Blum . . . Wir wollen der gröseren Teilnahme wegen und in Betracht der ernsten Handlung ihr weniger den Karakter einer politischen Demonstration als einer religiösen Weihe geben."

einem würdigen Trauerzuge von 600—650 Personen durch die Hauptstraßen Freiburgs zum Kaufhaus, wo der Verein Liedertafel Trauerlieder sang und dann Brugger sprach[20]. Auch in Heidelberg, Mannheim, Rhein-Dürkheim, Frankental, Bühl, Lahr, Baden hielt er solche Gedächtnisreden, überall mit großem Erfolg.

In Heidelberg hat Brugger bis an sein Ende gelebt. Auch dem Deutschkatholizismus ist er treu geblieben. Obwol ihm die Kurie die beste Pfarrei versprach, wenn er zurückkehre, blieb er doch fest. Auch einen Ruf als Prediger nach Frankfurt am Main schlug er aus. In Heidelberg wirkte er als gerngehörter Prediger und Redner und noch erzählt man von dem nur mittelgroßen, untersetzten Mann mit dem runden, bartlosen, frischen Gesicht, der immer im hohen Seidenhut ging, der gegen jedermann freundlich und wolwollend war und den jedermann schätzte und achtete. Er wohnte in der Karlstraße 153 unterhalb des Schlossbergs. Eine schwere Krankheit ertrug er mannhaft. Er starb am 11. Mai 1865, 69 Jahre alt, in voller Geisteskraft. Sein hinterlassenes Vermögen diente gemeinnützigen Stiftungen. Noch zeugen von seinem milden Sinn in seiner Vaterstadt Freiburg die Bruggersche Gewerbe- und die Prämienstiftung.

Den Hauptinhalt von Josef Bruggers späteren Lebenstagen bildete, wie schon angedeutet, sein **Kampf für die Reinheit der deutschen Sprache.** In der Muße seiner ruhigen Pfarrei Kadelburg vollendete er im Jahre 1843 sein 1844 im Druck erschienenes Buch „Das Fremdwörterwesen und seine Nachteile für deutsche Sprache, Gesinnung und deutsches Leben. Ein Gedenkbuch für vaterlandsliebende Deutsche von Dr. J. D. C. B.“[21]

Nicht das Feld, sagt er in der Einleitung, das er zu bearbeiten versuche, bedürfe der Entschuldigung, sondern

---

[20] Neue Freiburger Zeitung vom 12. Dezember 1848.

[21] Das Buch zeichnet sich durch viele Druckfehler aus. Eine handschriftliche Bemerkung Bruggers am Schlusse des Exemplars der Freiburger Universitätsbibliothek nennt das „ein wahres Muster deutscher Talgerei und Gleichgültigkeit“.

seine eigene schwache Kraft und mangelhaften Hilfsmittel; doch Lust und Liebe zum Gegenstand und Liebe zum deutschen Vaterland und seinen teuren Mitbrüdern aller deutschen Stämme haben ihn bewogen hervorzutreten. Nicht für Gelehrte will er schreiben, sondern für die Gebildeten aller Stände. Sie sollen helfen der schädlichen und schmachvollen Sprachmengerei ein Ende zu machen. Namentlich sollten das die Regierungen tun. Wenn er hier und da eine kleine Stand- und Strafrede halte, möge man das mit seiner warmen und echten Liebe zum Vaterland verzeihen, ebenso dass er sich oft wiederhole und immer wieder wie Kato spreche: „Ich aber bin der Ansicht, dass man die Fremdwörter vertilgen müsse.“ Er schließt: „Gott erhalte und segne Deutschland, lasse es groß und stark werden durch Eintracht und Bruderliebe und lasse es bleiben und fortdauern noch Jahrtausende!“

Brugger untersucht hier die Fremdwörter in den Wissenschaften und Volksschriften, den Künsten und Lebenszweigen, und bei verschiedenen Völkern. Er fragt: wer brachte die Fremdwörter in unsre Sprache? Warum haben die Deutschen so viele und mehr Fremdwörter als andre Völker? Er beleuchtet die Nachteile der Fremdwörter und nennt die Mittel zu ihrer Verdrängung.

Er sagt (S. 14): Man merkt es den Deutschen an, dass sie immer zu sehr der Macht der Gewohnheit unterliegen und nie zu echter Selbständigkeit, zum wahren deutschen Sprach- und Volksbewusstsein kommen können. Sie hängen mittelst so vieler Fäden mit dem fremden heidnischen Altertum, mit den Römern und Griechen, und mit den Nachbarvölkern der neueren Zeit zusammen, dass sie nicht imstande sind, diese Fäden, wir wollen nicht sagen, zu zerreißen, nicht einmal zu lüften und lockerer zu machen; das lassen ihnen ihre Bequemlichkeitsliebe und ihre deutsche Behaglichkeit nicht zu. Freilich trägt hier nicht das Volk, als der geleitete und verleitete Teil, sondern mehr die höhern Stände, die Gelehrten und Gebildeten als Führer und Tonangeber die Schuld. (S. 17): Die deutschen „Wissenschafter“ waren mehr für fremde

Sprachen als für ihre eigne eingenommen und widmeten jenen bei weitem mehr Sorgfalt, Fleiß und Forschungseifer als ihrer verachteten und misskannten vaterländischen Sprache. Das war freilich eine echt stock- und zopfgelehrte Ansicht, welche die Stuben- und Lehrstuhlgelehrten hegen mussten, sonst wären sie keine rechten Gelehrten gewesen, denn Deutsch versteht jeder Landmann und Bürger, aber Griechisch und Lateinisch verstehen nur die großen Geister, die Lichter der Welt. Man kann, darf und soll nun aber auch griechisch und lateinisch lesen und schreiben; aber man soll vor allem rein deutsch sprechen und schreiben, und nicht ein Viertel griechisch, ein Viertel römisch, ein Viertel französisch und endlich auch zur Gnade noch ein Viertel deutsch. Das heißt unsre schöne Muttersprache ans Kreuz schlagen. (S. 22): Die Deutschen gleichen immer noch Kindern, die wähnen, bei andern Völkern in die Schule gehen zu müssen. Doch die Zeit wird kommen, wo sie es gewiss lernen werden, für sich selbst etwas Rechtes zu lernen und zu schaffen, wenn sie einmal fester auf eignen Füßen stehen. (S. 25): Des deutschen Volks angeborner Grundfehler ist, zuviel Güte, Nachgibigkeit und Fremdenliebe und zu wenig Stolz, Anmaßung, Härte und Selbstsucht. Im Großverkehr und im Weltgewühle gilt aber das Recht des Stärkern, des Trotzigen, Anmaßenden, Zugreifenden, und der Gutmütige, Schüchterne, Blöde und Bedenkliche zieht den kürzern. (S. 66): Es scheint, als müssen die Deutschen zu sehr vielem genötigt, getrieben und gezwungen werden, sonst rühren sie sich nicht. Bei ihnen heißt es: Not macht groß. (S. 69): Jeder echte Deutsche wird dem großen Baiernkönig Ludwig Dank wissen, der mit hohem Kunstsinn und mit inniger Liebe Künstler und Kunst unterstützt, hegt und pflegt. Wenn sich deutsche Könige und Fürsten nur halb so um die deutsche Sprache annähmen als um die Künste, so würde sie schon längst in anderer Schönheit und Reinheit prangen. Welcher Fürst Deutschlands wird darin zuerst dem großen Karl nachfolgen und sich wieder mit Huld der verlassenen und entstellten Sprache annehmen? (S. 130): Der Gehorsam und die Untertänigkeit ist dem Deut-

schen so zur zweiten Wesenheit geworden, dass, wenn die Regierungen nicht selbst Anstalten treffen, nach Verlauf eines Jahrhunderts wenig mehr von der rein deutschen Sprache übrig sein wird. Daher tut es not, von Zeit zu Zeit wenigstens einen Ruf und ein ernstes Wort an die deutschen Männer ertönen zu lassen, damit sie sich wieder erinnern, was sie sich und ihrer Sprache schuldig sind, um sich durch deren Bund enger aneinander zu schließen. Denn es wird die Zeit ganz sicher einstens kommen, wo sie alle wie Ein Mann aufstehen und feststehen müssen, sei es gegen den Osten oder gegen den Westen. —

Neben diesen kräftigen, mannhaften und vaterländischen Worten führt Brugger die Fülle der in allen Wissenschaften, Künsten, Handels- und Gewerbebetrieben wuchernden Fremdwörter auf und übersetzt sie mehr oder weniger gut und treffend, doch immer mit dem bescheidenen Vorbehalt, damit kein Muster aufzustellen, sondern nur als Vorschlag und Anregung.

Als Mittel, die Fremdwörter zu verdrängen, schlägt er vor (S. 215): Bei der Jugend ist anzufangen; also die Lehrer müssen es sich zum unabänderlichen Grundsatze machen, keine Fremdwörter, sondern immer echt deutsche Wörter anzuwenden. So auf Volks-, Mittel- und Hochschulen. Besonders auf den letztern ist das Fremdwörterwesen zu Hause, hier reden die Lehrer wie die Gnadenboten (Apostel) in allen Zungen, als wenn sie allerlei Fremdvölker vor sich hätten, da es doch im ganzen nur deutsche Jünglinge sind. Hand in Hand muss mit der Schule die häusliche Erziehung gehen. Die Eltern müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Das Hauptmittel ist die Einpflanzung Deutschen Sinns. Nur durch Begeisterung kann sich der Deutsche von dem noch immer über ihm schwebenden Joche der geistigen Fremdherrschaft befreien. Die Fremdwörter sind nur Zeichen von dem Vaterlande entfremdeter Gesinnung. Hätten die Deutschen ihr Vaterland, ihre Sprache, ihre Sitten, Einrichtungen und Anstalten mehr geliebt als das Fremde, so hätten sie ihm Selbständigkeit, Freiheit und Eigentümlichkeit gerettet.

Guten Dienst leistet auch das Nachschlagen guter Fremdwörterbücher. Findet man in Büchern und Zeitschriften Fremdwörter, so übertrage man sie sogleich in die Muttersprache. Man getraue sich aber auch vor Deutschen Deutsch zu sprechen. Die Verpflichtung zur Verdrängung der Fremdwörter haben vor allem die „Schriftner“ (Schriftsteller) aller Wissenschaften und Arten, denn sie tragen auch die größte Schuld der Fremdwörtereinschwärzung.

Da man jetzt bei so vielen Gegenständen das Heil in Vereinen sucht, so möchten auch Sprachreinigungsvereine zeitgemäß sein, welche die vaterländische Reinsprache und die Deutschgesinnung pflegen.

Von der Menge hielt Brugger nicht viel, denn als das wirksamste Mittel zur Tilgung der Fremdwörter nennt er: die Anregung durch die deutschen Fürsten und Regierungen; die Deutschen erwarten eben doch von oben Heil und Hilfe. Die erste deutsche Regierung, die an die untergebenen Stellen den Wunsch oder Befehl ergehen ließe, statt der Fremdwörter deutsche Wörter anzuwenden, erwürbe sich ewigen Dank und Ruhm beim ganzen Deutschvolke. Brugger erinnert an Maximilian I. und fragt: Sollte sich unter den deutschen Fürsten nicht Einer finden, der so viel Liebe zu seiner Sprache und zu seinem Vaterlande besäße, endlich einmal den Anfang mit einem Werke zu machen, das so notwendig, so woltätig, so ruhmvoll ist? Wer wird der Gesalbte und der Erretter aus den Fremdbanden sein?

Ginge nur die Hälfte von diesen Vorschlägen, so schließt Brugger, in Erfüllung, so würde unserm Vaterlande eine neue, weit schönre Zeit erblühen, als die Gegenwart uns beut; es würden sich die deutschen Brüderstämme inniger, unzertrennlicher die Hand reichen, und es würde das Gesamtband der reinen deutschen Sprache alle fester zu Einem Brudervolke aneinander ketten; es würde sich Deutsche Wissenschaft, Deutsche Kunst und Deutsches Leben auf die kräftigste Weise aussprechen und in echt deutschem Geiste, mit vaterländischer Eigentümlichkeit, mit dem vollkommensten Gepräge reiner Deutschheit entfalten. —

Noch 1844 erließ Brugger in vielen öffentlichen Blättern einen Aufruf, der dem deutschen Volke all dies recht warm ans Herz legen wollte. 1847 erschien dann sein „Urbild der deutschen Reinsprache“. Hier führt Brugger nun geschichtlich und im ganzen folgerichtig all das aus, was das erste Buch nur andeutete. Er zeigt in der Geschichte der deutschen Sprache ihre zunehmende Verderbnis und gibt die Mittel an zu ihrer Reinigung. Ich greife nur wenige Punkte heraus, die noch heute von Bedeutung sind.

(S. 54): Bei der Bildung von Neuwörtern empfiehlt er äußerste Vorsicht.

(S. 60): Eine Sprachhochanstalt oder ein Sprachgericht (Akademie), zusammengesetzt aus lauter Meistern der Wissenschaft, hat Gutes und Schlimmes. Wir sind in Rücksicht der Sprachausbildung noch freier, wie z. B. die Franzosen, und unsre Sprache entbehrt gern der Fesseln, in die eine solche Anstalt unvermeidlich schmiedet. Wer weiß, ob uns jene Gelehrten auf den Sprachrichterstühlen von dem Fremdwörterübel befreien, ob sie es nicht noch unvertilgbarer machen würden. Die Freiheit ist höher zu achten als alle andern Güter und Gründe.

Wir haben schon gesehen, dass Brugger kräftige Worte als Unterstützung seiner Sache nicht scheute; ebenso gebrauchte er auch den Spott (S. VI): „Der Agramer Bühnenvorstand sucht deutsche Schauspieler, die kroatisch, slavonisch, dalmatisch und serbisch sprechen. Die wird er leicht finden, aber er soll einmal deutsche Schauspieler suchen, die deutsch sprechen.“

Nachdem er ferner 90 — freilich vielfach sehr bedenkliche Bildungen — Zeitwörter von deutscher Wurzel und deutschem Gepräge an Stelle von üblichen Fremdwörtern angepriesen, sagt er (S. 109): „Das sollte jedem Vaterlandner, der vom Fremdwörtertraume erwacht ist, mehr wert sein, als das längste, aus sieben Wortstücken bestehende und mit vier i ganz abscheulich lautende Fremdwort Incompatibilität oder gar Incommensurabilität und Incombustibilität. Solche Wörter sprechen die Deutschen gern aus, diese sind ihrem Ohre

wahrer Glockenklang und ihrem Herzen eine süße, unnennbare Wollust!! Welche Verrücktheit!" Er bringt auch (S. 210) ein Spottgedicht auf die Fremdwörterei. —

Im Sommer 1847 hielt Brugger in der Harmonie zu Heidelberg allwöchentlich einen freien Vortrag vor einer gebildeten, zahlreichen Zuhörerschaft über die Geschichte, das Wesen und die Fortbildung unsrer Muttersprache. Nachdem so das Feld wol vorbereitet war, erließ er einen Aufruf zur Gründung eines Vereins zur Beförderung der deutschen Reinsprache. Er forderte keinen Geldbeitrag, nahm aber freiwillige Gaben an. Hauptsitz des Vereins war Heidelberg. Sofort schloss sich ihm eine Reihe hervorragender Männer an, besonders Heidelberger Hochschullehrer, darunter Eduard Paulus. Noch im Jahre 1848 stieg die Mitgliederzahl auf 477 Angehörige aller Stände, zunächst meist aus Baden, Hessen und der Pfalz, in 72 Ortschaften. Brugger hat selbst geschrieben die „Geschichte der Gründung und Entwicklung des Vereins der deutschen Reinsprache" (Heidelberg 1862), aus welcher der ganze Verlauf ersehen werden mag. Hier nur einige weniger bekannte Einzelheiten.

Bei der Totenfeier Robert Blums zu Freiburg im Jahre 1848 waren gegen 100 Mitglieder eines Männergesangvereins beigetreten, ähnlich in Baden ein großer Teil des Turnvereins, der den Redner durch Überreichung eines prachtvollen silbernen Kelchs ehrte. Bei der ersten Hauptversammlung zu Heidelberg im gleichen Jahre hielt Brugger eine Rede, welche unter allgemeinem Beifall schloss: Lassen Sie uns nun eifrig, mit wahrer Begeisterung an dem Werke der Sprachreinigung arbeiten und jede Gelegenheit benützen, durch Wort und Schrift uns als echte, vaterlandsliebende Deutsche zu bewähren, die den hohen Wert der Muttersprache und ihren mächtigen Einfluss auf die Bildung des Volks, auf die Eintracht der Stämme und auf die Herstellung der **Einheit Deutschlands** erkannt haben[22].

An die 600 Abgeordneten der Reichsversammlung

[22] Geschichte S. 36.

in Frankfurt a. M. sandte er eine Eingabe, worin er bat, sich bei allen Reden der deutschen Reinsprache zu befleißen. Einige Abgeordnete nahmen sich der Sache an, andere rümpften die Nase oder lächelten über das Unterfangen.

Trotz der politischen Stürme, zum Teil auch ihretwegen, gewann der Verein bis zum Schlusse des Jahrs 1849 773 Mitglieder in 137 Orten. Das meiste hat Brugger selbst dazu getan, hielt er doch in 22 Jahren mehr als 2000 Vorträge in deutscher Reinsprache. Auch eine Zeitschrift „Die deutsche Eiche“ gründete Brugger zur Förderung deutsches Sinns, deutscher Gesittung und deutscher Reinsprache durch Belehrung und Unterhaltung. Wol regte sich von mancher Seite lebhafter Beifall, und eine Anzahl fleißiger Mitarbeiter wie Gervinus, Hammer-Purgstall, Franz Mittermaier fand sich ein und Brugger selbst war für die Verbreitung eifrig besorgt. So zeigt das Sekretariat des Reichsverwesers am 15. Dezember 1849 den Empfang an und versprach den Bezug der Zeitschrift[23]. Auch war die Zeitschrift durch ihren reichen Inhalt an volkstümlicher Unterhaltung in Deutschem Sinne an sich eine erfreuliche Erscheinung. Allein sie brachte es doch nur auf zwei Jahrgänge. Der Anfang der fünfziger Jahre war für freiheitliche und deutschtümliche Bestrebungen eine ungünstige Zeit. Selbst die Polizei mischte sich einmal ein und verhörte Brugger, als er eine harmlose Klage der Vögel aus dem Schlosswald um das Ausbleiben ihres Ernährers, des in Untersuchungshaft befindlichen, später freigesprochenen Bürgermeisters Winter veröffentlichte. Bruggers freisinnige Richtung in Politik und Religion mochte wol, wie er selbst sagt, Schuld am Rückgang der Deutschen Eiche tragen. Auch seine Sprachreinigung war nicht nach jedermanns Sinn, namentlich wollte man seine Verdeutschung von Doktor und Professor als „Wissmeister“ und „Wisslehrer“ nicht gelten lassen. Er selbst verteidigte sich schlecht, wenn er aus einer alten Schrift das Wort „Wyßmaister“ = Weiser Meister als altes Vorkommen seiner Verdeutschung vorbrachte[24].

---

[23] Briefe Nr. 52. [24] Geschichte S. 101.

Der Verein aber blühte weiter und hatte im Jahre 1862 2400 Mitglieder in 453 Orten und acht Zweigvereinen. Am 23. Dezember 1862 spricht sein allem Deutschen holder Landesfürst, unser ehrwürdiger Großherzog Friedrich von Baden, in einem gnädigen Handschreiben Brugger die Anerkennung seiner vaterländischen Bestrebungen aus und versichert ihn seiner besondern Wertschätzung.

Als aber Brugger drei Jahre darauf gestorben war, war auch der Verein der Reinsprache dahin. Nur Bruggers durchaus eigenartige und gewinnende Persönlichkeit hat ihn erhalten, wie sie ihn auch erweckt hatte. Ihm als dem Gründer, der immer seine eigne Person einsetzte, vergab man wol auch manche Schrulle, manche Verirrung. Als er aber geschieden war, empfand man so manches Schiefe und Unhaltbare stärker, und so fand ein sich immer mehrender Abfall statt.

Die Mängel von Bruggers Bestrebung treten am stärksten hervor in seinem „Fremdwörterbuch für das deutsche Volk“ (Heidelberg 1855). Ohne Zweifel hat es Brugger an umfassendem Wissen und daher auch an völliger Durchdringung und richtiger Beurteilung des Stoffs gefehlt. Darin liegt die Ursache seiner Verirrung und seines endlichen Misserfolgs. Wenn wir aber so manche Sonderbarkeit finden, so müssen wir freilich bedenken, dass Brugger seine Verdeutschungen immer nur als Vorschläge betrachtet sehen wollte, nicht als Vorschriften. Und ferner, dass Brugger ein Schalk war, der gern seiner heitern, auch wol einer etwas boshaften und spöttischen, weltverachtenden Laune die Zügel schießen ließ, namentlich wo er kleine Hiebe gegen Strenggläubigkeit, Gelehrtendünkel, Fürstenstolz und Untertänigkeit führen konnte. Wenn Brugger die Handschriften seiner Vorträge, seiner Selbstbekenntnisse, seine Stammbücher und seine Briefe bei festlichen Gelegenheiten den beiden badischen Universitäten stiftete und vermachte, und sogar den Wunsch äußerte, seine hinterlassenen Werke möchten gedruckt werden, so mag ja wol eine große eigene Wertschätzung darin sich ausdrücken; aber doch halte ich sein Vermächtnis an die Freiburger Hochschule auch für einen Ausfluss seiner Schalkhaftigkeit. Auf

der Universitätsbibliothek war seit dem Jubelfeste der Universität ein schöner messingbeschlagener Kasten aus Maserholz als Bruggers Geschenk niedergelegt mit dem Beding, dass er erst drei Tage nach des Schenkers Tode geöffnet und ein darin befindliches Manuskript immer im Hauptsaal der Bibliothek aufbewahrt werden solle. Noch ist das vom Prorektor Hug unterzeichnete Schreiben vorhanden, in dem der Senat am 21. März 1836 den Empfang der Schenkung dankend anzeigt. Im Jahre 1864 schrieb Brugger an den Prorektor von Woringen, nun, nachdem „die Zustände und Verhältnisse geändert“, möge das Kästchen geöffnet und vom Inhalt ihm Nachricht gegeben, in öffentlichen Blättern aber nichts darüber gemeldet werden. Als sich alles unversehrt vorfand, bestimmte Brugger, nach seinem Tode solle die Handschrift ganz oder teilweise durch einen weltlichen, freisinnigen und vorurteilslosen Hochschullehrer veröffentlicht werden. Der schöne Behälter, der nach viel Geld aussah, und die ganze Feierlichkeit machten wol später in Freiburg den Eindruck, dass der Kasten neben der Handschrift auch Wertgegenstände enthalte. Als nun Brugger gestorben war, schlug der Oberbibliothekar in der Sitzung der Bibliothekskommission vom 3. Juli 1865 vor, die seinerzeit überreichte Chatouille, welche seither im Hauptsaale der Bibliothek deponiert war, zu eröffnen. Dies geschah, aber man fand nur ein Bild — das diesen Zeilen beigegebene —, eine kleine Alabasterbüste Bruggers und verschiedene Bündel Handschriften — eben jene Selbstbekenntnisse — darin. Auf weiteren Bericht überließ es der Senat der Kommission, den Kasten samt Inhalt angemessen aufzubewahren, und so ward er denn an seinen frühern Aufenthaltsort zurückgebracht. Er dient jetzt wieder dazu, die von mir wieder vereinigten Freiburger Bruggerandenken im Handschriftenraum der neuen Bibliothek zu verwahren. Niemand hat daran gedacht, Bruggers in dem umfangreichen Handschriftenstoß in alphabetischer Folge niedergelegte Gedanken und Bekenntnisse zu veröffentlichen. Das Rongetum stand längst nicht mehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die Brugger-Handschriften fand ich vergessen

und verstaubt unter andern Papieren. Hatte der schalkhafte Wissmeister auch den Freiburger Herren einen kleinen Possen damit gespielt, so verdienen sie doch solches Schicksal nicht.

Bruggers Fremdwörterbuch zeigt uns an vielen Stellen, wie wirs nicht machen sollen, erheitert aber auch vielfach durch seinen Humor.

Beim Wort *Abbé* sagt er: „übersetzte Campe[25] mit Pfaffenbendling, weil es eine Afterart von Geistlichen, ein Mischling von Geistlichen und Weltlichen ist. Andere gaben es mit: Weltgeistlicher, Zwittergeistlicher. Sonst heißt es auch Abt. In Deutschland gibt es keine solche Art Leute."

„*Ablativ*, l., kommt täglich in den Mittelschulen vor. Da ist es die sechste Endung, der Sechstfall."

Bei *Adjutant* erklärt er sich für „Beimann, Hilfold, Befehlwart, Wernold".

Akademie: „Hochwissanstalt".

Amen: „Das Wort wollen die Gottgelehrten um keinen Preis fahren lassen, und das Volk auch nicht, denn sonst wüsste man nicht, wann die Rede aus ist."

Anarchist: „Ohnherrschafter".

Atheismus: „Gottläugnung, Ohngotttum".

Baccalaureus: „Belorbeerter, Erstwürdner".

Ballade: „Sanggedicht, Märchen".

Barbier: „Entbarter, Bartscherer, Bartputzer, Bartabnehmer".

Batterie: „Geschützstuckbett, Blitzstoffflaschen".

Blondine: „Hellhärchen".

Boudoir: „Schmollkämmerchen, Alleinstübchen, Putzzimmer, Frauengemach".

Fakultät: „Fähigkeit, Hochschulinnung".

Justizminister: „Rechtslandwart".

Literat: „Tagschriftner, Schriftsteller, Federheld, Freischriftner, Zeitschriftarbeiter".

---

[25] Joachim Heinrich Campe, Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Neue Ausgabe. Braunschweig 1813. — Brugger schließt sich vielfach an Campe an.

Operation: „Schneidung, Wundvornahme, Handheilung, Wundverrichtung, Vornahme“.

Optimismus: „Bestweltlehre“.

Papier: „Schreibwad“.

Pedant: „Steifling, Schulfuchser, Gewohnheitsmensch, Zopfling, Dummling“.

Perruque: „Haarkappe, Haarhaube, Kunsthaar, falsche Haare, Hazel, Glatzberge, Fremdhaar“.

Protestant: „Verwahrgläubiger“.

Spekulation: „Forschdenknis, Gedankenspinnerei, Schaffdenkkraft, Denkgewebe, Gelderwerb, Denkspähung“. —

Mag nun auch manches in Bruggers Fremdwörterbuch nicht immer völlig ernst gemeint sein, so spielt doch oft auch eine nicht geringe Geschmacklosigkeit mit. Diese macht die ganze Bestrebung lächerlich und stellt Brugger nur zu leicht auf eine Stufe mit den alten Sprachgesellschaften, deren Schaffen wir wol geschichtlich verstehen und achten, aber nimmer nachahmen wollen und können. Schon oft sind solche Übertreibungen zurückgewiesen worden, so auch gerade in Bezug auf Brugger von Hermann Dunger im ersten Aufsatz des ersten Jahrgangs 1886 der Zeitschrift des Sprachvereins.

Bruggers Verein der deutschen Reinsprache verging wie Butter an der Sonne. Schade, dass so viel guter Wille für die deutsche Sprache an der Maßlosigkeit zu Grunde ging. Aber auch die Zeit war ungünstig. Neue Wetter waren am politischen Himmel aufgezogen. Die neuen Einigungsbestrebungen unter Preußens Führung bewegten unser Vaterland. Erst mussten die Donner des Jahrs 1866 verhallen, erst musste wenige Jahre darauf die gemeinsame Abwehr des Erbfeinds die deutschen Stämme siegend einen und nun die von Brugger und seinen Vaterlandsfreunden so heiß ersehnte Einigung gewinnen. Noch im Jahre 1862 hatte Brugger in seiner Geschichte des Vereins (S. 111) gesagt: „Wieviel Jahre müssen und werden noch vorübergehen, bis man in Deutschland Ein echt deutsches Heer, unter Einem ausgezeichneten Helden als Feldherrn haben wird, dem es gelingt, die Krieger

aller Stämme zu **Einer Gesamtheit** zu vereinigen, und Deutschland wieder zur **Hauptmacht** Europas zu erheben?" Vergessen wir das doch nicht dem wackeren Brugger, was er gekämpft und gerungen für unsre Muttersprache und für unsres Vaterlands Einheit! Vergessen wir nicht, dass die Samenkörner, die er ausgestreut, heute in unserm Garten treiben und sprießen und uns Blüten und Früchte und labenden Schatten gewähren. Hat er geirrt — nun wol, wer ist frei von Irrtümern! Er war doch ein ganzer Mann und in seinem Deutschen Sinn und Streben uns allen ein leuchtendes Vorbild, dieser von kleinen Geistern verlachte Wissmeister Brugger.

Alemannische Ortsneckereien aus Baden.

Von **Oskar Haffner.**

Eines der Gebiete, auf denen sich der Volkshumor in der urwüchsigsten Weise breit macht, sind die Ortsneckereien. Aber sonderbar, gerade dieser Zweig der Volkskunde scheint bis jetzt so gut wie gar nicht bearbeitet worden zu sein. So ist z. B. in den Werken von Andree über Braunschweiger Volkskunde und dem von Wuttke über sächsische Volkskunde sehr wenig zu finden[1]. Auch der in Zeitschriften zerstreute Stoff ist sehr dünn gesät. Am meisten ist noch in den ältern Jahrgängen der „Alemannia“ vorhanden, wo über schwäbische Ortsneckereien manches zusammen getragen ist, das für eine Zusammenfassung der Ortsneckereien aus ganz Deutschland von hohem Werte sein wird. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Denn erst muss einmal der Versuch in einem kleinen Teile unseres Vaterlands gemacht werden, die Ortsneckereien nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen.

In dieser Richtung will der Verfasser im folgenden einen Versuch wagen, mehr soll es nicht sein. Den Grundstock des Stoffs bilden die Beantwortungen der Fragebogen, die im Jahre 1893 an alle Volksschullehrer Badens versandt wurden. Dazu kommen noch Beiträge, die dem Verfasser von Freunden der Volkskunde in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt wurden. Bemerkt möge noch sein, dass diese Arbeit schon zum größten Teile fertig stand, als das Buch von Otto Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden, erschien, das am Schlusse auch badische Ortsneckereien aufführt. Hat der Ver-

---

[1] Ein erfreulicher Umschwung scheint in neuester Zeit eingetreten zu sein. Das zeigt das schätzenswerte Werk meines Freundes Dr. Albrecht Keller, „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors“, das mir leider erst während der Drucklegung meiner Arbeit zu Gesichte kam. Dort sind viele schwäbische Ortsneckereien mitgeteilt, die auch Orten des badischen Oberlandes nachgesagt werden.

fasser vorliegender Arbeit daraus auch manches Neue erfahren, so wird doch der Vergleich beider Arbeiten zeigen, dass hier viel noch nicht veröffentlichter Stoff geboten werden konnte, wie auch in Einteilung und Erklärung selbständig vorgegangen wurde.

Das Bestreben muss darauf gerichtet sein, die Namen nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Aber bei vielen Wörtern liegt die Erklärung nicht deutlich zu Tage. Wol dann, wenn die Deutung überliefert ist, oder ein mit dem Leben und der Mundart seines Orts vertrauter Mann sie geben kann. Ist dies nicht der Fall, so muss man sich auf Vermutungen verlassen. Dabei ist aber mit aller Vorsicht zuwege zu gehen, denn wie leicht kann ein einfaches geschichtliches Vorkommnis in einem Dorfe, das man nicht kennt, eine mit allen philologischen Spitzfindigkeiten aufgebaute Vermutung über den Haufen werfen. Bei solchen zweifelhaften Fällen ist es besser, seine Unkenntnis offen zu erklären.

Neckereien der Menschen untereinander sind wol so alt als der Mensch selbst. Körperliche und geistige Eigenschaften, besonders Fehler, geben genügenden Anlass dazu, den lieben Nachbar zu hänseln. Dazu kommen einmalige Vorkommnisse, die oft nicht einmal komischer Art zu sein brauchen. Dass die richtigen Schildbürgerstreiche dazu besonders geeignet sind, braucht wol nicht näher erwähnt zu werden. Man darf nur an die Spitznamen, die die Schüler sich untereinander oder ihren Lehrern geben, oder an die Kneipnamen der Studenten erinnern, um zu sehen, wie weit sich dieser Brauch erstreckt. Auch an den dritten Namen bei den alten Römern ist wol hier zu denken und viele unserer alten deutschen Namen können wol nur dadurch ihre Erklärung finden. Aber die Kreise werden größer. Einzelne Teile eines Orts werden unter einem Spitznamen zusammengefasst, die Stände, Berufsarten, Geschlechter und Altersklassen. Dann aber auch einzelne örtliche Teile des Dorfs. Noch einen Schritt weiter und ein Dorf gibt dem andern seinen Unnamen. Wir sind jetzt bei den Ortsneckereien, die wir im Folgenden näher betrachten wollen. Doch wollen wir bemerken, dass damit die Reihe noch lange nicht abgeschlossen ist. Die einzelnen Teile eines Gaus necken sich gegenseitig durch Spitznamen, dann die Landesteile untereinander u. s. f., bis mit den Spottnamen der großen Nationen die Kette ihr Ende erreicht hat.

Was bei einem Orte zuerst in die Augen springt, ist seine Lage. Liegt das Dorf nun im Tal, so heißen die Bewohner *Talknirbse* oder *Talmutschler*, wie die von Ottenhöfen (Achern), auch *Talaffen*, wie die von Aselfingen und Achdorf (Bonndorf). In Ehrenstetten (Staufen) sind die *Wäldler*. In Steinenstadt (Müllheim), das in der Nähe des Rheins liegt, sind die *Seeräuber*, und aus gleichem Grunde in Niederbühl (Rastatt) die *Fischschwänz*. *Mooskrotten* heißen die Bewohner von Hochdorf (Freiburg), da ihr Ort in sumpfiger Gegend, im Mooswald liegt. Außerdem hat das Dorf auch eine Kröte im Ortswappen. Auch Gebüsch, das sich im Dorf oder um es herum findet, muss zur Neckerei dienen. So werden die Bewohner von Neusatzeck (Bühl) *Heckenhucker* oder *Heckenvieh* genannt. Ein Weiler von Randegg (Konstanz) wird *Binsenbösch* geuzt, weil dort Binsengesträuch in Menge vorkommt. Ebenso heißt Hertingen (Lörrach) verächtlich *Linzenbösch*. Noch andere Eigenschaften, die sich auf das Aussehen des Dorfs beziehen, tragen zur Neckerei bei. Dass die Bewohner von Frickingen (Überlingen) *Dräggschpringer* und die von Rickenbach (Überlingen) *Dräggbacher* heißen, kommt wol auch nicht von der Reinlichkeit des Orts. *Hügelhüpfer* nennt man die Einwohner von Unzhurst (Bühl), weil sie den Bach auf aus dem Wasser herausragenden Steinen zu überschreiten pflegen. Ottersweier hat wahrscheinlich viel Leimenboden, weil es sich den Namen *Leimenschenkel* gefallen lassen muss. Ähnlich heißen Katzenmoos (Waldkirch) *Leimedel*, obwol kein Leimenboden da sein soll, Gutach (Waldkirch) *Leimendätscher*, ebenso Spitzenbach (Waldkirch). Das Schloss Rohrburg in der Nähe des Dorfs Würmersheim (Rastatt) gibt den Bewohnern dieses Dorfs den Namen *Rohrburger*. Die Bewohner von Unteribental (Freiburg) sollen aus dem häufigen Vorkommen der *Frösche* den Namen dieses Tiers tragen. Wegen seiner Lage auf der Nordseite werden die Bewohner von Littenweiler (Freiburg) *Rief* geneckt, da es viele Reifen gibt und die Bestellung der Felder wegen der Winterlage etwas später als in den umliegenden Dörfern ist. Zu diesem Teil ist noch schließlich zu erwähnen, dass Hatzenweier und Oberweier (Bühl) *Landschlangen* heißen und dass die Bewohner von Rohrbach (Triberg) *Krebstaler* genannt werden. In Oberbruch (Bühl) backen sie die Eier nur auf einer Seite, da nur auf der einen Seite der Straße Häuser stehen.

Mit der Lage des Orts steht die Feldbestellung in Zusammenhang und auch dies wird zu Ortsneckereien benützt. Zuerst, was die Art der Feldbestellung angeht, so heißen die Ehrenstetter (Staufen) *Misthüttle*, weil sie den Mist in Bütten auf das Feld tragen. Aus demselben Grunde werden die Peterstäler (Oberkirch) *Rückkorbbauern* geuzt, wie auch die Ihringer (Breisach) *Esel*, da sie den Dung in die Reben tragen. *Fürstenberger Esel* heißen die Bewohner des auf einem Berge gelegenen Orts Fürstenberg (Donaueschingen), da sie früher das Wasser mit Eseln hinaufschaffen mussten. In Oberbergen (Breisach) holt man Moos aus dem Wald für den Stall, also sind hier die *Miesrappen*. Weil man in Hartheim (Staufen) und in Rotweil (Breisach) Schilf zum Streuen im Stall verwendet, sind dort die *Lieschbündel* und hier die *Lieschteufel*. Dahin gehört vielleicht noch die Ortsneckerei für Leustetten (Überlingen) *Heischteffel*, für Bötzingen (Emmendingen) *Pflugkarrenrädler* und für Buggingen (Müllheim) *Helmeränze*, da sie das Vieh mit Spreu fütterten.

Aber die meisten Neckereien in dieser Beziehung haben ihren Grund darin, was die Bewohner am meisten bauen und oft auch am meisten essen, weshalb öfters nicht zu unterscheiden ist, wovon der Name genommen wurde. Daher behandeln wir im Anschluss an die Neckereien, die von der Feldbestellung herstammen, diejenigen, welche ihren Grund in der hauptsächlichen Nahrung haben. Besonders zahlreich sind die Ausdrücke, die von der Bebauung der Felder mit Kraut genommen sind. So finden wir für Opfingen (Freiburg) *Krutdorsche*, für Rüßwihl (Waldshut) *Chrutschlämpe*, ebenso Öflingen (Säckingen) und Hauingen (Lörrach). Für Gottenheim (Freiburg) und Wies (Schopfheim) *Krutsterze*. Wegen des Baus von Rüben heißt Thiengen (Freiburg) *Rubwedel*, Oberlauchringen (Waldshut) *Rübsäcke* und Obersäckingen *Rübschwänze*. In Wallbach (Säckingen) die *Rübmönchi*, sie sollen getrocknete Rüben essen. *Dickrüben* werden auch die Bohlinger (Konstanz) und die Bötzinger (Emmendingen) geneckt. In Riedlingen (Lörrach) wachsen kleine saure Äpfel, daher der Name *Chrüslinger* und in Bahlingen (Emmendingen) die *Schofnasen* (eine Sorte Äpfel). Mühlenbach (Bühl) ist die *Bohnenstadt*, die Reichenauer (Konstanz) die *Bohnenfresser*, in Waldulm (Achern) die *Bohner*, in Öttlingen (Lörrach) die *Bohneränze* und in Sand

(Kehl) die *Hügelsbohne*. In Reuthe (Freiburg) werden viel Kartoffeln gepflanzt, also sind sie die *Erdäpfelsäck*. Im Tal, in dem Pfaffenweiler liegt, gibt es viel Schnecken, daher heißt auch das Tal *Schneckental* und die Bewohner des Orts *Schnecken*. Ferner gehören daher Ballrechten (Staufen) *Pfrümler*, Moos (Bühl) *Böller* (Zwiebeln), Breisach *Herdäpfile*, Stollhofen (Rastatt) *Welschkornsäckel*. Auch Schutterwald (Offenburg) soll wegen des vielen Vorkommens von Pflaumen den Umnamen *Pflumedrucker* haben, doch spielt hier auch noch ein Schildbürgerstreich mit.

Mit der Feldbestellung steht auch in naher Beziehung die Nahrungsweise; denn was man auf dem Felde viel baut, das wird auch im Dorfe gegessen und oft wird es schwer auszumachen sein, ob ein Neckname daher kommt, dass man eine Pflanze oft baut oder daher, dass sie eine Hauptnahrung des Dorfs ist. Zur letzten Gattung gehören wol: Strittberg (St. Blasien) *Nudle*, Birkendorf (Bonndorf) *Kuttlefresser*, Tegernau (Schopfheim) *Kaffeebube*, Hohenegg *Specker*, Jechtingen (Breisach) *Pflude*, Bischweier (Rastatt) *Molkensupper*, und Dundenheim (Lahr) *Surmilchhäfe*. Auch von dem gedörrten Obst haben einige Dörfer ihre Unnamen, so besonders in der Zusammensetzung mit *Schnitz* = gedörrtes Kernobst. In Rauh (Schopfheim) sind die *Schnitzbube*, in Oberwolfach (Wolfach) die *Schnitz*. Die Glotter- und Elztäler heißen die *Schnitztäler*. In Ried (Schopfheim) sind die *Schnitztrög* und in Neusatz (Bühl) die *Hutzler*.

Oft werden Dörfer mit Namen von Speisen belegt, um dadurch die Armut und Hungrigkeit des Orts zu bezeichnen. Mag dies schon in einigen oben angeführten Neckereien der Fall sein, so kommt dies deutlich bei folgenden Ortsneckereien zum Ausdruck: die Biethinger (Messkirch) heißen *Staibeißer*, man isst dort *Speck und Babe* (wol Mehlbrei). In Mappach (Lörrach) sind die *Pappeschlecker*, in Bahlingen (Emmendingen) und Schutterzell (Lahr) die *Käsnäpf* und *Käsbüchsen*. Dahin gehört vielleicht auch der Neckname für Lembach (Bonndorf) *Holderhäfe*.

Die kleinen Städtchen stehen bei den umliegenden Dörfern besonders im Rufe der Hungrigkeit. *Hungrige Stühlinger* (Bonndorf) heißt es da ebenso wie *Hungrige Waldkircher*. Die Stühlinger stehen Sonntags vor dem Hoftor und storren an ihren

Zähnen herum, als hätten sie Fleisch gegessen. *Stühlinger Zigarren* werden dort zu Lande die sogenannten Gipfel (Hörnchen) genannt, weil der Stühlinger immer eher nach dieser Backware als nach einer Zigarre greift. Wenn man nach Säckingen kommt, friert man oder man hat Hunger. Die Rastatter sind die *Tellerschlecker*; den gleichen Namen erhalten auch die Bewohner von Lörrach und Badenweiler (Müllheim). Auch in Balzhofen (Bühl) sind die *Plattenschlecker*.

Auch das Getränk hat Anlass zur Neckerei gegeben. Die Merdinger (Breisach) heißen *Schoppenkünelte*. Man geht nach Ihringen (Breisach), *um Eselsmilch zu trinken*. In Sandweier (Baden) sind die *Erdäpfelschnapstrinker* und der Durst der Eisentäler (Bühl) ist bekannt, man sagt ihnen zum Spott nach, sie äßen zwei Portionen Käse oder zwei Würste zu $^1/_4$ l Bier. Die Bewohner von Ichenheim (Lahr) heißen die *Zipfelwecke*, weil dort die Wecke in einer besondern Form gebacken werden. In Überlingen a. R. (Konstanz) sind die *Gritzer*(Kreuzer)*brödle*. In Dundenheim (Lahr) wird viel Sauermilch gegessen, weshalb die Bewohner *Surmilchhäfe* oder *Surmilchplumper* heißen. Ebenso sagt man in Mengen (Freiburg), wenn es um 5 Uhr abends läutet, *es läute zur Suermilch*. Die Ortenberger (Offenburg) werden *Tünkele* genannt, weil sie die Gewohnheit haben, die Tunke mit Brot auszutunken. Warum in Wollbach (Lörrach) die *Kochlöffel* sind, ist uns nicht bekannt.

„Kleider machen Leute", heißt es im Volksmund und so muss auch eine Eigenart in der Kleidung zu Neckereien Anlass geben. Da sind es einmal die leinenen und zwilchenen Kleider, die in manchen Orten mehr getragen werden und wol als Zeichen der Armut gelten. So Buchheim (Freiburg) *Zwilcher*, Zarten (Freiburg) *Zwilcherne*, Neusatz und Ottersweier *Leinenwanst*. Warum die Bewohner von Waltersweiler (Offenburg) und Ottersweier (Bühl) *Rotmäntel* heißen, ist nicht berichtet. Ebenfalls nicht, warum die von Zell i. W. (Schönau) *Alte Hüte*. Ebenfalls wegen ihrer Kleidung werden die Bauern von Kirchzarten (Freiburg) als *Halbherren* von den umliegenden Ortschaften bezeichnet, da sie eine halbstädtische Kleidung tragen.

Je nach der Lage des Orts wird neben der Landwirtschaft noch etwas Gewerbe getrieben und diese Beschäftigung gab auch Anlass zu Ortsneckereien. Die Dörfer, die in waldiger Gegend liegen, handeln mit Kienholz, Harz oder Besen. So sind

die Bewohner von Friedlingen (Konstanz) die *Kienspähne*, die von Ehrenstetten (Staufen) die *Besertäler*, die in Rippoldsau (Wolfach) *Harzküppler* und Bollschweil (Freiburg), das Holz in Wellen zusammenbindet, *Wellenstühel*. In Kenzingen sind die *Wellenbengel* oder *Fohrebuppele*. Auch was die Ortschaften am meisten ausführen oder mit was sie handeln, gibt ihnen den Namen. So heißen die Bewohner von Förch (Rastatt) *Eierkörb* und die von Spitzenbach (Waldkirch) *Besenpfriemer*. Die Bewohner von Siegelau (Waldkirch) haben wegen ihrer großen Schweinezucht den schönen Namen *Saukerle*, während die von Haueneberstein (Baden) aus demselben Grunde *Schinken* genannt werden. Wegen ihrer Beschäftigung heißen etwas verächtlich die Ebiger (Schopfheim) *Heftlimacher* (machen Haften) und Sallecker *Löchlimacher*. In Ried (Schopfheim) führen die Bauern Schottersteine, gleich sind sie die *Grün-Föhrer*. *Hafefranz und Schellebôm z' Reite* (Reuthe, Stockach) *sind sie beed dahôm*. In Todtmoos (St. Blasien) sind die *Lebküechler*, in Hogschür (Säckingen) die *Reckholderbube* (wol Handel mit Wacholder, dort Reckholder genannt). In Kirchhausen (Schopfheim) sind die *Musner* (Maulwurfsfänger), dazu gehört vielleicht auch, dass in Engelschwand (Waldshut) die *Gräzebube* (Grätze = Rückkorb) sind.

Auch geschichtliche Erinnerungen sind es, die bei Ortsneckereien eine Rolle spielen. Es ist bekannt, dass das badische Land erst vor hundert Jahren seine jetzige Gestalt erhielt und bis dahin in viele kleine Territorien zerfiel, an welche jetzt noch die Ortsneckereien erinnern. Die Bewohner von Schwandorf (Stockach) heißen die *Östreicher*, ebenso die von Holzhausen (Emmendingen), Grunern (Staufen). Die Wolfacher sind die *Fürstenberger*. So schimpfen auch die Einwohner von Aha (St. Blasien) die Altglashütter *Fürsteberger*, während diese ihren Nachbarort als *Vogteier* bezeichnen, da dieser Ort ehemals zur Vogtei Schluchsee gehörte. An die Zeit der französischen Einwanderung vom 17. Jahrhundert bis Anfang des 19. Jahrhunderts erinnern die Namen *Welsche* und *Franzosen*. Ersteren führen die Bewohner von Niederrimsingen (Breisach), Grunern (Staufen) und Hügelsheim (Staufen). In Heitersheim (Staufen) war früher der Sitz einer Johanniterkomtur, daher sind jetzt noch dort die *Maltheser Herren* oder *Maltheser Charakter*. Von fremden

Völkernamen kommen folgende vor: *Russen* heißen die Bewohner von Seefelden (Müllheim), die Schallstädter (Freiburg) sind die *Tiroler*, die im benachbarten Wolfenweiler *Algierer*. Diesen Unnamen führen auch die von Bischoffingen (Breisach).

Dass die Namen von Städten genommen werden, fand sich zweimal, so für Eschbach (Staufen) *Ulmer* und für Zienken (Müllheim) *Lübecker*. Einmal hatte ein Dorf als Unnamen den Namen eines andern badischen Dorfs, nämlich die Heuweiler (Waldkirch) werden *Todtnauer* genannt. Eine etwas eigenartige Bezeichnung ist die für Raithenbach (Neustadt) *Republik*.

Neben der Lage und der früheren politischen Zugehörigkeit spielen auch bei den Ortsneckereien die wirtschaftlichen Verhältnisse eine Rolle. Da ist es die Armut, die manchem Ort den Namen *Bet(t)lehem* einträgt, so Danningen (Messkirch) und Leiselheim (Breisach). Dazu gehört auch in Weingegenden der Name *Elbene*, das ist eine Rebenart, die nur geringeren Wein gibt, aber eine größere Menge. So heißt Feldberg (Müllheim). Ebenso führt dieser Ort den Namen *Miltsche*, das eine geringere Art Brot bedeutet. Die Balzhofer (Bühl) heißen wol wegen ihrer Armut *Plattenschlecker* und in Niederweiler (Müllheim) sind die *Kümlisspalter*. Förch (Rastatt) liegt mitten in der Welt, denn ihr Kirchturm wirft keinen Schatten, da sie nämlich keinen haben. Auch läutet man hier, wie in Neukirch (Triberg), immer mit allen Glocken, denn beide Orte haben nur eine, und Bahlingen (Emmendingen) wird wegen seiner Armut *Murekiwel* genannt. Die Bewohner von Wintersweier heißen *Lierekübel* (Butterfass), eine Bezeichnung, die bei den vierzeiligen gereimten Ortsneckereien häufig zu finden ist und den Reichtum des Orts bezeichnen soll.

In Mühlenbach (Wolfach) sind die *Spähnbrenner*. In Gutach (Waldkirch) verrecken die Spatzen während der Ernte und in Zell a. H. (Offenburg) darf keine besondere Kirchweih mehr gehalten werden, weil dort ein Bettler während derselben verhungert ist.

Ein wichtiger Abschnitt im bäuerlichen Leben sind die Feste und hier besonders das Patrimoniumsfest oder die Kirchweih. Und so ist es nicht zu verwundern, wenn in einer Gegend

diese Feste die Unterlage zu Ortsneckereien bilden. Es ist dies in einigen Orten des unteren Markgräflerlands der Fall, wo nach der Zeit, in die die Kirchweih fällt, der Ort seinen Necknamen trägt. So halten die Hartheimer (Staufen) ihr Fest im Mai, also sind sie die *Maikäfer*. Aus demselben Grund hat wol das benachbarte Sulzburg den gleichen Namen. Bremgarten (Staufen) hält sein Fest um die Zeit der Mohnernte, also sind sie die *Maxgugerle* (Mohn), und in Feldkirch (Staufen) die *Gänsschlegel*, da sie um Martini feiern. Bei dieser Gelegenheit ist zu erwähnen, dass die Umgebung von Etzenroth (Rastatt) den Namen *Ewer* (Eber) führt, da auf ihrer Prozessionsfahne dieses Tier abgebildet ist. Weil der Ort Boll (Meßkirch) den *Sylvester* zu seinem Ortsheiligen hat, werden seine Bewohner damit geneckt, sie hätten gerade noch den letzten Heiligen im Jahr an den Rockflügeln erwischt. Hügelsheim (Rastatt) wird *Maria Heigelse* genannt.

Wie oft Kleinigkeiten Anlass zu Ortsneckereien geben, ist bei einigen Orten westlich von Freiburg zu ersehen. Hier ist es das Wappen im Ortssiegel, wonach die Necknamen genommen sind. So sind die Bewohner von Neuershausen (Freiburg) die *Gaisböck*, die von Buchheim die *Eimersch* ....., die von Waltershofen (Freiburg) die *Gufenknöpf*, da sie eine Stecknadel im Ortssiegel haben. Hochdorf (Freiburg) hat eine Kröte im Wappen, daher die *Mooskrotten*. Doch hat hier wol auch noch die Lage des Orts dazu beigetragen, da derselbe in sumpfiger Gegend, im Mooswald, liegt. *Kuttlezipfel* heißen die Holzhauser (Freiburg), da ihr Siegel dem Zipfel einer Blutwurst, die dort Kuttle genannt wird, gleicht. Auch Betzenhausen wird *Kuttle* geuzt. Auch zwei Ortschaften in der Baar hat ihr Ortssiegel Necknamen beigebracht. So spricht man von dem *Pforemer Stier* (Donaueschingen), während in Neidingen (Donaueschingen) die *Schneegeiser* zu Hause sind.

Gebräuche, die in einem Orte häufig vorkommen, werden von den umliegenden Dörfern rasch bemerkt und zum Gegenstand des Spotts gemacht. Die Schwaninger (Bonndorf) stehen gern vor dem Haus und lehnen sich an die Pfosten. Also sind sie die *Loaner*. Den Kanderern (Lörrach) sagt man nach, dass sie gern abends vor dem Hause auf der Bank sitzen und die Vorübergehenden durchhecheln. Sie sind die *Bünklirutscher*. Nach anderer Ansicht soll der Name daher kommen, dass die

Landleute der Umgebung behaupten, die Handwerker oft im Wirtshaus suchen zu müssen. In Staufen wird Mittwochs Markt gehalten, also die *Mittwucher Märkt.* In Zell (Bühl) gehen die Leute früh zu Bett, daher wohnen hier die *Hühner.* Auch sollen sie ein lebhaftes Wesen zur Schau tragen. In Hägelsberg (Lörrach) sind die *Düchelstumpe* (düchel = hölzernes Brunnenrohr) und die Hartheimer (Messkirch) sind die *Hilpeschlapper,* da sie das Wasser aus einem Weiher (hilpe) schöpfen.

Wie alles, was den Nachbarorten fremd oder eigenartig vorkommt, gleich Stoff zu Neckereien abgeben muss, so ist es auch mit der Sprache. In manchem Ort sind Eigenheiten, sei es im ganzen Tonfall, sei es in einzelnen Wörtern oder Lauten zu finden, gleich wird es benützt. So heißen die Maisacher (Oberkirch) *Pfuziggägük,* da ihre Stimme der einer Kohlmeise gleichen soll. In Oberbaldingen (Donaueschingen) sind die *Schätzi,* da sie die Zwischenbemerkung ‚schätz i(ch)' gern gebrauchen. *Bloe Mühlinger* (Stockach) sagt man, da dort zu Land blo anstatt blau gesprochen wird. Zuletzt sind noch einige rein lautliche Umformungen der Ortsnamen in Necknamen zu verzeichnen.

Tosersdorfer (Taisersdorf, Überlingen), *Blogesdorfer,* Amoltern (Breisach): *Hamlotterer,* Peterszell (Villingen): *Peterletzer,* Rast, Sauldorf und Sentenhart (Messkirch): *Morast, Saudorf* und *Stinkenhart.*

Dahin gehört wol auch, dass Neuenburg (Müllheim) von den umliegenden evangelischen Orten *Nazi* heißen, weil es dort viele Einwohner mit dem Vornamen *Ignaz* gibt und die Einwohner von Wyhl (Emmendingen) von der protestantischen Umgebung *Blasi* genannt, da es dort viele mit dem Namen Blasius hat!

Haben wir bisher Fälle aufgezählt, die das Dorf in seiner Gesamtheit betrafen, so wenden wir uns jetzt zu den Ortsneckereien, deren Ursache die einzelnen Menschen selbst sind. Hier sind es zunächst körperliche Fehler oder Missbildungen, die dazu Anlass geben. In erster Linie scheinen hier die Kröpfe eine Rolle zu spielen. *Kröpf* heißen die Bewohner von Lehen (Freiburg), Oberachern (Achern), Maulburg (Schopfheim). Die Sipplinger (Überlingen), die auch wegen ihres sauren Weines bekannt sind, sind die *Säcklemanne mit Kröpf,* in Staufen die *Kropfjockel* und die Oppenauer (Oberkirch) die *Kropfenauer.* Die Siegelauer (Waldkirch) sollen *zwei Köpfe* haben und die Biederbacher hat Gott *aus einer*

Heinbuche geschnitzelt. Sind in Bohlingen (Konstanz) vielleicht die *Stumper* wegen der kleinen Gestalt der Bewohner?

Von diesen doch immer mehr oder weniger äußerlichen Merkmalen kommen wir zu den inneren, wo die am meisten hervortretende Karaktereigenschaft, die bei den Bewohnern des Orts zu finden ist, Anlass zu Ortsneckereien geben. In der Hauptsache sind es sittliche Mängel, die den Bewohnern anhaften oder ihnen auch oft nur nachgesagt werden. Auch wird es hier oft der Fall sein, dass ein ganzes Dorf für das Vergehen weniger Einzelner auf immer seinen Spottnamen hat.

Hier ist es in erster Reihe der Hochmut und die Großtuerei, die manchen Orten nachgesagt wird. Wir haben schon oben gefunden, wie dies in Verbindung mit dem Vorwurf von Hungrigkeit, besonders den kleinern Städtchen, nachgesagt wird. Aber auch Dörfer und hier besonders die größern erhalten wegen ihres Ortsstolzes Necknamen. Die Bewohner von Höchenschwand (St. Blasien) sind die *Städter*, Eigeltingen (Stockach) und Gallenweiler (Staufen) nennt man *Klein-Paris.* In Schwarzach (Bühl) sind die *Halbherren*, in Rotweil (Breisach) die *Großartigen* oder *Großmacher.* Die Ühlinger (Bonndorf) werden mit dem Namen *Sprüchlimacher* geuzt und in Achern sind die *Pflastertreter.* Einigen Orten sagen böse Leute nach, vor der Ernte seien sie ganz bescheiden, nach der Ernte aber stolz. So seien die Bewohner von Schwarzach (Bühl) vor der Ernte von *Schwarzi*, danach aber bei vollen Scheunen von *Schwarzach.* Ebenso wenn in Heiligenberg (Pfullendorf) „Saison“ ist, d. h. wenn man dort Kurgäste hat, sind sie von *Heiligenberg*, während sie im andern Teil des Jahrs nur von *Holgäbärg* sind. Ist es Stolz oder Gewinnsucht, dass den Obertsrotern (Rastatt) nachgesagt wird, ihre *Eier* hätten *zwei Dotter?* Warum wol die Bernauer (St. Blasien) die *Wunderfitzigen* heißen, wird nicht schwer zu erraten sein.

Neben Hochmut und Großtuerei werden auch manchen Orten Streitsucht und Grobheit nachgesagt. In Efringen (Lörrach) sind die *Stichling* (eigentlich ein kleiner Fisch) zu Hause. Der Name *Pflumedrucker* für die Schutterwälder (Offenburg) wird auch so erklärt, dass es dort bei Streitigkeiten oft blaue Augen gibt. Eine dritte Erklärung für diesen Necknamen werden wir bei den Schildbürgereien behandeln. *Dungemer Stritter* ruft man den Bewohnern von Dundenheim (Lahr) nach. Hierher

gehört auch der Ausdruck *Rebmesser(le)* für einige Orte wie Weil, Haltingen (Lörrach) und Sasbach (Breisach); er soll daher kommen, dass die Bauern dieser in Weingegenden gelegenen Orte immer ihre gebogenen Rebmesser, eine gefürchtete Waffe beim Streit, im Sack nachtragen, um sie bei Ausbruch von Streitigkeiten sofort bereit zu haben. In Ichenheim (Lahr) soll man den Bewohnern des Nachbarorts Meisenheim folgendes nachrufen: *Misemer Rebmesser im Sack, Rämple abhauen.* Der letzte Ausdruck ‚Rämple abhaue' soll daher kommen, dass die Meisenheimer im Walde gerne aus reinem Vergnügen mit ihren Rebmessern junge Schösse abhauen. Wegen ihrer Streitsucht und Grobheit soll ein Pfarrer den Bewohnern von Gallmannsweil (Stockach) den Namen *Tiergärtler* gegeben haben und dieser Name hat sich als Ortsneckerei erhalten. Ebenso heißen andere Orte in der Seegegend, wie Untersipplingen mit Umgebung und Urnau, das *Tierreich.* In Oberachern sind die *Grobseckel,* in Unterwasser (Bühl) die *Muhrkolben* (Flegel). *Balger Tralli* sagt man zu den Einwohnern von Balg (Baden) und in Müllheim sind die *grobe Bure* zu Hause, in Mambach (Schönau) die *Flegel* und wol ironisch die *Lämmle* in Egringen (Lörrach). Ihre Grobheit werfen sich die Bewohner von Altglashütte und Aha (St. Blasien) gegenseitig vor. *'sisch halt e Fürsteberger* sagen sie in Altglashütte, worauf in Aha mit *Du bist en grober Vogteier* geantwortet wird.

Auch die Dummheit hat wol dem Ort seinen Necknamen gegeben. In Rotweil (Breisach), Achern, Wangen (Bonndorf) sind die *Narren,* ebenso in Muggensturm (Rastatt), die Mucken im Kopfe haben. In Billerfingen (Überlingen) soll früher ein dummer Graf gewesen sein, daher ist der Ort als dumm verschrieen. Die Oberwihler (Säckingen) heißen *Schrubeköpf* oder *Hinterfüri.* In Herdwangen (Pfullendorf) und ebenso in einigen Orten darf man nur das Taschentuch zum Sack heraushängen lassen, und man ist gewärtig, Prügel zu erhalten, weil man damit die Einwohner wegen ihrer Dummheit verspotten soll.

Wegen ihres Fleißes und Sparsamkeit heißen die Stahringer (Überlingen) *Sonderlinge; drei Juden gehen auf einen Forchheimer* (Emmendingen), und in Kappelwindeck (Bühl) sind sie wegen ihres Handelsgeists die *Viehteufel.*

In einigen Orten scheinen Selbstmorde öfters vorgekommen zu sein und auch diesen Umstand hat man benützt,

um zu necken. So sind in Donaueschingen die *Ghenkte.* Im nahen Hüfingen soll sich ein Mann im Kamin erhängt haben, daher die *Greuchte* (Geräucherten).

Einigen Ortschaften wird Hang zum Stehlen nachgesagt. So sollen die Engelwieser (Messkirch) gern Holz, Stroh und Moos aus der Umgebung mitgehen heißen, sie sind daher die *Stehlhacken.* In Fauthenbach (Achern) haben sie Zwiebeln gestriezt. Daher sind sie die *Zwiebelbäuch.* Önsbach hat dies gesehen, also heißen sie die *Hellaugen.* In Fußbach (Offenburg) stiehlt alles außer zwei: „*der eine hat kei Schuh, der andere ist zu dumm dazu*".

Ortsneckereien im eigentlichsten Sinne stammen von den sogenannten Schildbürgerstreichen, die von den Ortschaften verübt worden sind oder wenigstens sein sollen. Auch Baden steht in dieser Beziehung hinter den andern Gebieten nicht zurück und hat dazu seinen reichen Beitrag geliefert. Man denke nur an das weltbekannte *Hornberger Schießen,* wo das Pulver fehlte.

So sollen die Bewohner von Nusplingen und Sauldorf (Messkirch) einem Esel die Haut mit einem Stemmeisen haben abziehen wollen und heißen daher die *Eselschinder.* Aus demselben Grunde sollen die von Herdwangen (Pfullendorf) *Eselsohren* heißen. In Espasingen (Pfullendorf) sind die *Rössleschinder.* Von den Buchheimern (Meßkirch) wird erzählt, sie hätten einem Farren ein Seil um den Hals geworfen und ihn auf den Kirchturm gezogen, damit er dort oben das Gras abfräße. In Peterstal (Oberkirch) sind wol auch eines Schildbürgerstreiches wegen die *Geißhenker* und die Reichenauer (Konstanz) sollen eine Ente zuerst gedroschen haben, um sie besser rupfen zu können. Die Mühlhäußer (Konstanz) wollten die Käfer sieden und die Dettinger gleichen Amts suchten die Sonne, die bei ihnen spät sichtbar wird, in einem Deichel zu fangen, daher die *Sonnediechler. Stegstrecker* heißen die Pfullendorfer. Sie bauten einst einen Steg über einen Bach zu kurz und meinten nachher, man müsse ihn „halt strecken". In Gutach (Waldkirch) sind die *Pflume,* denn die Bewohner haben einst bei einem Hochwasser Pflaumen aus der Elz zu fischen gesucht. In Großweier (Bühl) zogen die Männer mit Stangen aus, um die Frösche, die im Weiher neben der Kirche den Pfarrer störten, zu fangen, daher sind sie die *Frösch.* Besonders schlau glaubten es die Überlinger anzustellen, indem

sie die kleinen Fische des Bodensees (Laugele genannt) mit Pumpen herausschöpfen wollten; *Laugelegumper* heißen sie daher. Die *Soapfesieder* sind in Markelfingen (Konstanz) zu Hause, da sie aus dem Schaume am Seeufer Seife machen wollten. *Waienplätz* nennt man die von Fischenberg (Schopfheim). Einer Frau, die dünnen Kuchen (waie) ausmengte, passierte es dabei, dass der Kuchen ein Loch bekam. Da nahm sie einen Fleck (plätz) aus Teig und wollte ihn mit Nadel und Faden darauf nähen. In Biengen (Staufen) haben sie die Hefe vom Wein aufs Brot gestrichen, also heißen sie die *Hefenstreicher*.

Auch von schönen Verwechslungen weiß man zu erzählen. So soll in Singen (Konstanz) und Linx (Pfullendorf) ein Misthaufen für eine Prozession gehalten worden sein. Man hätte daher angefangen zu läuten und so sind hier die *Misthaufeneinläuter*. In Schutterwald (Offenburg) soll ein Bauer einen Sack Pflaumen nach Offenburg auf den Markt geführt haben. Da die Pflaumen noch hart waren, soll er sich auf den Sack gesetzt haben, um sie weich zu machen. Daher spricht man von den *Schutterwälder Pflumendruckern*, oft mit Hinzufügung des in diesem Ort üblichen Fluches *Sternsakrament*. *Kanonentäler* werden die Einwohner von Ober- und Niedereggenen (Müllheim) genannt. 1848 sollen sie einen hohlen Baumstamm als Kanone benützt haben, um den anrückenden Feind abzuwehren. In Bellingen (Müllheim) sind die *Lingebaumer;* sie sollen zur Siegesfeier eine Linde gepflanzt haben, aber es sei eine Eiche daraus geworden. Außerdem spielt bei diesem Namen die Sprache noch eine Rolle, da die Bellinger statt Linde *linge* sagen.

Auch andere geschichtliche Ereignisse, die oft an sich harmlos sind, haben Ursache zu Neckereien gegeben. In Hugstetten (Freiburg) verehrte der Gemeinderat einem Gemeindebeamten aus der Ortskasse eine Kuckucksuhr. Die Sache kam an die Öffentlichkeit und die Gemeinderäte hatten die Uhr aus eigener Tasche zu zahlen. Daher sind sie die *Guckauche*. Die Schelinger (Breisach) nennt man die *Löffelschliffer;* es soll dort ein Teich sein mit Quadersteinen umgeben und daran hätten die Kinder ihre Löffel geschliffen. Denselben Namen trägt Feuerbach (Müllheim). In Gailingen (Konstanz) wollten sie Markt halten, aber es kam niemand. Daher spricht man jetzt noch vom *Gailinger Märkt*. Bei einer Einquartierung

bettelten die Bewohner von Leiberstung (Bühl) in der Umgebung Sauerkraut, daher die *Surkrutbettler*. Als Kuppenheim (Rastatt) 1849 von den Preußen belagert wurde, sollen die Belagerten, um zu zeigen, dass sie noch Proviant in Hülle und Fülle hätten, Knödel aus ihren Kanonen geschossen haben. Daher ist Kuppenheim die *Knöpflestadt*.

Einen breiten Raum unter den Ortsneckereien nehmen die Namen ein, die von Tieren herrühren. Die Vergleichung des Menschen mit dem Tier, das ihm von allen Wesen am nächsten steht, ist ja so naheliegend, dass man sich wundern müsste, wenn Tiernamen bei Ortsneckereien nicht in großer Anzahl vorhanden wären. Man darf ja nur daraufhin unsere Schimpfwörter ansehen. In erster Reihe sind es bestimmte schlechte Eigenschaften, deren Sinnbild ein Tier ist, und zwar gewöhnlich ein Haustier oder doch ein Tier, mit dem der Mensch in näherer Berührung steht. So wird die Dummheit durch den Esel, die Gans, die Unsauberkeit durch das Schwein (Sau, Mohr), die Langsamkeit durch die Schnecken, die Wildheit durch den Wolf, Eber oder Hengst, die Schlauheit durch den Fuchs, die Zaghaftigkeit durch den Hasen ausgedrückt. Manchmal genügen dazu auch Teile eines Tieres.

Aber man muss sich wol davor hüten, dies bei Ortsneckereien immer anzunehmen. Es können oft örtliche oder wirtschaftliche Verhältnisse oder Schildbürgereien und ähnliches im Spiele sein, wie wir schon oben gesehen haben. Da bei den Beantwortungen größtenteils nichts als die Namen angegeben sind, so ist man oft nur auf Vermutungen angewiesen, ja noch öfters wird man sich nur mit dem bloßen Namen begnügen müssen und warten, bis ein mit dem Leben im Orte näher Vertrauter uns darüber aufklärt. Und das ist sehr nötig, und nur so können wir auf diesem Gebiet der Volkskunde, was aber auch in gleichem Maße für die andern Zweige gilt, zu einem erfreulichen Ergebnis kommen, wenn jeder Freund der Volkskunde sein Scherflein, sei es auch noch so klein, beiträgt. Es seien also hier nur die einzelnen Necknamen aufgezählt:

Esel: Grießen (Waldshut), Umkirch (Freiburg).
Grauen: Endingen (Emmendingen).
Mohren: Binzen (Müllheim), Auggen (Müllheim), Kiechlinsbergen (Breisach), Kappelrodeck (Bühl).

Saue: Ewattingen (Bonndorf), Lauf (Bühl).
hutz, hutz: Allensbach (Konstanz).
Frösche: Wellendingen (Bonndorf), Degernau (Waldshut), Eimeldingen (Lörrach), Zunzingen (Müllheim).
Schnecken: Gottmadingen (Konstanz), Epfenhofen (Bonndorf), Dillendorf (Bonndorf), Ofteringen (Waldshut), Schwörstadt (Säckingen), Tüllingen (Lörrach), Holzen (Lörrach), Wasenweiler (Breisach), Herdern (Freiburg), Buchheim (Freiburg), Sasbach (Breisach).
Schnoke: Blanzingen (Lörrach), Müllheim, Grießheim (Staufen), Gündlingen (Breisach).
Rhischnoke: Jechtingen (Breisach), Greffern (Bühl).
Rebschnoke: Kappelwindeck (Achern).
Vieh: Wahlwies (Stockach).
Geiße: Münchingen (Bonndorf).
Hirze (Hirsch): Britzingen (Müllheim).
Wölfe: Gersbach (Schopfheim), Sasbach (Breisach), Eckartsweier (Kehl).
Füchs: Obereggingen (Waldshut), Bürchau (Schopfheim).
Reh: Schwand (Lörrach).
Rehböck: Forch (Rastatt).
Hasen: Ebenschwand (Schopfheim).
Gänse: Auenheim (Kehl).
Auerwudle (Gänse): Reichenau (Konstanz).
Gügel (Hahn): Thumringen (Lörrach).
Storchen: Malsch (Rastatt).
Murente: Leiberstung (Bühl).
Quage (Raben): Schwerzen (Waldshut).
Ihle (Eule): Eschbach (Freiburg).
Rebhühner: Waldulm (Achern).
Zaisen: Glashütten.
Schäg (Herrenvogel): Willstädt (Kehl).
Buberse (Widerhopf): Hesselhurst (Kehl).
Kuckuck: Bickensohl (Breisach).
Guckauche (Kuckuck): Neuenweg (Schönau).
Kröte: Wutöschingen (Waldshut), Leiberstung (Bühl).
Eckgesle (Eidechse): Fützen (Bonndorf).
Möhnle, Gelbüchle: Steinenstadt (Lörrach).
Guggenmöhnle: Helmlingen (Kehl).
Blindestricher (Blindschleiche): Untereggingen (Waldshut).

Murgitzen (Fisch): Hohnhurst (Kehl).
Haumoken: Wagshurst (Achern).
Hornissen: Urloffen (Offenburg).
Horni: Waltershofen (Freiburg).
Hornschröder: Thunseln (Staufen).
Maienkäfer: Steinen (Lörrach).
Kohlweger (Kohlweißling?): Buchheim (Waldshut).
Rattenbäuche: Rielasingen (Konstanz).
Kroppenköpfe: Singen (Konstanz).
Säufüß: Lauf (Bühl).
Saukegel: Bühlertal (Bühl).
Katzenköpfe: Arlen (Konstanz), Hagen (Lörrach), Tannenkirch (Lörrach).
Hirzeköpfe: Brombach (Lörrach).
Eselsohren: Haltingen (Lörrach).

Zum Schlusse mögen noch die Namen folgen, deren Erklärung unbekannt ist:

Lause Molker: Engelwies (Konstanz).
Asemernase: Aasen (Donaueschingen).
Hüerlimacher: Limach (Villingen).
Nebelheimer: Fischingen (Lörrach).
Zehen (Geizige?) Schallbach (Lörrach).
Kravatten: Randen (Bonndorf).
Herrischwänzle: Herrischried (Säckingen).
Kläpperle: Burgheim (Breisach).
Loiwi: Kiechlinsbergen (Breisach).
Schuesterbube: Oberbergen (Breisach).
Nagel: Eichstetten (Emmendingen).
Heidenkopf: Riegel (Emmendingen).
Wehtagige, *Weedl:* Endingen (Emmendingen).
Deckel: Mengen (Freiburg).
Kalmis: Elgersweier (Offenburg).
Pfriemerolle: Seebach (Achern).
Bumägel: Ebersteinburg (Baden).
Kegelstadt: Gernsbach (Rastatt).
Rinderpuphahn: Wintersdorf (Rastatt).
Raudaudau: Bermersbach (Rastatt).
Eichhälmle: Iffezheim (Rastatt).

Volkslieder und Schwänke aus Lobenfeld.

Von **Fridrich Pfaff.**

Als ich im Jahre 1896 in der Straßburger Festschrift für Karl Weinhold anfing „Märchen aus Lobenfeld“ zu veröffentlichen [1], hob ich in der Einleitung hervor, dass besonders Sagen, Sitten und Bräuche und abergläubische Vorstellungen in diesen Neckargegenden noch stark in Schwang seien, deutete auch den Grund dieser Erscheinung an, bedauerte dagegen, dass Märchen und Volkslieder im Absterben, die volkstümliche Bauweise aber ganz tot sei. Vom Hausbau des Baulands habe ich eine Probe auf den Umschlägen der Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde, Heft 3 und 4, gegeben. Ich hoffe deren noch weitere folgen lassen zu können. Den Hauptgegenstand meiner Sammlungen bilden die Sagen. Wenn ich auch eingestehen muss, dass mich geschichtliche Stoffe zumeist anzogen und dass darum das Volkslied etwas zu kurz gekommen sein mag, so ist doch das Volkslied überall sehr im Rückgang begriffen und es hält an manchen Orten schwer, echte Volkslieder aufzuzeichnen oder noch zu hören. Die Überlieferungen gehen überall denselben Gang. Sie sind zum Teil bodenständig, Erzeugnisse des Bodens, auf dem sie leben, oder aber uralte Überkommnisse, deren Weg man nur vermuten kann; zum Teil aber entstammen sie der städtischen Kultur. Zeuge dessen ist der ländliche Hausbau. Wol ist das Stadthaus ursprünglich nichts als eine Anpassungsform des Bauernhauses; aber das Bauernhaus hat

[1] Fortsetzung Alemannia XIV, 179—183, XVI, 79—95.

wieder sich nach und nach mit Erzeugnissen der in Schlössern und Städten blühenden Kunst geschmückt, daher denn die romanischen und gotischen, Renaissance- und Barock-Anklänge im ländlichen Hausbau der verschiedenen Landschaften Deutschlands. Und die Tracht. So sicher das Fürtuch des Hauensteiners ein Rest alter Volkstracht ist, so gewiss hat er wie das Weib des obern Elztals den Zylinderhut mit der ungeheuerlichen Hinausstülpung des Hutkopfs aus der Stadt bezogen. Sonst hat der Oberländer im allgemeinen den runden, breitrandigen, niedern Hut beibehalten. Der Odenwälder und Bauländer hörte aber aus den lustigen Pfälzerstädten gar zu lockend das Lied „Mein Hut, der hat drei Ecken" herüberschallen, schlug die Krempen auf und trug stolz den „Seeweck" oder „Dreispitz". „Er starb und ließ bei seinem Sterben den dreifach spitzen Hut dem Erben", wie Gellert, selbst noch ein Dreispitzträger, so erbaulich sang. Der Erbe aber verachtete den großen unbequemen Hut und griff leider zur elenden Kappe, die vom „Kopfschuster" aus der nahen Stadt herüberkam. So bietet auch die Sage uralte heimische Überlieferungen; daneben aber hat sie nicht wenige durch die in den Städten entstandenen Volksbücher verbreitete Stoffe aufgenommen und als eigene verarbeitet.

So umfasst der Volksgesang auch uralte Balladen, Lieder und spruchartige Liedchen; aber daneben hat er Gesänge aller Art von städtischem Ursprung aufgenommen und verwertet. „Kunstgedichte" waren ursprünglich jene wie diese, ob sie nun einen einzelnen Dichter oder mehrere Verfasser haben. Erst durch das Singen sind sie Volkslieder geworden. Durch das Sangbarmachen sind erzählende Weitschweifigkeiten weggefallen. Das Gedächtnis hat sich mittelst Durchführung stehender Wendungen geholfen; es hat aber auch oft versagt, Notwendiges weggelassen, Verschiedenartiges durcheinandergewirrt, und so ist barer Unsinn zustand gekommen: doch die sangbare Weise hat auch hierüber hinweggetragen. Städtischen Ursprungs sind die humorlosen, langweiligen „empfindsamen" Lieder. Was aber das Land mit seiner eignen frischen, tiefsinnigen Liederdichtung den

städtischen Romantikern gab, das hat es dann in deren volkstümlicher Lyrik reichlich zurückerhalten. Die städtischen Gassenhauer dringen wol auch ins Volk und werden eine Zeitlang mitgeschleppt. So habe ich vor einem einsamen Schwarzwaldhof ein Kindchen den feinen Sang von der „Holzaktion“ im Grunewald anstimmen hören. Aber dergleichen hat gottlob keinen Bestand. Wenn jedoch nichts Eigenes auf dem Lande mehr zustand kommt, so müssen wir von Herzen froh sein um die Lieder der Eichendorf, Hoffmann von Fallersleben, Maler Müller und ihrer Genossen, die heute Volkslieder geworden sind.

Eigenartig und bodenständig — allerdings in weiterem Sinn — sind die Tanzliedchen, die man in der Neckargegend vielfach „Gsetzl“ nennt, meist Vierzeiler, die durch Weise und Takt den Tanz erleichterten. Sie sind seit ältester Zeit in Übung und entstehen gelegentlich heute noch, allerdings dann nur als Nachdichtung zu einer schon bekannten Weise. Auch sie stammen zum Teil aus der Stadt, sind wenigstens zum Teil dort seit alters bekannt. So kenne ich aus meiner Heimatstadt Darmstadt eine ganze Anzahl der Tanzliedchen, die Augusta Bender in ihren Oberschefflenzer Volksliedern aufzeichnet. So z. B. *Jetzt fallt mer halt wieder mein Hausschlüssel ei*ⁿ [2]; *Hast de dann dein blitzebloe Frack net a*ⁿ [3]; *Friederike, Friederike* [4]; *Polka Polka tanz ich gern* [5]; *Stiwwel muss sterwe* [6] usw. Auch *Ei wo bleibt mei*ⁿ *Josepche* aus den Volksliedern aus der badischen Pfalz von M. E. Marriage [7],

---

[2] Bender 216, Marriage 339.
[3] Abweichend Bender 218. Nach der Anm. 307 sonst unbelegt.
[4] Bender 220.
[5] Bender 221, Marriage 342.
[6] Bender 244.
[7] Marriage 301. In Darmstadt abweichend:

*Ei wo bleibt mei*ⁿ *Josepche, Josepche, Josepche?*
*Ei wo bleibt mei*ⁿ *Josepche, Josepche so lang?*
Josep sitzt im Wirtshaus,
*trinkt e Scheppche Wei*ⁿ *aus.*
*Ei wo bleibt mei*ⁿ *Josepche, Josepche so lang!*

und fast alle in Krapps Odenwälder Spinnstube[8]. Die große Menge dieser Tanzliedchen ist aber nur auf dem Land bekannt und offenbar rein ländliches Erzeugnis. Gemäß ihrer Entstehungsweise beim Tanz sind sie großenteils Trutzlieder. Sie enthalten viel Witz und Humor, beziehn sich natürlich auf die Liebe und schlagen gelegentlich auch ernstere Töne an. Auch das alte schöne Motiv vom Herzensschlüssel fehlt nicht (Nr. 2). Bei Tanzliedern ist auch das Entstehen mehrstrophiger Gedichte durch das Zusammenwirken mehrerer Verfasser zu beobachten, wozu besonders die Trutzlieder Gelegenheit gaben.

Haupttanzgelegenheit bietet die Kerwe (Kirchweih). Sie ist überhaupt das einzige wirkliche Fest, das sich der Unterländer Bauer im Jahr leistet. Da werden unzählige Kuchen gebacken, um die Gäste und die terminierenden armen Leute aus Neckarsteinach und Hirschhorn bewirten zu können. In verschiedenen Orten des Baulands hausen Musikantenfamilien, in denen sich das „Mediee“ fortpflanzt. So kannte ich die Herzen aus Neidenstein. Solange die Musikanten noch nüchtern sind, geht die Tanzmusik an. Ich habe allerdings gesehen, dass bei zu schwacher Besetzung der Instrumente ein Musikantenvater, der selbst die Trompete handhabte, auch die Klarinette „fingerte“, in die sein noch unkundiger Junge nur hineinblies. Nach und nach kommt auch Unordnung in die Musik. Es kommt wol vor, dass der angefeuchtete Musikantenvater auf die Frage an seinen mitwirkenden Sohn: *„Ei Hannes, was bläst de dann?“* die Antwort erhält: *„A dorchenanner, Vatter, wie dir*[9] *aa.“* In diesen alten Musikantensippen sind auch noch die alten Tänze bekannt. Wenn die bejahrteren Kerwebesucher mehr zu ihrem Recht kommen, am Kerwemontag, und sich ihre „Leibsticklin“ spielen lassen, kann man manch wunderlich verschlungene, barocke Tanzweise hören. Als alte Tänze wurden mir bezeichnet der „Siwwesuff“, von dem ich jedoch nichts Näheres erfahren konnte, und der „Kisselestanz“,

---

[8] 201 ff.

[9] *dir* = Ihr. Analogieform nach *du*, *dir*, *dich*.

bei dem der Tänzer ein Kisslein in den Händen trägt, auf das er schließlich vor seiner Tänzerin niederkniet. Auch „Unser Altmotter“ (unten Nr. 42) soll ein alter Tanz sein[10].

Auch Hochzeiten und „Vorsetzen“ geben vielfach Gelegenheit zu Tanz und Sang. Anfang der vierziger Jahre zog der alte „Bienenjakob“ aus Reichartshausen viel auf Hochzeiten und andern Festlichkeiten herum und sang zur Harfe. Jetzt scheinen solche Berufssänger ausgestorben zu sein.

Auch sonst ist früher viel in den Ortschaften gesungen worden. An Sonntagabenden gingen Mädchen und Burschen getrennt vorm Ort spazieren und sangen dazu. Beim Begegnen wechselten sie Scherzworte. Auch Männer und Frauen gabs genug, die zu Hause und bei der Arbeit gern sangen. Auf eine gute Stimme ward viel Gewicht gelegt. Jetzt ist wenig mehr davon zu spüren. Auch die Lieder sind stark in Vergessenheit geraten. Ein Glück ists, wenn man auf alte Liederhefte stößt, wie sie sich die jungen Leute früher gern angelegt haben. Ich habe den Liedern nicht mit besonderem Eifer nachgespürt, besonders da ich nicht in der Lage bin, die Musik nachzuschreiben. Auch scheint es mir nicht so sehr wichtig alle und jede Abweichung der bekannten Lieder aufzuzeichnen. So gebe ich unten die „Nonne“ (Nr. 47) nur als Probe der ernsteren Gattung. Doch habe ich mich immer bemüht die Volksliedforschung zu fördern. So sind denn in der Alemannia nach und nach verschiedene Liedersammlungen veröffentlicht worden, und wir sind jetzt gerade für Bauland und Odenwald ganz gut versehen. 1898 erschienen in der Alemannia (XXV, 193—255) „Lieder und Sprüche aus dem Elsenztal“ von J. Th. Glock; 1900 ebenda (XXVII, 113—196) die „Volkskunde von Mückenloch“ von K. Arnold, mit vielen Liedern; das Jahr 1902 brachte uns dann die reichen selbständigen Sammlungen von Augusta Bender: „Oberschefflenzer Volkslieder“ (Karlsruhe,

---

[10] Vgl. den „Schwiegermüttertanz“ im Schönhengster Gau in „Deutsche Volkskunde aus dem östl. Deutschböhmen“ von Eduard Langer IV (1905), 244. Vgl. Anm. 43.

G. Pillmeyer) und von M. Elizabeth Marriage: „Volkslieder aus der Badischen Pfalz“ (Halle, Niemeyer), die erste unterstützt von Sr. Kgl. Hoheit Großherzog Friedrich von Baden, die letzte vom Badischen Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts — erfreuliche Erscheinungen. Nicht minder erfreulich — als für einen Turistenverein hergestellt, da diese sich doch meist wissenschaftlich unfruchtbar erweisen — ist die „Odenwälder Spinnstube“ von H. Krapp, gesammelt im Auftrage des Odenwaldklubs 1904 (Darmstadt, Wittich). Diese drei Sammlungen legen besondern Wert auf die Musik und mögen neben meinen Texten verglichen werden[11]. Leider fehlts im Oberland noch sehr. Einiges bietet J. Hoffmann, Schapbach und seine Bewohner, Alemannia XXIII, 1—50; A. Goetz, Volkskunde von Siegelau, Alemannia XXV, 1—62; A. Haass, Volkstümliches aus Vögisheim, ebenda 97—114, und O. Meisinger, Volkslieder aus dem Wiesentale, Volkskunde im Breisgau, 135—148. Und doch ist hier noch ebensoviel vorhanden wie im Unterland, wenn es vielleicht auch weniger offen an den Tag tritt. Und es wäre an der Zeit. Auch unser mit Hilfe des Fragebogens gesammelter Stoff enthält viele Volkslieder. Ein eigener Fragebogen für Volkslieder ist in Arbeit. So dürfen wir auf die Zukunft hoffen.

Den Tanzliedchen und mehrstrophigen Liedern habe ich einige Kinder- und Neckreime, auch ein paar Schnurren in Mundart zur Ergänzung beigegeben. Sie stammen aus Lobenfeld, Waldwimmersbach, Spechbach und Epfenbach. Die Sagen, Sitten und Bräuche und Beiträge zum Wörterbuch sollen später kommen, wenn ich Gelegenheit habe, tiefer in meiner Sammelmappe zu wühlen. Schon seit den achtziger Jahren des vergangnen Jahrhunderts schlummern sie darin. Schon oft haben die Feurigen Männer, Weißen Frauen, Wilden Jäger und Schatzhunde sich geregt und ans Licht verlangt. Für jetzt mögen erst einmal diese Mücken den Lobenfelder Märchen nachfliegen.

---

[11] Ich führe jeweils die Seiten an.

Tanzliedchen.

1.

Wann i nur die Rout[12] häät,
wann se a ka^{n} Brout häät,
i woot[13] se schun ernähre
mit lauter Voglbeere[14].

2.

Mei^{n} Herzl isch zu,
kanns kaner uftu,
en anziger Bu
hot de Schlüssel dezu.

3.

Mei^{n} Schatzl isch grouß
un bliht wie e Rous
un hot e Schildkäppl uf
un e Streißl druf.

4.

Mei^{n} Schatzl isch kla^{n},
so hart wie en Sta^{n},
so zäh wie e Wied[15],
von ihm loss i nit.

5.

Der mit em runde Hut[16],
der gfallt mer gar zu gut[17],
der mit dr Zottelkapp,
der isch mei^{n} Schatz.

6.

Die Kersche sin siiß,
sin Stiehlin dra^{n};
mei^{n} Schatz isch bees,
was ligt mer dra^{n}!

Die Kersche sin siiß
un seierlich;
mein Schatz isch falsch:
jetz heier[18] ich.

7.

Juhe, der Wald isch grii^{n}[19],
mei^{n} Schatz isch net vun hie,
er isch vun drauße rei^{n},
drum gheert er mei^{n}.

Juhe, der Wald isch schwazz[20],
i haww en falsche Schatz;
des haww i aa net gwisst,
dass er falsch isch.

---

[12] *Rout* = Rote, Rothaarige. Langes *ō* erscheint hier als *ou*, *t* und *d* sind gleichwertig tonlose Lenis.

[13] *woot* = wollte.

[14] Im Schwarzwald (Lenzkirch) lautet der Spruch so:

Wenn i nu di Rot hett,
wenn i au kei Brot hett;
i wett die Rot scho umme jage,
dass's mer Brot tet zemmetrage-

[15] Wied = Weide, Weidenband.

[16] Vgl. Marriage 358.

[17] oder; der isch mer gar net gut.

[18] heier = heirate.

[19] Vgl. Marriage 312.

[20] Vgl. Marriage 311.

8.

Weit ewegg liew i gern,
das isch mei^{n} Freid,
weils in der Nochberschaft
falsche Leit geit[21].

9.

Falsche Leit hewwes gsaat,
dass i bei dir veracht,
dass i bei dir in dem
schwazze Buch steh.

10.

Haww en Schatz ghatt[22],
haww en gern ghatt,
kann en net vergesse;
mein Nochber hot e Katz ghatt,
die hot mern gfresse.

Ei du verfluchti Katz,
was frischt du mir mein Schatz,
ei du verfluchtes Tier,
was tŭscht du mir!

11.

Drei schneeweiße Tauwe[23]
die flije so houch;
jetz lĕft mer mein alter Schatz
a widder nouch.

Zwei schneeweiße Tauwe
un e koulschwazzer Krapp[24]:
jetz hot mer des Luder
mein Schatz weggeschnappt.

12.

Mit zwe^{n} Fuchse bin i gfahre,
un jeder hot en Bless;
eme annere sei^{n} Schatzl
isch a schun mei^{n} gwest.

Mit zwe^{e} Fuchse bin i gfahre
un jeder hot en Stern;
eme annere sei^{n} Maadl
kann a emol mei^{n} wern.

13.

Mein Schatz isch weit ewegg[25],
das isch dene Leite recht,
mir awwer nit, juchee,
mir awwer nit.

14.

Den wo i gar net mag[26],
den seh i alle Tag;
der mir mei^{n} Herz erfreit,
der isch so weit.

15.

Weit eweg lieb i net[27],
als in der Näh,
wann mei^{n} Schatz Wasser hĕlt[28],
dass i n a seh.

16.

Mei^{n} Schatzl isch bees
un tut nimme lache,
un die Lieb isch verbroche,
kann se nimmi mache.

---

[21] geit = gibt.
[22] Vgl. Bender 224, 240, Marriage 326—328.
[23] Vgl. Bender 232, Marriage 328.
[24] Krapp = Rabe.
[25] Vgl. Marriage 311.
[26] Vgl. Bender 228, Marriage 311.
[27] Vgl. Bender 228, Marriage 312.
[28] hĕlt = holt.

17.

Wanns Madl sauwer isch
un isch no jung,
muss der Bu lustig seiⁿ,
sunst kummt er drum.

18.

Wer en Apfel schält[29],
un er isst en net;
wer e Madl liebt,
un er kisst se net;
wann er drauße steht,
un er geht net reiⁿ,
des muss e rechter Trollpatsch
seiⁿ.

19.

Sisch emol aner gwest,
hots Madl net gliebt,
uns Rindvieh isch gstorwe,
hot de Himmel net krigt.

20.

Holzäpfel haww i graschplt[30]
am Weilermer Raⁿ[31],
habb gar e scheeⁿ Schatzl,
awwer die Krott isch ze klaⁿ.

Holzäpfel haww i graschplt
am Weilermer Eck,
habb gar e scheⁿ Schatzl,
awwer die Krott isch mer vreckt.

21.

Jetz gehn i zum Saler[32]
un holl mer en Strick,
hängs Mensch uf de Buckel,
nemms iweraal naⁿ[33] mit.

22.

Schatzl, i habb di gar zu gern,
ei Schatzl, du net a?
Wann i di seh, so lächerts mi,
ei Schatzl, di net a?

23.

Schwazzbraun bin ich
drum taug i, drum taug i
net für dich;
wann ich e bissl weißer wär
un tausend Taler reicher wär,
dann wär i, dann wär i
recht für dich.

---

[29] Vgl Marriage 333.
[30] Vgl. unten Nr. 28.
[31] D. h. bei Weiler am Steinsberg.
[32] Saler = Seiler.
[33] naⁿ = hin, zusammengesetzt aus *in an* oder *hin an*.

24.

So schee^{n} wie du bisch
un so schee^{n} bin i net,
wann i a so schee^{n} wär,
so mecht i di net.

25.

I habb gar e schee^{n} Schatzl,
awwer liewe tuts falsch,
i woot es tät stolpre
un breche de Hals.

26.

I habb gar e schee^{n} Schatzl,
awwer reich isch es net,
was batt mich der Reichtum:
beim Geld schlof i net.

Schlof a net beim Geld,
schlof a net beim Gut,
schlof nur bei meim Schatzl,
des mei^{n} gheere tut.

27.

Gell, dei^{n} Leit leides net[34],
dass du mei^{n} Schatzl bisch?
gell dei Leit leides net,
dass du mei^{n} bisch?

Leide sies awwer net,
Schatz, vun dir loss i net,
bis mir der bittre Tod
sHerzl abstoßt.

28.

Auf der Heh[35]
wachst der Klee,
trau nur kam Schatzl me:
i habb meim Schatz gtraut,
miich hots graut.

29.

Stei s Laterle nauf[36],
lauf obedrauf her;
du bisch mei^{n} Schatz gwest,
jetz aber nit mehr.

Du bisch mei^{n} Schatz gwest,
därfschs noch emol sei^{n},
setz sHütl auf dSeite
un kehr bei mir ei^{n}.

30.

I habs verredt, verredt,
heirote tun i net:
i brauch des Kinnergschrei
net vor meim Bett.

Wann awwer en Reiche kummt,
heirot i alle Stunn:
des bissl Kinnergschrei
bringt mi net um.

---

[34] Krapp 205.

[35] Dies ist der Text zum alten Holzapfeltanz. Vgl. Marriage 320. Vgl. oben Nr. 20.

[36] Vgl. Bender 229.

31.

Wann mein Schatz en Feigebaam wär[37],
tät i nufsteige, wann er noch so houch wär.

32.

Wärsch net nufgstiege,
wärsch net runnergfalle,
häsch meiⁿ Schwester gheiert,
wärsch meiⁿ Schwoger worre,
häsch e Heisl ghatt,
häsch e Weiwl ghatt,
häsch se kisse kenne
bei der Nacht.

33.

Sou e Berschtl[38] wie du bischt
kratzt der Gickler[39] aus em Mischt,
do brauch i no net weit ze geh,
kann i hewwe in der Näh.

Soa e Berschtl wie du bischt
kumme viel in meiⁿ Haus,
so schwenk i viel tausend
zum Wasserstaⁿ naus.

34.

Aus isch un gar isch,
scheeⁿ Schatzl, wanns Tag isch,
scheeⁿ Schatzl, geh her,
i lieb di no mehr.

35.

E rouseroutes Bändele,
e rouseroutes Band;
wi dauert mi meiⁿ Schätzele
mit seiner beese Hand!

36.

Schucks riiwer, schucks niiwer[40],
schucks net denewe,
des isch jo dene Wewer
ihr tausend Lewe.

37.

Frisch riiwer, frisch niiwer,
was kaiserlich isch;
mein Schatz isch mer liewer
als Geld uf em Tisch,

Als Geld uf em Tisch,
als Geld uf der Bank:
mein Schatz isch mer liewer,
als sganz badisch Land.

[37] Krapp 207, Str. 9. [38] Berschtl = Bürschlein.
[39] Gickler = Hahn.
[40] Die folgenden drei Strophen sind Leinwebergesetzel, in deren Eingang das Herüber- und Hinüberwerfen (Schucken) des Weberschiffchens nachgeahmt wird.

38.

Kann net iwwers Gräwele,
kann net niiwer steije;
wann mei^n Vatter en Spielmann
wär,
mießt er mi niiwer geije.

39.

Kann nimmi singe[41]:
mein Hals tut mer weh,
muss emol trinke,
swerd glei besser geh.

40.

Un i wetz un i wetz un i schneid mi net[42]
un i haww en Schatz, der mag mi net.

41.

Un i wett un i wett un i wett mit dir:
es isch ka^u reini Jungfer hier,
un sollt ani doch hier sei^n,
so geht si noch in dSchul enei^n.

42.

Unser Altmotter werd a nimme lang lewe[43]:
i haww er en Fitzer mit der Rotthage[44] gegewe.

43.

Aus ischs mit mir[45],
mei^n Haus hot ka^n Tiir,
mei^n Tiir hot ka^n Schloss
un vum Schatzl bin i lous.

Un weil i lous bin,
so freit mi des Ding:
e annere ze liewe,
des haww i im Sinn.

Des haww i im Sinn,
des haww i im Kopf:
i habb schun bei re annere
am Lädl geklopft.

Des haww i im Sinn
un des kummt mer net naus
un die Hochzeit werd ghalte
im Schatzl seim Haus.

---

[41] Vgl. Marriage 363.

[42] Vgl. Marriage 325.

[43] Über die Altmutter, d. h. Großmutter, hier besonders im Sinne von „Schwiegermutter“, vgl. Bender 241 und oben Anm. 10.

[44] Rotthaue, besonders schwere Hacke zum Ausroden von Baumstümpfen u. dgl.

[45] Vgl. Bender 222, Marriage 319, Krapp 202.

44.

Iwwer Hecke, iwwer Staude
un iwwer Voglwicke,
iwwers Feld naus karessiere,
hast Hunger gelitte.

Iwwer Hecke, iwwer Staude,
iwwer Distl un Dern;
mei^n vorjährig Schatzl
seh i des Johr no gern.

Iwwer Hecke, iwwer Staude,
iwwer aichene Busch,
un i sehs vor Auge,
dass i wegbleiwe muss.

Lieder.

45.

Steig sLaterle rauf!

Jetz hot mer mei^n Schatzl
e Briefl gschriwwe:
warum i dann bei der Nacht
gar nimme kumm und[46]
warum i dann bei der Nacht
gar nimme kumm.

Als is Briefl aufmacht und,
das Herz in mir lacht und,
do bin i glei gsprunge
bei stockfinstrer Nacht und
do bin i glei gsprunge
bei stockfinstrer Nacht.

Als ich hin kum zu ihr und,
klopft ich an an der Tiir und:
was soll i dann mache,
dass i nei^n kumm zu dir und,
was soll i dann mache,
dass i nei^n kumm zu dir?

Zieh aus deine Stiffl,
strumpfsocket herauf und,
steigs Laterle rauf und
erei^n in mei^n Bett und
steigs Laterle rauf und
erei^n in mei^n Bett!

Da habens die Buwe
meine Stiffl versteckt und,
sie habens den Bauer
vom Schlaf auferweckt und usw.

Der Bauer stand auf und
klopft an an der Tür und:
was tust du, was machst du,
du Lump? hot er glei gsaat[47]
und usw.

---

[46] Das auslautende *-d* von *und* wird in diesem Lied besonders stark ausgesprochen, während es sonst in *und* ganz abfällt. Überhaupt ist die Mundart hier nicht durchgeführt. Vgl. Marriage 290, Krapp 35. Unsere Fassung ist offenbar vollständiger und altertümlicher.

[47] gsaat = gesagt.

Schlof a gern beim Schatzl,
wie du bei deim Weibl
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Da rief mir mein Schatzl:
Hahi und Haho! und
Muscht net eso jucke,
loss sKreizstöckl numme do
und usw.

Der Bauer net faul und
schlug mir auf mein Maul und
i sprangs Fensterle naus und
nahms Kreizstöckl mit naus
und usw.

Wanns einem so geht und,
wie mirs isch schun gange,
der werd jo seiner Lebtag
kan Schatz mehr verlange,
der werd jo seiner Lebtag
kan Schatz mehr verlange.

46.

Das Kübelein.

Wir trieben das Kübelein über das Meer[48],
das Kübelein hatte kein Reifl mehr.
Trau nimmer so sehr! Trau nimmer so sehr!
Dein Herz in großer Freud wird stehn.

Hätten wir das Kübelein weiter getrieben,
so wäre die Braut eine Jungfer geblieben.
Trau usw.

Wir setzen die Braut wol auf den Stuhl
und ziehen ihr aus die Hochzeitsschuh.
Trau usw.

Wir setzen die Braut wol auf den Stock
und ziehen ihr aus den Hochzeitsrock.
Trau usw.

Die Braut die hat ein langes Paar Zöpf,
das ander Jahr gibts ein Paar Wiegenknöpf[49].
Trau usw.

---

[48] Zu vergleichen ist der Tanzreim bei Bender 254: *s' Kübele schwimmt im Bodesee, s'Kübele hat kan Bode meh.*

[49] Schnüre zum Zubinden der Wiege, damit das Kind nicht herausfallen kann.

Der Bräutigam hat ein neues Paar Schuh,
das ander Jahr bindt ers mit Wieden zu.
Trau usw.

Wenn alle Buben spazieren gehn,
so muss der Hochzeiter vors Wiegenbett stehn.
Trau usw.

Wenn alle Buben singen, tanzen und springen,
so muss der Hochzeiter dem Kindelein singen.
Trau usw.

47.

Die Nonne[50].

Stand ich auf hohem Felsen,
schau hinunter ins tiefe Tal,
sah ich ein Schifflein schwimmen,
darin drei Grafen warn.

Der erste von den Grafen,
der in dem Schifflein war,
gab mir es gleich zu trinken
kühler Wein aus seinem Glas.

Was gab er mir zu trinken?
Kühler Wein aus seinem Glas.
Seit vierundzwanzig Stunden
lag er im grünen Gras.

Er sprach zu seinem Knechte:
Sattel mir und dir ein Pferd!
Wir wollen die Welt durchreisen,
die Welt ist reisenswert.

Als sie vors Kloster kamen,
vor das schöne Gotteshaus:
Gebt heraus die jüngste Nonne,
die zuletzt ist kommen an!

Sist keine angekommen,
es kommt auch keine heraus;
wollt ihr das Schloss zerstören,
das schöne Gotteshaus?

Als sie herausgekommen,
schneeweiß war sie gekleidt,
ihr Haar war abgeschnitten,
zur Nonn war sie bereit.

Was trug sie in ihren Händen?
Ein goldnes Becherlein;
draus gab sies ihm zu trinken
von ihrem venedischen Wein.

---

[50] Vgl. Alte hoch- und niederd. Volkslieder hg. v. Uhland I, 210, Nr. 96. Die Abweichungen stimmen zu den Lesarten bei Bender 8 und Marriage 7, dagegen nicht zu Krapp 112.

Kinderreime.

48.

Etz waaß i was i waaß:
sHinkl isch der Has,
die Motter färbt die Aajer
un legt se in des Gras.

49.

Wie bamblt mer mei^{n} Reckele[51],
wie bamblt mer mei^{n} Rock;
i habb no gar ka^{n} Reckele ghatt,
des sou gebambelt hot.

50.

Ene déne sii saa
káleritr sii saa
us petékte kaleritr
us bus drus[52].

51.

Am Sommertag (Sonntag Laetare) gehen wie in Heidelberg und an der Bergstraße die kleinen Kinder mit Stecken herum, an die Bretzeln und Bänderschlüpfe gebunden sind. In Lobenfeld zogen früher „Häufel“ Kinder mit verzierten Christbäumchen im Dorf herum und sangen vor den Stubentüren:

Ri ra ro
der Summertag isch do.
Die Feigl un die Blumme,
die bringen uns de Summer.
Aajer raus, Schmalz eraus!
Der Fuchs springt ins Hinkelhaus.
Heit iiwers Jahr
simmer widder da.

Dann gab man den Kindern Eier und Schmalz zu einem Pfannkuchen[53].

---

[51] Vgl. Bender 252.

[52] Dieser Abzählvers beruht fast vollständig auf den französischen Zahlen.

[53] Vgl. Marriage 367 ff. Die das. S. 369 mitgeteilte Ansicht von

52.

Aus einer Rätselfrage ist es erwachsen, wenn die Kinder einander auffordern zu sagen:

Kugl, Kugl, unne offe,

worauf die Gegenrede erfolgt:

Du hascht deiner Motter ihr Tittl ausgsoffe.

Neckreime und Schwänke[54].

53.

Zur Verspottung der ostfränkischen Mundart, der „Odenwälder“ östlich des Neckars, der „Gänschmauser“, die auch *gwëe* für *gwest* sagen, braucht man den Spruch:

Diwwe, dunne, dowwe, daus[55]
mache d'Leit Getoffel[56] aus.

Beim Tanzen sagt man zu den Odenwäldern: *Hanschadel,* (Hans Adam) *doo tantsch her, do bollertsch räächt!*

54.

In Spechbach, einem größeren Pfarrort, sang man zur Verspottung Lobenfelds, das bis vor wenig Jahren keine eigene Pfarrei hatte:

Die Lŏfelder Narre
die hewwe kan Parre,
die hewwe kan Mann,
der prĕdije kann.

Aber in Lobenfeld griff man den Reim auf und sang ihn nach, um damit das Zungen-r der Spechbacher zu verspotten.

K. Christ, dass das Sommertagslied nicht an der Bergstraße und im Odenwald verbreitet sei, ist irrig.

[54] Vgl. K. Arnold, Volkskunde von Mückenloch, Alemannia XXVII (1900), S. 219.

[55] Drüben, drunten, droben, draus.

[56] Getoffel = Kartoffel, mit Anlehnung an mit der Vorsilbe *ge* gebildete Worte.

55.

In Waldwimmersbach sang man:

Die Löfelder Ratze[57],
die sitze uf de Katze,
die sitze uf de Distelfink,
die hewwe all die siedig Krenk[58].

Die Gegend um Waldwimmersbach, Spechbach und Lobenfeld wird scherzhaft das „Land der Buchfinken" genannt, davon trug auch der katholische Pfarrer in Spechbach den Namen „Buchfinkendekan".

56.

Ein Jude aus Neckarbischofsheim, der als großer Freund von Musik und Tanz gern die Kerwe (Kirchweih) besucht, wird von den Kindern mit dem Reime begrüßt:

Der Leser aus Bischese,
der macht sou grouße Schritt,
er lěft in d'Leit ihr Heiser nei^{n}
un schreit: Profit, Profit!

57.

Der Bürgermeister sagt zum Pfarrer: In der ganze Umgejend kann nimand Kerwe halte, wie die Micklecher (Mückenlocher), weil sie all im Frijohr nix hewwe. Pfarrer: Was backen aber die Mückenlocher für Kuchen zur Kirchweih, da es doch kein Obst gibt und auch der Käs rar ist? Bürgermeister: „Wilde Käskuuche" backe se: sie tun statt Käs geriwwene Getoffel druff und statt Roseine Micke.

Wenn im Ort ausgeschellt wird und jemand fragt, was los sei, wird gern geantwortet: SMicklecher Getoffelreiwe werd verstejert.

Die Mückenlocher werden „Kühschwanzhechler" genannt, weil in M. kein Hanf wächst, aber auch „Buschlböck", weil sie viel ins Buschelmachen, d. h. Anfertigen von Reisigwellen

---

[57] Vgl. J. Ph. Glock, Alem. XXV, 246, wo der Spruch auf Eschelbronn angewandt ist.

[58] Siedig = siedend, heiß. Krenk = Kränke, Krankheit. Siedig Krenk ist offenbar das Fieber, ähnlich wünschte man ja im Mittelalter seinem Feind den *rite*.

gingen, wodurch sie guten Verdienst hatten. Daher werden sie mit dem Reim gehänselt:

> DMicklecher Leit
> die sen so gscheit,
> die halte ihr Kerwe,
> wanns Buschlgeld geit[59].

58.

Will oder kann man jemand, nach dem man gefragt wird, nicht genau bezeichnen, so sagt man: *„der Parre vun Haag“* oder *„der Ferschter vun Klouschter“* (vgl. 63).

59.

Die Leute von Reichartshausen heißen die „Routmendlin“, d. h. Routmännlein, von dem roten Sand, der dort zu Tag tritt. Von ihnen wird die Schildbürgergeschichte erzählt, dass sie, als ein Storch in die Gemeindewiese kam, im Gemeinderat beraten haben, in die Wiese ein Scheuertor zu tragen, um darauf den Storch hinauszuschaffen.

60.

Die Epfenbacher gelten als langsam, darum geht von ihnen der Spruch:

> Ich bin vun Epfebach,
> drum geht mei^n^ Sach so gmach.

61.

Die meisten Schildbürgergeschichten erzählt man sonst von den Eberbachern. So weiß schon Bernhard Baader[60], dass sie den Namen „Sackbrenner“ tragen, weil sie, um das Zeichnen der Fruchtsäcke zu beschleunigen, diese aufeinanderlegen und mit dem Stadteisen durchbrennen ließen. Sonst heißen sie gewöhnlich „Kukuksfresser“[61] oder „Kukuke“. Es wird erzählt,

---

[59] geit = gibt. Vgl. Arnold, Alem. XXVII, 206, 219 und Bender 252, wo an Stelle der Mückenlöcher: Heidelbeerleut, und an Stelle des Buschelgelds: Heidelbeer eingesetzt sind.

[60] Volkssagen aus dem Lande Baden, 1851, Nr. 362.

[61] Vgl. auch O. Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden S. 123.

dass sie ihr Rathaus haben verschieben wollen. Als einst einige Eberbacher mit einem holzbeladenen Schiff auf dem Neckar fuhren und der Schiffmann sagte: das Schiff gehe unter, sollen die Eberbacher jeder ein paar Scheiter Holz auf die Schultern genommen haben, „damit das Schiff leichter werde". Auch heißen sie die „Säustecher", und zwar deshalb: Ein Mann von Eberbach hatte auswärts gute Wurst gegessen und rühmte das zu Haus. Da sandten die Eberbacher den Metzger aus, das Wurstmachen an jenem Ort zu lernen. Der Metzger blieb dort im Wirtshaus über Nacht. Früh morgens hört er im Hof ein Geschrei und sieht, wie gerade ein Eber verschnitten wird. Jetzt wusste ers: dort unten werden die Säue hinten gestochen, deshalb ist die Wurst so gut.

Die Eberbacher mögen sich mit vielen andern trösten: der Gerechte muss viel leiden.

62.

In Lobenfeld lebte in den vierziger Jahren der „knitz Martin"[62]. Der pflegte zu sagen: Vor drei Dingen soll mich Gott behüten: 1. vor einem großen Glück, 2. vor den guten Suppen, 3. vor einer großen Leiche (Leichenbegängnis). Und zwar: 1. Wenn eins das Bein gebrochen hat, sagt man: es ist ein großes Glück, dass es nicht den Hals gebrochen hat. Da sieht man also, was ein großes Glück ist. 2. Gute Suppen bekommt man, wenn man krank ist. 3. Eine große Leiche hat man, wenn man hingerichtet wird.

Der knitz Martin war ein Philosoph und achtete die Ehre der Welt wenig. Als einst ein großer Herr oben auf der Landstraße, die Lobenfeld und Kloster nicht berührt, vorbeifuhr und die Leute zum Vivathochrufen aufgeboten waren, rief er: „Kiehflaasch hoch!"

63.

Manche Leute bedienen sich in der Umgangssprache besonderer Lieblingsredewendungen, die jedermann im Dorfe kennt. So pflegt der W . . . . . s-Baschtl zu sagen: *Hot er gsaat, sach-i,* der K . . . . . .-Dick: *Hot er gsaat, secht-er,* des alten Wilhelms Kraftwort ist: *Vordersamscht.* Der alte Polizeidiener sagte immer, wo es passte und wo es nicht passte: *Wenn*

[62] knitz wol eigentlich = *genütze* zu mhd. *nütze.*

auch, so dass er dies Wort als Übernamen davontrug. *Sisch a sou recht, secht der Ferschter vun Klouschter.* Vgl. 58.

Sisch emol aner vorgelade gwest wege Beleidigunge, der hot immer des Wort „Wies aach isch“ im Maul gfiehrt. Do hot er zum Amtsrichter gsaat: Wann ich jetz zu ihne ihrer Fraa sage teet, sisch e Mensch — wies aach isch!

64.

Der Pfarrer lernt Latein.

Der Parre[63] hot net gnunk Lateinisch gkennt, do isch er fort, dass ers lernt. Do isch er na^{n} kumme an en grouße dirre Baam, der en griine Ast ghatt hot. Nocht isch er weiter fort, do isch er na^{n} kumme an en grouße See, der isch voll Ente gschwumme. Nocht wie er widder e Stick weiter gwest isch, hot er dorch Hecke schlupfe messe un do hot en en Dorn gkratzt. Nocht hot er gdenkt: etz kann i Lateinisch un isch widder haamgraast. Un wie er dann in der Preddig gsaat hot:

„Houchbaames,
Griinaschtes,
Sevelendus,
Dornkratzius“,

do hewwe die Leit gsaat: unser Parre hot awwer glei Lateinisch gkennt.

---

[63] *Parre* und *Paff* sind meines Wissens die einzigen Worte, bei denen die hochdeutsche Lautverschiebung im Gebirgsland südlich des Neckars nicht durchgeführt ist. Die Worte stammen augenscheinlich aus der Pfalz, aus Haddlbeerg.



Katzenstriegel.

Von **H. F. Feilberg.**

Fridrich Pfaff bespricht in der Festschrift Volkskunde im Breisgau „Katzenstriegel" als ein altes Volksspiel und führt aus dem 14. Jahrhundert das älteste ihm bekannte Zeugnis von dieser Belustigung an. Für das Alter dieses Spiels zeugt auch seine Verbreitung nach Norden. Doch scheint es, soweit ich hier in Dänemark habe erfragen können, nicht nach Island gedrungen zu sein; die hiesigen Isländer meinen, dass ihr Volk dies Spiel gar nicht kenne, ich habe auch vergeblich danach in O. Davidssons Skemtanir gesucht. In Dänemark und Norwegen, wahrscheinlich auch in Schweden, ist es aber unter verschiedenen Benennungen wolbekannt.

Unter den nicht ganz wenigen Gewandtheits- und Kraftproben, die in Dänemark, wo eine Anzahl von jungen Burschen sich versammeln, beispielsweise unter Hirten oder bei der Heuernte, geübt werden, ist der Katzenstriegel wolbekannt. In meiner früheren Heimat, Westjütland, sagten wir *Kattestrud* oder *Kattestruddi.* Der letzte Teil der Zusammensetzung entspricht dem hochdeutschen *Strauss*, Streit, Kampf. Auch kann man hören: *at rykkes kattestreng, katteströg, kastruf, kastrug, kastruer* = Katzenstriegel ziehen; *-struf, -strug* dürfte sich vielleicht an ndtsch. *sich struven*, hdtsch. *sträuben* anlehnen. Andere Namen aus verschiedenen Gegenden sind: *at tämme stude* = Ochsen zähmen; *at träkkes kat* = Katzenziehen; *at träkke madammens kat til vands* = die Katze der Hausfrau zur Tränke führen; *gloes kat*, Katzenglotzen (?); *heste hunde,* Hunde hetzen (?).

Für die Kraftprobe wählt man gewöhnlich den Platz auf beiden Ufern eines kleinen Bachs oder auf den Rändern eines

breiten Grabens, wo die Kämpfenden entweder stehend oder auf den Knien liegend, den Rücken gegeneinander kehrend, ein zusammengeknüpftes Seil um den Nacken unter die Arme führen. Dann geht es los, beide ziehen, wie sie nur vermögen; der Schwächste muss ja zum großen Vergnügen der Zuschauer ins Wasser. Von besonderem Interesse sind die beiden Spiele: *at gloes kat* und *at heste hunde.* Das erste scheint genau dem Bilde in Volksk. i. Br. S. 34 (hier 104) zu entsprechen. Die Beschreibung, E. T. Kristensen, Danske Börnerim, Remser og Lege (1896), S. 625 lautet: Zwei Burschen, jeder mit einem kleinen Stock im Munde, legen sich, die Köpfe gegeneinander, auf den Bauch. Ein Riemen wird um die beiden Nacken unter die Stöcke geführt und zusammengespannt, und nun gilt es, ob einer den andern mittelst des Riemens, indem er sich rücklings schiebt, an sich ziehen kann. Am Grase halten sie sich fest und jeder leistet den Widerstand, den er nur vermag. *At heste hunde* geschieht auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede, dass die Ziehenden sich den Rücken kehren.

Noch nenne ich *at strittes klove* (vielleicht: mit gespreizten Beinen zu streiten), das entweder wie oben bei „Katzenstriegel“ erklärt, ausgeführt wird, oder auch anders, indem sich zwei Burschen, Gesicht gegen Gesicht, gegenüberstellen. Ein Seil wird um den linken Knöchel von A und den rechten von B gebunden, ebenso ein Seil um As rechten und Bs linken Knöchel und nun versucht einer den andern durch Fußstöße zu werfen. Aus Norwegen findet sich bei Støylen, Norske Barnerim og Leikar (1899), S. 105, Nr. 132 ein entsprechendes Spiel: *dra kattestrupa:* Zwei Burschen legen sich, die Köpfe gegeneinander gekehrt, mit Händen und Knieen auf den Boden. Ein Gürtel wird um den Hals beider gespannt und es gilt, den Gegner fortzuziehen. *Kattestrupa* = Katzengurgel, ist wol eine volksetymologische Bildung aus dem nicht mehr verstandenen *Kattestrud.* Ich vermute, dass die schwedischen Ringkämpfe: *tämja stutar* und *taga nackaspänn* zu diesem Spiele gehören, kann es jedoch im Augenblicke bestimmt nicht behaupten.

Nachträglich füge ich hinzu, dass man in älteren dänischen

Büchern aus dem 17. Jahrhundert *Kattestrud* und *Sträbekat* als „Kraftproben durch Ziehen“ genannt findet.

Nachtrag von Fridrich Pfaff.

Die obenstehende Randleiste aus der Theologia Deutsch, Straßburg 1519, die wir mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung J. Bielefeld, Freiburg i. B., unserer Festschrift „Volkskunde im Breisgau“ entnehmen, zeigt die Art des Spiels. Die sehr dankenswerten Ausführungen unseres verdienstvollen ersten dänischen Mitglieds bestätigen meine Auffassung des von den Kämpfern im Munde gehaltenen Gegenstands gegenüber Ballerstedt (V.i.B. 41). Nachträglich bemerke ich: wenn in meinem Aufsatze in der Festschrift von „St. Georgen“ die Rede ist, so wird damit die politische Gemeinde St. Georgen bei Freiburg gemeint, die außer dem engeren Ortsteile dieses Namens noch Wendlingen und Uffhausen umfasst. Von diesen ist aber nur Uffhausen noch heute die Heimat des Katzenstriegelspiels. Unterdessen ist mir mitgeteilt worden, dass das „Katzenstriegelziehen“ auch älteren Leuten im oberen Wiesental erinnerlich ist. Dazu stimmt die freundliche Nachricht unseres Mitglieds Ratschreiber J. Ruf in Oppenau, dass er selbst in seiner Heimat Todtmoos, die wie das Wiesental zum südwestlichen Feldberggebiet gehört, in der Jugend noch den Katzenstriegel gezogen und habe ziehen sehen, allerdings nur vereinzelt.

Am Hauenstein bei Olten in der Schweiz heißt die Stelle eines 126 m tiefen Luftschachts zum bekannten Hauensteintunnel „Katzenstriegel“, vielleicht weil dort ehedem das Katzenstriegelspiel geübt worden ist.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin 1907, Heft 2, S. 244 bespricht J. Bolte unsere Festschrift und trägt einige Belege nach: Bolte u. Seemann, Niederdeutsche Schauspiele (Drucke des Vereins f. niederd. Sprachforschung 4), V *31—*34: Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch S. 141; Voges, Sagen aus Braunschweig, Nr. 170. — Bolte will den Namen des Spiels aus einem Scherz, zwei wirkliche Katzen zusammenzukoppeln und gegeneinander zu hetzen, erklären, was ja naheliegt, aber doch schwerlich richtig ist.

Die Neuauflage von Kriegers Topographischem Wörterbuch des Grossherzogtums Baden.

Von **Julius Miedel.**

II.

Badische Flurnamen.

(Fortsetzung.)

Kammern bei Bruchsal.

Kapelle: Kreuz-, Schwaben-, Wilhelmskapelle.

Kästel bei Willstett.

Keller: Heidenkeller und -kerr, Weinkeller und -kelre.

Kinzge in Schelmenkinzge?

Kirche: Waldkirchen, Peterskirchle.

Klamme: Häuselsklamme (2 mal).

Klinge: die hohe, Ludebach-, Ludolfs-, Schelmen- (R), Zellenklinge (aus Selden-).

Klosen zu mhd. *klôse* Klause und Felsenge.

Kloster heißt eine Erdschanze bei Gerichstetten (in den Klosteräckern bei Gochsheim [R]).

Kopf: Heiden-, Schlosskopf und -köpfle.

Krähe zu mhd. *krai* Geschrei: auf der Henenkrähe; im Sinne von Signalpunkt, Warte in Hohenkrähen.

Lache: Hart-, Hert-, Schelmenlache, Schwaben-, Steinlach.

Läger bei Elgersweier mit römischem Mauerwerk.

Land im Alsheimer Land.

Lecke: in der Salzlecke, untere Salzlecke.

Loch (Höhle): Gais-, Gold-, Ruhen- *(rûch)*, Münz-, Tschamberloch; Heiden-, Kaibenlöcher.

Loh: Henne-, Hühner- und Hunnenloh (alle zu *hiune*), Schatz-, Weidenloh; Her-, Schatz-, Steinloch; Herlauge?

Löffel in Kohllöffel aus Koch- (von der Form).
Marke: Schrießheimer Marcke.
Matte: bi der Hert-, Kastel-, Schelmenmatte; Burg-, Oberwei(l)er-, Schloss-, Schlössle-, auf der, in den Steinmatten.
Mauer: in der, auf der M. (R), große, Ringmauer, Heidenmauern, bi der langen Muren, Steinmur und -mäuerle (R), Steinmäuerlesäcker (R), Steinműrlin; bei dem Heydischen Gemäuer.
Moos in Blankenmoos.
Morgen (Feldmaß): Schelmen-, Zehnmorgen.
Mühle: verbrannte M., Walkmühle.
Nussbaum in Schelmen nusböm.
Ofen im Kalkofen.
Ort als Ortschaft: im alten Ort; als Landspitze: im hohen Ort.
Ost: im Ostele = Ostheim †.
Pfad: Häuser-, Schelmenpfad; an dem Her-, Swabenphat.
Phossat (im Jahre 1337) = fossata, dabei die alta strata (Zeilsheim).
Platz: Burg-, Hexenplatz, Schelmenbletzlin.
Rain: Balken-, Burg-, Götzen-, Heiligen-, Schloss-, Stettenrain.
Rebe: Hof unter den Reben, Schlossreben.
Reis: im Frankenreis, in tanrisen.
Reut: Bach-, Neureut; Baiten- (= Beunden?), Simonsreute; Schalmenriet; im Rode, im Röder, Schwabenrötel?
Römern bei Herten (R).
Rücken: Hunds-, uff dem Hundes rűcken.
Runz wol = Runse in Renkenrunz (nach dem † Rinken).
Säule: Römersäule (bei Schriesheim).
Schanze: an der Schanz, Hub-, Ringle-, Waldschanze, Schwedenschanzen; Schänzle, Schänzel.
Scharte: in, uf der Scharten, uffen der Schartun, am Scharten.
Schelm: am Schelmen und Schalmen, Schelmeling.
Schere im Sinne von Felszacken: dazu als S.-N. vielleicht uf dem Scherrich.
Schlacht im Mannenschlacht = Schlag?
Schlag: Hammer-, Häuslein-, Schenzelschlag.
Schloss: Altes Sch., Heiden-, Krumpenschloss; im Schlössel.
Schlotterig S.-N. zu Schlotte = Sumpf, Rohr.
Schluch = Schlucht in Wasserschluch.
Schmiede: Heidenschmiede.

Schopoß: bona dicta Sant Blesien schopoz = Teil einer Hufe.

Schüssel in Sauschüssel auf dem Schartenberg, natürliche Vertiefung im Granit, früher als Opferstein betrachtet (vgl. die „Schüssel“ auf dem Waldstein im Fichtelgebirge).

See: im S., Türhemer See.

Spitz: Türkenspitz bei Madachhof (woher benannt?).

Stad = Gestade, Ufer: uff den hohen staden bei Friesenheim.

Stadel im Sinne von Scheune vielleicht in einigen Burgstadel, aber sicher auch = Burgstall, z. B. das burgstadel zue Burckhenberg.

Stall = Stelle: Burgstall, auch Burstel(l), Burschtel, Heidenstall, Finkenstal? Windstelle (Hügel mit vorgeschichtlichen Grabhügeln).

Statt: Feuer-, Hoch-, Hoh-, Hofstatt; Heristat, Hochstätt, Burstet, Altstadt (R) (Wald); Burgstaten, Stetten, Hoch-, Hof-, Pfarren, Zaunstetten; Burg-, Halden-, Hofstättle. Richtstättel.

Staude: Schelmenstude (ə = ach).

Steg in Steegen.

Steig: Neilinger St., Burgstig, der Herstîg.

Stein: auf den Steinen, Heiligen-, Lehnen- und Lennenstein (Lehne = Abhang).

Straße: alte, Her-, Hern-, Hôr-, Hoh-, hohe, Römer-, Stein-, an der Weinstraße; die hoh Strasse, de hohstrase, uff der Hörstraßen; Hier-, Hoch-, Schalmestraß, Hostras, Hochstras, zer hohun straz, Hochstraze, die alt Stroß, uf der Hohenstroße, Hochstros, an der hohen Stroßen, hohe strocz, Her-, Hoch-, Horstrauß, Herr-, Hochstra^{u}ß; Sträßle (auch Römerallee), Sträßel, das hoche Sträßlin; Hochgesträß, am hohen gestreß, an dem hoch stresse, meist R.

Stube: Heidenstube, Götzenstüblein (R).

Stück (Feldstück): Hausstucker (Ackername?).

Stutz = Abhang: Schwabenstutz (Grenzhöhe des Breisgaus gegen Schwabenland, dabei der Schwabhof).

Tal: Alten-, Bogen-, Bur-, Burg- und Bürg-, Ehren-, Hirs-, Kilch-, Kirchen-, Krieger-, Schelmen-, Schwaben-, im Sprengen- (zu *spring* Quelle), Weilertal.

Teich: Hartheimer, Schwabenteich.

Teil: Hauserteil.

Tor: Burg-, Heiden-, Schelme-, Valletor, Veltern.

Turm bei Neidingen.

Wald: Bann-, Boden-, Burg-, Bürken- (= Birken-), Haintal-, Hasel-, Lehr- (zu *lēwer* Hügel, dort Grabhügel), im Michelen (= groß) W., Platten-, Schlosswald; Burgwäldchen, Schatzwäldle (mit Münzfunden).

Wang in Herlange aus Herinwangen?

Wann in Gewann: Burg-, Heu-, Hochgewann.

Wat = seichte Stelle, Furt: Seewadel; auch Hartwette und vielleicht Quettich aus Ge-wettich.

Weg: der alte, an dem alten, Burg-, Diet-, Franken-, Hart-, Härt, Her-, Heer-, Herd-, Heren-, Herr-, Herren-, Heart-, Hert-, Hertt-, (uf dem) Ho-, Hô-, Hor-, Hör-, hohe, Höllen-, Hôu(wen)-, Kirch-, Mauren-, der Pfaffen-, Renn-, Richt-, Schwaben-, Stein-, Steine-, zu dem steinin, der steinechte, an dem gesteinotten, Sträßle-, Swobe-, Wagen-, Weiher-, Weiler-, Zieglerweg; Hünerwegle; Herweck, Altwig = Herdweg. Vielfach R.

Weiher: Schlössle-, Spitalweiher, nebent dem haidischen weyer; wierle.

Weil: Toubenwil, Oberwihl, Hochwyhl.

Weiler (R): Breiten-, Frau-, Fron-, Oberer, Öden- und Etten-, Sternweiler; Oberer Wyhler, das wyler daz man heißet Zelle.

Werd: Bannwörd, Welschwört.

Wiese: Badstuben-, Burg-, Heiden-, Hoch-, Hof-, Hühner-, Kappel-, Kreuz- (R), Mauer- (R), Scharten-, Schelmyn-, Schloss-, Schwaben-, Stein-, Ziegelwiese; Hertwyse.

Winkel: Issinger, Schelmenwinkel.

Wüst: im Wüst (bei Lohrbach); Wüstung.

Zelge: Zelg zum Bild, Zelg Husental, Schanzzelge.

Zelle: Mönchzellen.

Ziel (= Grenze oder Busch) im Römerziel bei Friedingen.

Nach dem Vorwort ist die Aufnahme von Worterklärungen auf das allernötigste beschränkt worden. Es ist sogar in Erwägung gezogen worden, ob sie nicht ganz zu beseitigen seien; nur mit Rücksicht auf die erste Auflage wurden die, „welche Anspruch auf einige Zuverlässigkeit machen konnten“, beibehalten. Die Vorschläge freilich, die seinerzeit von Wolfram-Reimer für die Herstellung historischer Ortsverzeichnisse gemacht wurden (s. Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. deutsch. Gesch.-

Ver. 1900 S. 179) verlangen ausdrücklich: Ein Erklärungsversuch des Namens soll nicht gegeben werden. Und doch begrüßen wir es, dass der Verfasser hieran sich nicht gehalten hat. Der Namenkenner wie der Unkundige werden dafür dankbar sein dürfen: erfahren sie doch dadurch soviel wenigstens, wie bisher von verschiedenen Forschern die Namen gedeutet wurden und das ist für jetzt und später gleich wertvoll. Eine brauchbare Zusammenstellung der wichtigeren Namenerklärungen hat Otto Heilig in seinen „Ortsnamen des Grossherzogtums Baden“ (Karlsruhe 1906) geliefert, die aber leider nur eine Auswahl trifft. Es liegt daher die Versuchung nahe, auf Grund von Kriegers Angaben

Badische Ortsnamen

in größerem Umfang noch hier zu behandeln. Und zwar sollen es in der Hauptsache solche sein, über die ein Deutungsversuch mir bisher noch nicht bekannt geworden, zum geringen Teil mögen abweichende Ansichten über bereits behandelte begründet werden. Der bequemeren Übersichtlichkeit halber sei die Abc-Folge beibehalten. Von urkundlichen Formen ist jeweils die angeführt, welche neben möglichst hohem Alter auch auf Verlässigkeit Anspruch machen darf. Die Zahl bedeutet das Jahrhundert.

Absetze ist Bezeichnung für eine Haltestelle an einer Bergstraße (im Allgäu z. B. noch lebendig).

Aitern: Eitra, wie Aiternbach und Aitrach, Eitaraha zu *eiter* die Brennessel; vgl. Eitrawang> Aitrang = Nesselwang.

Alle(n)winden ist eine öfter vorkommende Bezeichnung für Plätze, die den Winden stark ausgesetzt sind.

Alschweier: Algeswilre 13. und zweimal Alreswilere 14., also wol Algeres- <Adalgereswilare.

Ansätze, auf der —, zu ansetzen = vorspannen, also Vorspannstelle.

Arlen: Arola 11. ist sicher nur Mönchslatein für die volksübliche Form Arlə, das ebensogut auf Arlon (D. pl.) wie auf Arlach zurückgehen kann.

Atdorf: Abedorf 14. aus Abindorf zum PN. Abo.

Bärenweiler: sicher zu PN. Bero, während bei den andern ähnlichen eher der Bär in Betracht kommt.

Bayen: Payen 16. = Baiə < Baiach SN. zu Bai = Riedgras.

Babstatt: Babestat schon 10., zu Babo, aber nur über Babisstat.

Beigern: so schon alt, Volksname = bei den Bayern.

Bergeschingen: Das ingen erscheint freilich erst im Jahre 1499, wenn Eskingen 1150 bei Neugart zweifelhaft ist. Wie aber den Formen Eschinun das Adj. eschin = eschenhölzern zu Grunde liegen soll, was aus Alem. 22, 188 herübergenommen ist, das ist schwer zu verstehen. Was soll: „bei den Eschenhölzernen“ heißen?

Bickenreute hat nach den ältesten Beurkundungen des 13. Jh. einen Buggo zum Namengeber.

Biderich = 14. zu ahd. *butirih* der Schlauch, also etwa Enge, Schlucht; dahin wol auch der Biederbach = Biderichbach, was besonders für den oberen Teil des Tals sehr gut passt.

Bierhelderhof ze Berhelden 15. = an der Beerenhalde.

Bisten: vielleicht zu Biste = die Klette.

Böllen: Belna 14. also aus Bellenach zu *belle* die Pappel.

Börskritt: Beringers gerüte 14. = Beringers Gereut.

Branfeld: Branfelde 8. zu *brand* oder *brame* Brombeere.

Branßbach = 14. zu PN. Brando.

Brünnensbach: Brünispach 14. zu PN. Bruno wie

Brunnhausen: Brůneshuse 13.

Bruderbach: Brůgelbach 15. zu ahd. *brugil* der Brühl. Was soll der Prügel-Bach?

Büchenau: seit 13. bis 16. stets Bůchelnawe, also unmöglich zu bühel, sondern zum PN. Buchilo.

Buggensegel s. Ullisegel.

Butschbach: Buspach 14. und 1476 Bůstbach, also am wahrscheinlichsten zu *buost* der Bast.

Darsbach: Dagrisbach 11. zum PN. Dagheri.

Degelbach: Tegelbach 15. also von *tegel* Lehm.

Dippach: Dyp-, Dietbach 14. Da diet keinen guten Sinn gibt bei einem Bach, eher aus Dietin- entstanden.

Disselmut: die ehemalige Erzgrube legt den Gedanken an Zusammenhang mit dem Bergmannsausdruck muten nahe; der 1. Teil wäre dann PN.

Dornenmühle: zu Dorna 16., also Dornə aus Dornach.

Durlach: Durlah(e) 13. Ältere Formen fehlen leider, Durlaich stammt aus einer späteren Chronik. Sicher aus Durnach dissimiliert, das entweder auf *durnin* (zu Dorn) oder *durr(in)* wasserarm zurückgeht. Keltisch durum halte ich für ausgeschlossen. Mischbildungen mit dem als Grundwort erscheinenden durum sind kaum nachzuweisen. Bei Durlach überdies noch ein Dürrbach.

Dürrenhof wie Dürrheim sind meines Erachtens = Hof, Heim an der Dürre, da man ein Wohnheim nicht wol als dürr bezeichnen kann.

Egelbach und Egelsee gibt es allenthalben so viele, dass nur der Blutegel und kein Eicolt als namengebend in Betracht kommen kann.

Einach zu Ago wie der Einbach (Wolfach); dagegen das Dorf

Einbach (Buchen): Yenbach 14. zu *jenen* jenseits.

Eisensprung am Yssensprung 16. < Isnesprung = Ursprung der Isina, Eisenach.

Elchesheim: Elchisheim 12., jedenfalls zum PN. Elacho (Fm^{2} II, 74); was soll denn auch ein Heim eines Elentiers für einen Sinn haben?

Ellenfürst = Elendfirst d. i. Kamm im Elend = Grenzgebiet, daher auch am „Scheidgraben“ gelegen.

Eschach (Bonndorf) ist nach den ältesten Formen ein Heimort, dessen Aussprache Eschə erst später durch a, en und ach wiedergegeben wurde, also ach keineswegs = Wasser.

Eschelbronn: Aschinbrunen (zu 8.) wie Eschenbünd und -first zum Eschenbaum.

Eselmühle von der Lage an der Eselsteige, wo die Esel das Getreide zur Mühle bringen.

Espan (ohne Beleg) ist Weideland für Sonderberechtigte.

Federbach: benannt nach der Pfetermuln 1313 zu *pheter* die Steinschleudermaschine, also wol eine ähnlich gebaute Steinmühle.

Flaunser (Bergname), dazu entweder Berg zu ergänzen oder < Flau^{n}sə (zu 12. Flansen) < *zen phlanzen* = bei den Setzlingen, Pflanzungen.

Flehingen vor 10. stets Flanicheim u. ä., als ingen-Ort erst von 991 ab; also aus Flaninc-heim zu PN. Flan(bert) Fm^{2} II, 510.

Gerlisberg: Gerolsberg 14. zu Gerolt oder Gerolf.

Geschächtrig SN. zu mhd. *schacht* = *schache* einzelnes Waldstück, also Ort, wo mehrere solche sind.

Geseß zu *gisâzi*, vgl. Bd. II, 259: ein wylerle, hat 4 hußgeseß; wie Ödengesäß.

Goldscheuer: erster Teil mhd. *galt*, wie in der Galtalpe: für Galtvieh bestimmt.

Grasingisgeruti zum PN. Hrasing.

Großrinderfeld hat stets Formen mit Rinder; wie soll also ein PN. Rindo darin stecken können? Warum nicht zu Rind?

Grumpen und Grumpenbächle zu *krumb*, ersteres < Grumbə = Krumbach.

Grunern seit 12. Gruonre, Gruoner, Gruonren; in allen Formen uo, also ein PN. wie Griuli ausgeschlossen; mit *hruore* ist das n vor dem r nicht erklärt. Der erste Teil sicher *gruon* = grün, der 2. wol mhd. *ern* der Boden, also = am grünen Boden, vgl. Hännern < Henere.

Haberg: Hagenberg 16. also zu *hagen*.

Hainsbach: Heiminisbach 11. zu PN. Heimin.

Hausen (Engen) Atrahusen, Husen an der Aytra 14., an einer Aitrach (s. o.) gelegen.

Hecheln: Håchlen 15. = bei den Flachshecheln.

Heilsberg: Hailsperg 14. zu Heilo, was ja freilich Kürzung zu Heilwig u. ä. sein kann.

Heiscinbach 1125 aus Heiwskinbach zu ahd. *hîwisk* die Hausgenossenschaft und das einer solchen zugehörige Land, also der Bach daran.

Henschenberg: Hentschenberg 14. aus Hanzin- zu PN. Haginzo.

Heudorf (2); wegen der Gleichheit der alten Formen für Heu und Hau kann die Lautlehre nicht sicher entscheiden, doch verdient Dorf im Hau = Schlag den Vorzug.

Hilsbach (bei Offenburg und Villingen) Hülspach, meist mit u, also wie

Hillerberg: Hülisperg zu *hulis* Stechpalme: Bach mit Stacheldickicht, im Gegensatz zu der gleichnamigen Stadt, die auf einen PN. zurückgeht.

Himmelreich ist viermal vertreten. Es ist sonst Bezeichnung für frei- und hochgelegene Orte. Ob das wol hier auch zutrifft?

Hoffenheim stets Hova- und Hofheim, kann also nicht von einem PN. Hofo kommen, sondern gehört zu hof.

Höllstein: Holin- oder Hôlinstein, stets mit o-Laut, darum zu hol oder höle (vgl. den Höhlenstein bei Hüfingen) und nicht zu *hâli* (glatt). Dazu

Höllwangen: Helvanc 1301 = an der glatten, schlüpfrigen Wang.

Hugstetten nur mit u beurkundet, nie mit ou, also nicht zu *hou*, sondern = Hugis- stat (PN).

Humpelsberg: Hupoltsperch 14; die jetzige Form mit der alten zusammen weist auf Humbold, während sonst Hugbold näher läge.

Hundweiler zu PN. Hunto, nicht Hungo, wie infolge eines Druckfehlers zu lesen.

Hunsel urkundlich leider nur einmal 16., vermutlich aus (im) hohun sal.

Ibach (2 Orte) wie Ibich S.-N. zu îba, im Gegensatz zum Bach Ib-ach.

Ippichen: Gipechen u. ä. 13., also < Gibichheim < Gibichenheim (P.-N.).

Kaltenherberg (2), Wirtshäuser, in denen keine warmen Speisen verabreicht werden? Auch anderwärts.

Kameren: ze den K. (Zimmern), vgl. Kemenaten.

Ketsch: Kez 12., Keczsche 13. zu *kezzî* Kessel, kann darum erst recht mit bayerischem Kötz gleich sein, ist aber deutsch. Vgl. Kess-ach und Kesselbach.

Kibbad hat seinen Namen vom Kib- oder Küpfelsen und dieser von mhd. *kippe* Sichel, also gebogen.

Kiesenbach: Kiesenbach 13., eher als zu Cuzo zu ahd. *kussi* das Austreten über das Ufer, Überschwemmung.

Kinzhurst aus Kienets- oder Kienetenhurst, von *kienet S.-N.* zu *kien* Fichte.

Kirnburg mag an einer Kirnach liegen, doch steht das nicht im Namen, der nur Berg an der Mühle bedeutet.

Kolbnau: Kolbenouwe 14. ist eher eine Au, an der Rohrkolben wachsen.

Königheim: Kennincheim seit 12. zu PN. Kanto Fm ^{2}. II 594.

Kraienstein: zu *kraie* Auslug, Signal s. ob. Krähe.

Kreizenau: Krezenouwe 14. zur Kresse, die auch im Kressenberg und Kressenbrunnen enthalten ist.

Krensheim ist kein echter heim-Ort; heim erscheint erst im 16. und soll das ə in den seit 12. begegnenden Formen

Crantse, Crense; wiedergeben. Es ist also nichts anderes als Grenze: dieses slavische Wort begegnet freilich nach Kluge erst seit 13., aber warum soll es nicht in den zahlreichen, gerade in jener Gegend schon um 1000 entstandenen wendischen Siedelungen gebraucht und in die deutsche Bevölkerung gedrungen sein?

Kriesloch: Griesloch 16. Wald im Gries, Sand.

Kutzmühle: vielleicht zu (schweiz.) chuz = Hochwarte.

Laberhof: Labirn 12. kann nicht zu *hlêo* gehören, sondern zu dem damit stammes- und bedeutungsgleichen *lêwir*.

Landsehr: Lantserre 14. zu mhd. *serre* die Sperre, weist auf eine alte sogenannte Landhege, die als Grenzbefestigung diente.

Langert: Langenger 14. Wäre *ger* das Grundwort, so müsste es gern lauten; die alte Form im Zusammenhalt mit der jetzigen lässt auf Lang(en) -egert schließen.

Lauben, im Schwäbischen öfters (Loubun) zu *louba* Hütte, Speicher (Dat. Mehrz.).

Lauda: Ludin 12. Dass ein elliptischer Rodename ausgeschlossen ist, weil er im weiten Umkreis vereinsamt wäre, habe ich schon Alem. 26, 287 nachgewiesen, wo auch bemerkt ist, dass eine Zurückführung auf *zu den liuten* lautlich nicht befriedigt; überdies wäre das gar zu nichtssagend. Nach den urkundlichen Belegen muss ein û oder uo zu Grunde liegen. Und somit kann nur mhd. *luot*, md. *lût* die Schar, Volksmenge in Betracht kommen, falls nicht das mir sonst unbekannte Lude = tiefe Wasserstelle bei Buck 167 als bezeichnender vorgezogen werden will. Dazu würde auch der Laudenberg zu stellen sein.

Leidenharterhof: Liden- und Leydenhart 15. und 16. zu *lîte* Abhang, also Wald an der Leite.

Leinegg: die Formen weisen auf Lewonegge. Man vgl. Leonegg und den bekannten Familiennamen Löweneck; also zum PN. Leonhard, ähnlich gebildet wie Liebeneck. Doch gibt es auch Löwen- und Falkenstein und -eck, die nach dem Wappentier des Schlossherrn so benannt sind.

Leiwiesen: Lobis 15. = Wiese am Loh; augenscheinlich schon frühe nicht mehr verstanden und darum einigemal stark verstümmelt, besonders durch Nasalierung des i.

Lercheuberg, -kopf und loch zum Lärchenbaum.

Letze ist ein Verhau an einer Landwehre.

Leutschenbach: dazu stimmt lautlich am besten schweizerisch Lötschi, Lütschi = Schlamm; doch könnte noch an Lotsche = Vertiefung im Boden, Gumpen (s. Schweiz. Idiot.) gedacht werden.

Liehenbach wie Liemberg (Liennberg 16.) zu *lihe* das Wildschwein; dagegen passt bei

Lienheim dieses Bestimmungswort nicht wol, besser der PN. Lio, dessen fem. Lia bei Fm.[2] I 1054 steht, oder mhd. *lie(we)* die Hütte, Laube.

Lierbach: das darin steckende lier mit Buck = *slier* anzusetzen möchte ich sehr Bedenken tragen; ein Wort *lier* = Schmutz, Sumpf bietet Arnold, Ans. u. W. 126.

Lilach: dabei wäre auf Liel < Lielahe zu verweisen; hier haben wir aber einen SN., während bei Liel offenbar eine Ache gemeint ist.

Linz, das im 13. immer noch Linzen und Linze heisst, möchte ich als aus Linzheim entstanden erklären, also Heim an der Linz.

Litzelstalerhof: Luzinstal und Lützelstal kann nicht zu *lützel* klein gehören, es müsste denn ein stal und kein tal sein, sondern zum PN. Luzin oder Luzilo.

Litzlung (an und uf der Lützelung 16.). Seine Lage wie ein Vergleich mit den Formen Langenung und Widenung machen es unzweifelhaft, dass es = Lützel-tung ist. Die PN. auf tung (ich zähle deren 14: Buch-, Bür-, Dagemars-, Halbers-, Har-, Kar-, Kumers-, Langen-, Leibers-, Litzel-, Rus-, Schif-, Weiten- und Wistung) liegen bis aut das dritte alle so auffallend um Sinzheim zu einem Haufen gruppiert, dass es mit ihnen eine besondere Bewandtnis haben muss. Da das Wort *tunc (donc)* in dem Sinne von Hügel doch wahrscheinlich in Niederdeutschland beheimatet ist und der älteste der *tung*-Orte schon im 9. erscheint, liegt die Vermutung nahe, sie seien niederdeutschen Ursprungs, etwa Sachsenkolonien aus Karls des Großen Zeit.

Lörrach, mit und ohne Umlaut beurkundet, ist SN. zu *lor* oder *lören*, das steinigen Boden, Geschiebe bezeichnet (s. Schweiz. Idiot.).

Löwen: zu den Löwen 15. < *lêwin* = bei den Hügeln.

Luchle: Lüchlin 17. = Löhlin, kleines Loh.

Lüdiwanke = wanc des Ludo.

Maisbach: Musebach 13., stets mit u, also zu mûs = Mäusebach, worunter natürlich die Scher- oder Wassermaus zu verstehen, während

Maisenbach < Maisəbach < Meisachbach = Bach am Holzschlag ist.

Malaien: Malaigen 13. aus *mahal-aügjun* „bei den Mal-Auen".

Malezreute: Malatzreütti 16. < Ma(da)lhartsreutin.

Malsch (bei Ettlingen) im 11. Malska (latinis.) und Malsche mit stark abgeschliffenem Grundwort aus mahal und mhd. *schîe*, also Umzäunung, Grenze der Gerichtsstätte.

Malsch (bei Wiesloch), ähnlich dem vorigen verkürzt, doch falls die Form des cod. Laur. zu 783 Malscure verlässig ist, mit *scura* = Scheuer als Grundwort.

Mappach: Madebach 9. ist ohne Beugungsendung im ersten Teil, also nicht zum PN. Mado, sondern zu *mâd* die Mahd, das Heu.

Markholben, so schon 15. aus Mark und *hulwe* = wässerige Mulde.

Märkt hat offensichtlich eine doppelte Benennung: eine alte (nach einem Bach?) Matra 12., die vordeutsch sein mag, und eine, die erst im 13. erscheint: Merget, als der Ort vermutlich Marktrecht bekam. Bis ins 15. sind beide Namen noch nebeneinander üblich.

Marstatt: Morstat 11. Ein PN. steckt darinnen; ob aber Maro oder Moro ist zweifelhaft, eher der letztere.

Mauchen. Die drei Orte dieses Namens sind seit dem 12. in lautlich so ähnlichen Formen überliefert (meist Muchein u. ä.), dass sie auf gleichen Ursprung schließen lassen. Die angeführten Erklärungen befriedigen wenig: ein Heim an einem zu diesem Zweck erfundenen Fluss Muche noch weniger als ein Heim von Räubern *(mûhheo)*; denn solche sucht man viel mehr abseits der Heerstraße. Drei Muchenbäche sind auch höchst unwahrscheinlich, drei Räuberorte noch eher denkbar. Aber solche nannte man nie heim. Wären es heim-Orte, so steckte wol im ersten Teil ein PN. Allein es gibt keinen, der sich fügt; überdies sehen die Formen allesamt aus, als ob heim dabei eine Rolle spielte, ohne dass es in gewöhnlicher Art das Grundwort wäre; ich vermute daher einen Flurnamen, bei dem

häufigeres Vorkommen natürlich ist: Die Urform mag (ze den) mûchheimin = „bei den (lauernden, Stamm wie mûhheo) Heimchen“ gelautet haben, bezeichnet also einen Ort, da es viele Grillen gibt.

Maulburg. Die erste Beurkundung als Murperch (8.), die der nächsten um fast ein halbes Jahrtausend voraus ist, das Fehlen jeglicher Spur von Umlaut in den vielen Beurkundungen bis ins 16., der heutige Diphthong au und die Mauerhalde als Flurname dort, schließen Mühlberg aus und gestatten nur die Erklärung Mauerberg.

Meißenheim: Missenheim 13. muss nach den alten und der jetzigen Form zu schließen auf einen PN. Mîso zurückgehen, der vielleicht zu *mîdan* meiden, schonen zu stellen ist (Misa bei Fm² I 1126).

Messkirch. Diese Bezeichnung kenne ich als Gegensatz zur Predigtkirche. Ob sie freilich vor allem im Volk weiter verbreitet ist und ob sie schon im 12. üblich gewesen, kann ich nicht entscheiden. Ein PN. Messo ist nicht wahrscheinlich, um so weniger, als auch die von Buck angegebenen alten Formen unrichtig sind.

Mettenberg: Mettinberg 13. ist einer, auf dem eine mettine, eine Frühmesse abgehalten wird. Dagegen

Mettenzarten ist das mittlere Zarten, zwischen dem einfachen und Kirchzarten gelegen. So ist sicher auch

Mettma (Mettema 12.) als aus *zer mettemen aha* „am mittleren Bach“ entstanden zu erklären, wenn auch vielleicht hier die Beziehung nicht mehr so ohne weiteres festzustellen ist. Wie sollte auch das kleine Nebenbächlein einen vordeutschen Namen haben, wenn der Hauptbach, die Schlücht, einen deutschen hat? Vgl. übrigens Mettnau, Mettenbuch und Mittelbach.

Michelbach ist richtig zu *michel* groß zu stellen samt seinen fünf Namensvettern. Aber auch die andern mit Michel gebildeten Namen gehören nach Ausweis ihrer Formen dazu ausser dem Michelebauern, dem Michelshaus und -hof.

Mindelsee. Der Bodensee deutsch, der Mindelsee vordeutsch! Wie kann man denn ein zwischen den zwei Armen des großen Sees gelegenes Seelein besser und deutlicher bezeichnen als mit Minder-see = der kleinere See. Die Dissimilation r > l s. bei Maulburg.

Minseln: Minsilido 8., später Minselden = bei der Sölde, Bauernhütte des Mino (Fm[2] I 1125).

Moggerenmühle: ze Mogern 15. < mor-geren, d. i. an dem Gehren, auf welchem Möhren wachsen.

Mollenkopf: zu mhd. *molle* Molch, Eidechse, also Berg mit Mollen.

Molzau: Mols- und Mollesow 14. und 15. zu PN. Mollo.

Mörsch: Meriske 10., später Mersche, vielleicht aus maerihskîe zu ahd. *marah*, *marih* Pferd und *skîc* Zaun, also Einzäunung, Hegeplatz für Pferde; vgl. Stuttgart und oben Malsch.

Mösbach. Die älteste Form Mestbach 14. weist den Weg zu *mist* Schmutz, Unrat.

Muckensturm halte auch ich im Hinblick auf die übrigen Orts- und Flurnamen mit Mucken- für einen Mückenflugort. Wäre wirklich turn das Grundwort, so könnte der bestimmende PN. nur Muchini, nicht Mucco sein. Ein keltisches durum eines deutschen Mucco ist natürlich völlig abzulehnen.

Mudau, 13. und 14. stets als Bachname Můdaha und ähnlich überliefert, gehört zu *muode* matt, träge. Dissimilation von Wůdach ist kaum anzunehmen.

Mulpenbühl: ohne alte F., ist vielleicht aus moltwerf-bühl (Maulwurfhügel) entstanden.

Mutterslehen: des Muters len 14. zu PN. Muother.

Mutzenbrunn: Moczinbronne 14., also PN. Mozo.

Nächstenbach (in der) Nestenbach 14., Nensten- (für Nehsten-?) ist zu verstehen wie heute: am nächstliegenden Bach; mhd. Superl. *nêst*.

Neckargerach, ursprünglich nur Geraha, ein kleines Bächlein, das also sehr wol die Ach am Gehr(n), am Zwickel (etwa da, wo sie in den Neckar mündet) genannt werden konnte.

Nesselloch: Nessenloch 16. = am nassen Loh.

Neumagen: Bach, ist erst seit 13. glaubhaft beurkundet, und zwar als fons Nümage; trotz seiner keltischen Scheinverwandten dünkt mir deutsche Ableitung natürlicher; aus *(am) niuwen wage* (= am frischen, ständig fließenden Wasser) musste obige Form werden.

Nüstenbach: Nůsten- und Nůnstenbach 15. aus niuwen Steinbach?

Obertsrot ist seit 15. eigentümlicherweise zů Obern zů Rode, Oberzenrode u. ä. geschrieben, so dass man sieht, die Schreiber wussten mit dem gehörten Wort nichts Rechtes anzufangen. Oberen zů Rod als = bei der obern Rodung zu erklären ist m. E. unzulässig, da eine solche Stellung des Adjektivattributs nicht üblich und die vorne stehende erste Präposition dann keinen Sinn hat. Wie in den meisten Rodenamen steckt auch hierin ein PN., und zwar Otbert > Obert; Obertsrode sprach man mit Svarabhakti vor rode (vgl. berief < Brief) Obertsərode und diesen Laut versuchten die Schreiber jeder auf andere Art wiederzugeben.

Ödenbach: Ötenbach 15. zu Otto.

Offenbach im Woffenbach 16. zu Woffo = Wolfo. Der Anlaut wurde wie öfters zu m (wir > mir) und dieses als zur Präposition gehörig aufgefasst.

Pfeffnang, schon 15. so, aus Pfaffinwang.

Pfingstberg: an dem Flinßberg 15., also Berg am oder aus Flins(stein).

Pfränglemühle und Pfrengleshof zu mhd. *phrenge* die Einengung, also wol an einer Einschnürung eines Wasserlaufs gelegen.

Plättig: das Bletych 16., ist SN. zu Platte, sei es im Sinne einer abgeholzten Stelle oder einer flachen Anhöhe; dazu auch die Plattenhöfe uf der (den) Blatten 15.

Prechtal: Gebreche, Gebraech(t) 14. und 15. Besser als an einen gebrochenen Wald schiene mir an einen SN. zu *brache* (auch *bracht*) das Brachland zu denken.

Prinschbach (Brünsbach 14.) und die zwei Prinzbäche gehen auf Bruno zurück und der bei Lahr (Brunsebach 13.) genauer auf die nach Steub angeblich „wegen Kakophonie“ gemiedene Verkleinerung Brunzo.

Querbach: Querchbach 15. kann nicht wol das Adj. *querch* enthalten — was soll ein quer laufender Bach sein? — sondern zu *querca* Gurkel, Winkel, also Bach an oder mit winkelartiger Biegung.

Raitbach und Raitenbuch, die beide auf Reitinbůch zurückgehen, können, da sie auch sonst gar oft begegnen, unmöglich einen PN. zum Bestimmwort haben, sondern sind „Buchwald an der Reite“, d. h. an einem abgeschlossenen Gebiet (vgl. Hofreite).

Rappeneck, -grund, -haus, -hof, -loch, -stein gehören am wahrscheinlichsten zum Vogel Rabe (ma. Rapp).

Raumünzach. Dafür will mir romanische Ableitung nicht gefallen, weil ein SN. von Minze = Ort, wo viele M. wächst, näher liegt.

Raußmühle: Rußmûlen 15. zu *ruzen* rauschen.

Reckenberg: 1514 Rôkenberg aus Rokin-, Berg, wo Roggen gedeiht oder des Roko?

Reinhardsachsen. Von einem „Gesäß des Reinhard“ kann nicht gut die Rede sein; die Mehrzahlform sassen wiese eher auf *sâzo* der Siedler. Allein die Beurkundungen lauten bestimmt auf Sachsen, worauf auch noch der Sachsenbuckel dort zeigt. Wie z. B. Meinhardswinden die unter einem (Franken) Meinhard angesiedelten Wenden bedeutet, so R. die unter dem Reinhard stehenden Sachsen.

Reinstetten: Rinstetten 14. Dazu stimmt lautlich weder Rain noch Regino, sondern nur Rîhen- aus *rîhe* die Rinne.

Reuental: Rüwendal 14. Die Reue, *riuwe*, der Schmerz, passt lautlich zwar völlig, aber was soll ein solch sentimentaler Name zu so früher Zeit? Oder ist er klösterlichen Ursprungs? Ein im Allgäu häufiges Räue, im 17. rewe geschrieben, das sumpfiges Ödland bezeichnet, scheint mir besser.

Rheintal, stets mit î und doch weder am Rhein noch in einem dorthin sich öffnenden Tal. Ein Bach Rhein ist unwahrscheinlich. Sollten die Nonnen, weil sie etwa vom Rhein kamen, das kleine Tal danach benannt haben? Oder gab es dort rîn-anken = Renken? Oder wie Reinstetten?

Rhena heißt vom 12. ab mit unwesentlichen Abweichungen stets Rehinouwe; eine Au mit Rehen müsste, da *rêh* sächlich ist, Rehouwe heißen. Ich kenne ein mundartliches Adj. reh, rech, das ausgedörrt, trocken bedeutet (besonders auf angeschnittenes, der Luft ausgesetztes Brot angewendet) und das hier guten Sinn gibt: an der trockenen Au.

Riegel bei Bühl ist sicher und das bei Emmendingen wahrscheinlich nichts anderes als ahd. *rigil* im Sinn von Sperre (an einer Grenze) wie *grindel* in Gründelbuch.

Rießhof vom Rise 15. Ohne Kenntnis der jetzigen Aussprache ist schwer zu entscheiden, ob *rîs* das Reis oder *riss* der frisch aufgerissene Boden gemeint ist. Den verschiedenen y und dem heutigen ie nach zu schließen wol das erstere.

Rinken; die Formen Rincun u. ä. für den Hof bei Oberkirch stimmen zu *rinc* abgegrenzter Bezirk, Platz.

Rittenweier: Rudwiler 15. < Rudinwiler zu Rudo.

Rittnert: Rutenhart 1404 betrachte ich lieber als einen Wald, in dem man Ruten oder Rüten schneidet.

Rockenau: Raggen- und Rockenowe 14. zu Raggo.

Rodeck = Eck am Rod, an der Rodung.

Rohmbach: Ulvina in loco qui dicitur Ulvanowa zu 8: *ulve* die Alge, also Ulvina(ha) der Bach mit Algen und ebenso die dort liegende Au.

Rombach: Ronnbach 15. zu *ron(ach)* gefallene Baumstämme, Windwurf.

Rot (bei Sauldorf): Rode hat keinen Bach, von dem es benannt sein könnte, sondern liegt auf einsamer Höhe, wo nur von Rodung die Rede sein kann; so auch sicher bei den Rot im Offenburger, Wieslocher und Pforzheimer Bezirk.

Rotsel: die urkundlichen Formen gewähren nicht genügend Aufschluss, ob *sal* oder *sol* Grundwort ist, wahrscheinlich letzteres, so dass es = Rotzel ist.

Rührberg: Rûrberg 15. zu *ruore* die Wildspur.

Rumpfen: Rumphenheim 13. von Rumpho < Rumfried.

Rüßwihl: Rûswil 13. aus Ruozinwil zu Ruozo.

Saig < Seegge, Seige nicht zu *segge* Riedgras, das im Schwäbischen unbekannt ist, sondern zu *seige* Vertiefung mit Wasser.

Salmensbach schon 15. so, von Salman.

Sarach: Sarey 14., ey = au, das oft mit ach wechselt; der 1. Teil zu dem in der Schweiz häufigen *sar* Geschiebe, also Au beim (aus) Steingeschiebe.

Sasbachried und -walden heißt nicht „Sasbach im Ried" und „Sasbach der Walchen", sondern das „Ried am Sasbach" und „bei den Walchen am Sasbach" (vgl. Traunwalchen = die Walchen an der Traun).

Sattelbach, -bogen, -grund, -hof sind mit *satel* im figürlichen Sinn („Einsattelung") zusammengesetzt, und zwar ist -bach- bûch (Buchwald), -bogen die Vertiefung selbst wie -grund und der Hof heißt Satellegi von *lege* = Lagerplatz.

Säuhof auff der Seyen zu *sîhe* Wassertümpel.

Saumerhof: Somershof zu mhd. *soumaere* der Führer von Saumtieren.

Schabenhausen: Hiefür möchte ich die Baumannsche Erklärung sichern, die im 1. Teil einen PN. Scarbo vermutet. Dessen Rest steckt in der mit sic! bezeichneten zweitältesten seltsamen Form Zarbenhusen, die die Aussprache z'Scharbenhusen wiedergeben soll. Ein gering gerolltes oder Zäpfchen-r bewirkte die Schreibung Schaiben- und endlich Schabenhausen.

Schadebirndorf und Schadenlandeck. Unter Vorbehalt einer Richtigstellung durch eine augenblicklich nicht mögliche Aufklärung über die genaue Lage der Orte, möchte ich den ersten Teil trotz des alten d als zu Schatten gehörig bezeichnen (vgl. Schapbuch < Schatbůch, wo auch öfters d). Schatten gibt die Nordlage im Gegensatz zu dem einfachen Birndorf und Landeck an.

Schaffhausen: Hier ist auf Königsschaffhausen verwiesen, wo J. Meyers Abhandlung angeführt wird, in der der Name mit Recht als Schafhäuser erklärt ist (s. hier insbesondere die Formen mit Schauf-!). Daneben ist aber irrtümlicherweise die alte Deutung („am Röhricht") stehen geblieben.

Schallberg: Nach den Formen Shalkeberg und Schalgisperc liegt ein bald schwach bald stark gebeugter PN. Scalco zu Grunde.

Schambach, schon 13., zu *scam* kurz, klein (vgl. Schmalbach). Hierher wahrscheinlich auch

Schembach < Scaminbach, dagegen

Schempbach nach der Form Schôm- eher = Schönenbach =

Schobbach < Schonbach bei Freiburg.

Schielberg: Scuhelberc 13, zu *scuhin*, *schuhen* die Scheune (l < n).

Schienen: Scina 9., dann meist Schinun, vielleicht zu *schîne* Schein im Sinne von Ausblick. Der Schiener Berg liegt meines Wissens nördlich von Schienen.

Schiftung: aller Wahrscheinlichkeit nach von schiff, aber Tung für oder wie ein Schiff? Oder an einer Überfahrt?

Schildwende: Könnte *wende* = Umkehr nicht die umgekehrte Seite bedeuten? Dann wäre das Tal mit der Vertiefung eines Schilds verglichen.

Schindel: Schental 16. = im schönen Tal; vielleicht auch noch im Schindelbach und -bronn.

Schlatten in dem Slatten 14., sonach en = ə = ach; Schlattach ist SN. zu Schlatt.

Schlechtbach, Schleemühle und Schlehwald werden mit Recht zum Schlehdorn gestellt; aber Schlechtnau (Slechtloub 14.) will sich darein nicht fügen. Es gehört zu *sleht* im ursprünglichen Sinn von „eben“: an der schlechten Au. Die Formen mit loub sind Dissimilationen: Schlechtnouw > Schlechtloub.

Schliefebühl enthält im 1. Teil schliefig = lehmig, rutschig.

Schmiehbach und Schmiech (Schmiehen < Smiehah) gehört trotz Buck zu der Wasserente *smiehe*; der Name kommt öfter vor, weil eben auch der Vogel häufig ist. Wenn Buck sagt, die so genannten Bäche seien alle klein, ja warum sollen wieder gerade kleine Bäche vordeutsche Namen bekommen und behalten haben?

Schmieheim liegt am Schmiehbach und hat ganz natürlich davon seinen Namen.

Schollbrunn: Schalbrunnen 14. zu *schal* trübe, ebenso

Schöllenbach: Schelenbach 14.

Schrahöfe: Schragenhof 15. wie ein Schragen mit schrägen Hölzern gebaut?

Schrayen zu der Schreien < *schrege* Abschrägung, Schräghang oder Einzäunung mit schräg befestigten Pfählen.

Schriesheim: Scrizzesheim 8. „zu einem PN.“ Sollte der Scrizzo nicht ein umgestellter Scirzo sein zum Stamm *skir* bei Fm^2 I, 1308 (vgl. Kirse und Kriese)?

Schromühle < Schrotmüle, wo Getreide geschrotet wird.

Schüpf: Sciffa 807, zu *schiffen* übersetzen, also Ache mit der Überfahrt. Warum soll ein solches Bächlein gerade wieder vordeutsch sein? Ihr Zwilling Umpfen — sollte der nicht schon vor dem 16. sich beurkundet finden?

Schutter: Schuttera 11. zu Schotter = Steingeröll von Schutt und schütten. Davon alle mit Schutter zusammengesetzten ON.

Schwaben (Halbinsel am Rhein): Swabouva 11. Wegen des ständigen grundlosen Fehlens einer Beugungsendung wäre man versucht an den *swëp*, „Schweb“ zu denken, wie man heute noch das Mittelwasser in See und Fluss am Bodensee nennt; also Au, die bis an den Schweb reicht. Freilich fehlt auch bei andern offenbar mit Schwabe gebildeten ON. die Endung häufig.

Schwackenreute: Schwaigkrůti 15. = Gereute an der Schweige.

Schweigbrunnen: Sweinebrune 14. zu mhd. *swein* der Hirte.

Schweinenbach dagegen, Swinenbach 11. zu *swînen* schwinden (kaum zu *swîn* Schwein).

Sebenhausen schon 15. = Häuser ze den sêwun (an den Seen). Dort verschiedene Sumpfmoore.

Seckach: Seggaha 9. zu *sëge* Wasserbett, Einsenkung. Dazu auch Segenbach.

Seelgut: Selgůt 15. ist = freies Herrengut.

Seligental erscheint bald nach seiner Gründung 1236 teils als Selden- teils als Seligental und ist eine künstliche Schöpfung von Mönchen zu *saelde* und *sâlig*.

Sellhofen: Selhoffen 14. < Seld- zu Selde = Bauerngut.

Sennberg: Sengteberc 13. ist Berg am Senget = Gesenge, wo Wald gesengt wurde.

Sickenwald zum PN. Sicco.

Siebach: Sybach 16. von *sîge* wässerige Mulde.

Siedelbach: Sidellenbach 14.; eine Erklärung „zu *sidel* Sitz" sagt zu wenig; es ist der Bach, der von den Siedeln herkommt, wo also zuerst nur diese einzigen Wohnsitze waren.

Sieferspring: Syferspring 15. < Sife- d. i. Ursprung des sîfe, des Sumpfbachs.

Sierenmoos: Sürimos 14. aus sûrin mos „am sauern Moos", wo Sauergras wächst.

Simelse: Similesaha 10., Bach des Similo (Simo von Sigmar).

Simmelebühl < sinwellenbühl (= rund).

Sinsenbach: Sintzenbach 15. zu Sinzo wie Sinzenhofen.

Sippenesch: Syppenesch(ach) 15.; ob zu Sippo oder Sippe (?) ist nicht sicher zu entscheiden.

Stegenbruck: in den Stöcken 16., ist nach der alten Form ohne weiteres klar.

Steinenstatt: Stemaconstat 8., zweifellos verlesen oder verschrieben für steinacon-stat zum Adj. *steinac* „steinige Stätte".

Steinklingen erklärt sich von selbst bei Hinweis auf Klinge.

Sternenberg erst seit 17., und zwar ebenso; wahrscheinlich aus Steren- von *stêr* Widder oder Eber.

Stettfeld: Stete(n)velt 14. könnte wie Steppach zu *stad* Dammweg gehören, doch ist vielleicht *staete* im Sinn von gleichmäßig vorzuziehen.

Steurental: Stürental 14. zu ahd. *stiuri* groß (oder schön,

prächtig?) im Gegensatz zu einigen ganz kleinen Seitentälern des Eschbachs.

Streichenberg: Strichen- 14. Ob *strîch* im Sinn von Holzschlag gefasst werden kann, erscheint zweifelhaft; darum ist vielleicht eher an einen PN. Strîcho zu denken.

Strubenaich 14. von *strûb* struppig: Eichengestrüpp.

Strümpfelbrunn: Strumpilbron 14.; *strump(f)* ist der Baumstrunk, *strumpil* (wie *sturz-il*) SN. dazu = Stockach.

Suggental: Suckental 13. zu schwäb. sukke die Schweinsmutter, also Tal, in dem solche gehütet werden.

Suschet: Suszscheide 14.; der 2. Teil ist *scheide* = das, was scheidet; der 1. zweifelhaft, vielleicht von mhd. *sûse* Jagdhund?

Tairnbach: Deyrnbach 15. < Tegirnbach (vgl. Tegirnowe). Ein anderer ehemaliger Tegernbach (13.) heißt jetzt Dörnbach.

Taubach (Tau^{n}?): Tonnbach 15. Daran die Tombrücke, aus Ton(bach)brücke. Gehört zu *doenen* tönen (am Mühlwehr?).

Tiefenhäusern: Tiufherreshusun 9. PN.

Timos in Timoswald und -wiesen ist Dinmůs 14. aus *digen* trocken und *muos* Moos.

Tunau: Tůnowe 14. wie Tunsel: Tounsul enthalten augenscheinlich den gleichen Stamm als Bestimmungswort; wahrscheinlich ahd. *duna* Hügel, „Düne“. Vgl. Pfaff, Deutsche ON. S. 10.

Türrainhof im Tierrain 14. zu *tier* das Wild und Rain.

Übental: Ülendal 14. zu PN. Ulo < Udalo.

Überlingen — zu 613 Iburninga, 770 Iburinga, wovon die erstere Form nach der Entwicklung des Namens die richtige sein muss — ist nach Buck, Schr. Bodensee XI, 111 zu Ibur gestellt. Buck übersieht dabei das n, dessen regelrechten Übergang in l er doch eigens bespricht. Iburninga kann nur auf Iburini zurückgehen, der bei Fm^{2} I, 439 öfter nachgewiesen erscheint und = Eberwin ist.

Überschlag als Name zweier Mühlen (Überslage) weist auf eine Einrichtung zum oberschlächtigen Betrieb des Mühlrads.

Uhlbach: Wulpach 14. zu *wuol(-lache)* = Bach, in dem Tiere sich wühlen. Wegen des Anlauts vgl. Woultingen = Uoldingen.

Ullerst ze Müliers 14. Die Erklärung Baumanns, die ein roman. Wort mouliere, das Sumpfwiese bedeuten soll, zu Hilfe nimmt, kann nicht stimmen. Woher käme z. B. das s? Der Abfall des stets beurkundeten Anlauts m lässt auf regelmäßig vorangehenden Artikel schließen, wie dies auch die Form von 1424 zum (obern) M. zeigt. Somit läge ein ellipt. Rodename am nächsten. Allein ein solcher stünde wieder so vereinzelt, dass man kaum daran denken darf. Der Ort liegt an einem Bach; dies und die Formen weisen auf eine Mühle; mir gefiele am besten zem muliarzet = beim Mühlarzt. So wäre auch das t der heutigen Form erklärt. Der „Mühlarzt“ ist freilich erst im Simplicissimus nachgewiesen, mag aber wol um ein gut Stück älter sein.

Ullisegel: Ullinsegil 13. zu *sedal* = Sitz des Ullo, wie Buggensegel. Letzteres möchte Pfaff, Alem. 22, 189 lieber zu seige stellen; allein abgesehen davon, dass *seigel* dort eine ganz ungewöhnliche Verkleinerungsform wäre, wechselt in dem Namen schon anfangs 13. g und d, wie weithin (z. B. sogar für Wunsiedel, Einsiedel) auch heute noch sigl gesprochen wird.

Unterkessach: Chessaha 10. (12.) zu *kesse* = Kessel: die im kesselförmigen Tal fließende Ach.

Unterkrummen in dem (undern) Krumben 14. zu mhd. (der) *krumbe* die Krümmung.

Urloffen: Urlufheim 12. aus Urolfsheim, wobei die Beugungsendung der Häufung der Konsonanten weichen musste.

Ursenbach schon 15., zu PN. Urzo.

Velltürlin: Vellitürlin 13. ist ein Falltürlein an einer Landhege (hier Grafschaftsgrenze). S. die Abbildung eines solchen in den Deutschen Gauen VII, 190. Vgl. oben bei den Flurnamen unter Tor.

Vimbuch: Vintbouhc 12. Ein W als Anlaut findet sich nicht; nur die Windecke dort lässt die Möglichkeit zu, ein solches als ehedem vorhanden anzunehmen; dann wäre es vielleicht ein Ort, wo es stark „windet“ (etwa vom Bühler Tal heraus?).

Vohenloh 16. zu mhd. *vohe* der Fuchs.

Wagenschwand: Wachenswende 15. ist Schwende des Wacho und nicht eines Wachinc, eine Meinung, die offenbar durch die Formen Wachen-geswende veranlasst ist.

Wälde: Wäldin 13., alter Dat. = in den Wäldern. Die Bil-

dungen auf iu, u sind Reste des Instrumentals, der auch als Dativ verwendet wurde. Ebenso Wälden, dagegen

Waldenfels und -hausen zum PN. Walto.

Wehra: Werra(h) 11. enthält keine keltischen Laute: *werren* = zerstören, schaden, also ein „Bach, der viel schadet" (er ist auch groß genug und wird es wol selbst jetzt noch tun). So vielleicht auch die Werren mit Werrenmühle und -häusle bei Weingarten.

Weihbronn: Wihenbronnen 15. zu *wîh* heilig; vgl. Schöllbronn.

Weißenburg bei Weisweil gewiss zu *wîz* und nicht zu *wizzo*, von der Farbe des Steins, wie Weißenstein.

Welt, Neue, ist nicht seltene, im Schwäbischen und Altbayerischen vorkommende Benennung einer spät kultivierten Gegend.

Wespach: Weschbach 15., also in erster Linie zu *weschen* waschen.

Wiese: Wisa und Wise(n) 13. = Wisə ist eine einfache Wisach, wie der Wiesenbach eben auch.

Wieslet: Wiselat 12., vielleicht Sammelform zu Wiese, wie Birklet, Winklet, Nasset u. ä., also Gegend mit zahlreichen Wiesen.

Wildtal: Wulp- und Wülptal 13. von mhd. *wulpen* die Wölfin.

Willenzheim: Wilatshaim 16. vom PN. Wiland.

Windschläg: Windisleh 12. Die Erklärung „lê (Grabhügel) des Windo" ist an sich schon ziemlich unwahrscheinlich; außerdem macht es aber sowol die heutige Form wie die Beurkundungen vom 12. an, die meist auf h und ch endigen, soviel wie sicher, dass ein gutturaler Auslaut vorhanden war, was bei lê nicht der Fall sein könnte. Was aber dies leh (oder sleh?) bedeutet, muss einstweilen offen bleiben.

Wingerbach, so seit 17., im 14. Windach-. Dies ein SN. zu Winde (die Ackerwinde): Winda > Wingə > Winger; nd und ng wechseln öfter: Randen — Rangen, Swenden — Schwangen, Schiltwendi — Schiltwengy, Wendlingen — Wenglingen, Widiwand — Widiwank; ferner s. oben Gräffingen.

Winterhalden: Gegensatz zur Sommerhalde = Sonnenseite, vgl. die

Winterseite bei St. Blasien.

Wirbstein 15. zu mhd. *wirbe* der Wirbel, Strudel.

Wirrensegel: Wurisegel 13., seinen alten Formen nach eher zu *wuori* = Wasserdamm als zu PN. Wirro. Sonst vgl. die ebendort befindlichen Buggen- und Ullisegel.

Wislangen 14. aus Wisinwangen über Wisinangen; ob zu *wise* oder Wiso kann ich aber nicht entscheiden.

Witholz: Witteholz 13. zu ahd. *witu* Wald.

Wittental: Witental 14. zu *wît*: im weiten Tal.

Wolfhühl, alle drei zu *hülwe, hüel:* Sumpfmulde, in der sich Wölfe aufhalten.

Wolfristkopf: Bollevirst 13. zu *bol* Hügel und *first* Höhepunkt.

Wöllingen kann nach den echten alten Formen nur auf Wenilo und nicht auf Wello zurückgehen.

Würm am gleichnamigen Bach (sollte angegeben sein) ist kaum vordeutsch; leider aber erst seit 13. beurkundet (Wirme), darum nicht sicher zu erklären, vielleicht aus Wirbenach = die Wirbel-ach.

Zähringen, seit 1100 Zaringen. Warum hierin ein keltisch-romanischer Tarus oder ein unverschobener germanischer Name Taro angenommen wird, ist deswegen nicht recht einzusehen, weil ja die PN. Zaro und Zarald auch sonst nachgewiesen sind, wenn auch deren Erklärung Schwierigkeiten verursacht. Saro wäre dann möglich, wenn man sich den ON. aus z'Saringen entstanden denken will[1].

Zeilen, bis 1500 herein als Zila erscheinend, weist auf SN. Zilach (Buschwerk) zu *zîl* (also aus Zilə).

Zienken: Züinkon, Zûnchoven 13. und 14. muss auf dem Weg Züjinc- < Zuginchoven geworden sein, gehört also zu Zugo (Fm² I, 1675). Es heißt: „bei den Höfen der Zuginge“, der Sippe des Zugo; denn so sind die ON. auf inghoven und ingheim zweifellos aufzufassen. Ist eine Einzelperson mit einem patronymisch gebildeten Namen namengebend, so erscheint die Genitivendung wie in Hirczslingishoven, Hemmingisbach u. a.

Zwerisberg: der hof ze Weri(n)sperc 14. also zu Werino (s. bei Fm² I, 1540).

---

[1] Vgl. F. Pfaff, Volkskunde im Breisgau S. 18.

Der Name Sneweli.

Von **Fridrich Pfaff.**

Alemannia N. F. 5. (1904), 299—316 habe ich den Namen des an Ausbreitung und Besitz hervorragendsten Geschlechts des Freiburger Stadtadels erklärt als Übername, ähnlich wie Frost, Hagelstein, Kiesling, Nordwind, Regen, Schauer, Tagtau usw., gebildet als Verkleinerung des ahd. *snêo, snêwes.* Da diese Übernamen ihren Ursprung in persönlichen Eigenschaften, Erlebnissen und Erzählungen, Witzworten und Schwänken zu haben pflegen, konnte ich methodischerweise an die alte zuerst aus Konstanz belegte Schwabengeschichte vom Schneekind anknüpfen. Lautliche Verbindung mit dem gleichfalls als Namenwort erscheinenden mhd. *snabel* musste ich durchaus ablehnen. Wie aus meinen Anmerkungen hervorgeht, hat sich der verdienstvolle oberländische Geschichtschreiber Joseph Bader mehrfach mit den Snewelin beschäftigt. Es sei hier nachgetragen, dass auch Bader gerade den Namen der Snewelin behandelt hat, und zwar einesteils in aus lautlichen Gründen unbedingt abzulehnendem, anderntenteils in ähnlichem Sinne wie ich. Die geschichtlichen und sprachlichen Bemerkungen Josef Baders müssen wol mit Vorsicht aufgenommen werden, da sie so manches Mal weder genügend begründet noch allseitig überlegt und ausgereift erscheinen; jedoch wird man Baders Scharfsinn und seinem auf große Belesenheit gestützten Urteil doch gebührende Achtung nicht versagen dürfen. So mögen auch seine zu der 1858 unternommenen und 1862 in seiner Badenia abgedruckten lesenswerten und anregenden „Schwarzwald-

Wanderung" vorgetragenen Ansichten hier noch einmal mitgeteilt werden.

Bader stellt (Badenia II, 1862, S. 246) den alten Freiherren und Rittern die städtischen „Dienstmänner", die Patrizier gegenüber, welche „sie durch sparsame Wirtschaftlichkeit überflügelten und ihre wachsenden Geldverlegenheiten, ihre steigenden Missgeschicke erfolgreich zum eigenen Vorteil benützten" — Zwitternaturen, die mit dem Soldaten den Geschäfts- und Geldmann verbanden — Emporkömmlinge. „Ein solches Geschlecht nun waren die freiburgischen Ritter Schnewelin ... Diese Schnewelin sind eine merkwürdige Erscheinung. Sie vermehrten sich 'wie der Sand am Meere' und wuchsen so schnell zu den Rothschilds des Breisgaus heran, dass man versucht wird, hinter ihnen eine gemeinschaftliche Abstammung mit den Geldfürsten unserer Zeit zu vermuten. Ihr Familien-Namen wenigstens würde einer solchen Herkunft nicht widersprechen." Hierzu macht Bader die Anmerkung (S. 247, 13): „Schnewelin ist ein Übernamen, der entweder vom altd. *snabel, snavel (rostrum)* herkommt und *Schnäbelein* bedeutet, wie nach einer Urkunde von 1418 der *Schnabelin dictus de Ichenheim;* oder von *sneo, snew (nix),* in welchem Falle derselbe mit Schneemännlein zu geben wäre. Übrigens kommt er schon früh in verschiedenen Gegenden vor, so 1323 (cod. Salem. IV, 141) ein *frater C. dictus Sneweli, magister in Bachhoupten,* und 1350 ein *Claus Snewelin ze Dankstetten* im Klettgau (Archiv S. Blasien)."

Baders Mangel an sprachgeschichtlicher Schulung ließ ihn hier den Namen *Sneweli* in die unmögliche Verbindung zu mhd. *snabel* bringen, seine behende Einbildungskraft ließ ihn gar gemeinschaftliche alttestamentliche Abstammung der Snewelin mit den Rothschilds vermuten, die, wenn auch nicht ganz unmöglich, — denn wie die neuere Geschichtsforschung im Gegensatz zu der aufklärerisch gefärbten älteren zeigt, waren die Juden auch im späteren Mittelalter nicht recht- und machtlos — doch keineswegs wahrscheinlich ist. Was ihm wie mir auffiel, war das plötzliche öffentliche Auftreten der Snewelin in hohen Ehrenstellen und als reiche

Kapitalisten und ihr auf niedere Abstammung deutender Name, der doch ohne Zweifel als spöttisch gemeinter Übername anzusehen ist. Kommt dazu noch die im Modus Liebinc usw. erzählte weitbekannte Schwabengeschichte vom Schneekind, deren Zusammenhang mit dem Namen der Snewelin wahrscheinlich ist, so liegt der von mir bereits an jener Stelle gezogene Schluss auf die Abstammung dieses reichverzweigten und reichbegüterten Freiburger Stadtjunkergeschlechts nah.

Anzeigen und Nachrichten.

Karl Künstle, Die Kunst des Klosters Reichenau im IX. und X. Jahrhundert und der neuentdeckte karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Überlingen. Festschrift zum 80. Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden. Mit Unterstützung des Großh. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts. Freiburg i. Br., Herder, 1906. VI u. 62 S. 4°. Mit 4 farb. Tafeln. M. 20.—.

Diese, nach Inhalt und Ausstattung gleich gediegene Festschrift zum 80. Geburtstag des Großherzogs von Baden bedeutet einen namhaften Fortschritt in der Erforschung der Geschichte der Malerei auf deutschem Boden in karolingischer und nachkarolingischer Zeit. Der um die Aufdeckung alter Wandgemälde auf und um Reichenau, dieser ersten und hervorragendsten Kunst- und Kulturstätte Badens im frühen Mittelalter, vielfach verdiente Verfasser knüpft hier an die von seinem Lehrer Kraus im Jahre 1902 veröffentlichten Gemäldefunde im Chor der uralten Silvesterkapelle zu Goldbach am Überlingersee an, behandelt eingehend die weiterhin im Sommer 1904 im Langhaus der Kapelle zum Vorschein gekommenen bildlichen Darstellungen aus dem Neuen Testament mit Mäanderfriesen, Heiligen- und Donatorenfiguren im Zusammenhang mit der übrigen Kunstübung der Reichenauer Malerschule jener Zeit und gelangt dabei zu hochwichtigen, von Kraus wesentlich abweichenden Ergebnissen.

Nach einem einleitenden Überblick über die Anfänge der Reichenau am Ausgang des ersten Viertels des 8. Jahrhunderts geht der Verfasser näher auf die Kunstgeschichte des Klosters im 9. und 10. Jahrhundert ein, wie sie sich in den Kirchenbauten auf der Insel, in deren Wandgemälden und der Miniaturmalerei der Reichenauer Mönche darstellen, und kommt schon hier zu mannigfach neuen, die bisherige Forschung bedeutsam

überholenden Zeit- und Wertbestimmungen. Mit Sorgfalt und feinem Verständnis untersucht er dann das Kirchlein zu Goldbach, den alten und den neuen Bilderfund in demselben und kommt nach allseitiger Betrachtung der Gemälde zu dem gesicherten Schlusse, dass dieselben nicht mit Kraus erst dem 10., sondern ebenso wie der Oberzeller Zyklus schon dem Ende des 9. Jahrhunderts, genauer der Zeit des Abts Hatto II. 888—913 zuzuweisen sind. Beide Zyklen gehören also nicht der ottonischen Renaissance, sondern noch der karolingischen Epoche an und „sind die ältesten Erzeugnisse monumentaler Wandmalerei, die uns diesseits der Alpen erhalten sind". Mitausschlaggebend für diese Altersbestimmung sind neben dem Karakter der Bilder selbst die auf ihnen dargestellten Gründer des Goldbacher Eigenkirchleins, ein näher nicht bekannter Winidhere und seine Gemahlin Hiltepurg, die bald nach 874 die kleine Martinskirche am Ufer des Überlingersees erbaut bzw. zu Ehren des heiligen Priscianus erweitert und mit Gemälden reich geschmückt haben. Leider geben die Quellen über die Person des edlen Winidhere und seine Beziehungen zu Reichenau, der berühmtesten Schule christlicher Kunst und Wissenschaft im 9. und 10. Jahrhundert auf deutschem Boden, keine weitere Auskunft, doch glaube ich mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, dass er jener Edelfamilie der von Goldbach angehört hat, die der Geschichte zufolge um die Wende des 11. Jahrhunderts die einflussreiche Vogtei über das Kloster Reichenau innehatte. Arnulf (von Goldbach) hieß dieser Sprosse des Geschlechts, der nach dem kinderlosen Tode des jungen Vogts Hermann (von Königseck-Degernau) am 25. September 1094 in den Besitz der sonst nur vom hohen Adel bekleideten Reichenauer Vogtwürde gelangte und sie noch 1110 ausübte; er war vielleicht ein direkter Nachkomme unseres frommen Winidhere und dieser somit durch Arnulfs Amtsvorgänger ein Angehöriger der Königseck-Degernauschen Seitenlinie des großen habsburg-zähringischen Stamms, was auf unsern ganzen Gegenstand eine neue Perspektive eröffnen würde.

Zum Schlusse würdigt Künstle die Bedeutung der Goldbacher und Oberzeller Gemädezyklen für die Reichenauer Miniaturmalerei und macht sehr wahrscheinlich, dass diese letzten Ausläufer der monumentalen Wandmalerei der karolingischen Zeit den geschickten Miniatoren des 10. Jahrhunderts,

die, alle der Reichenauer Malerschule angehörig, jenen reich entwickelten neutestamentlichen Bilderkreis in den Handschriften der ottonischen Renaissance geschaffen, zur Anregung gedient haben. Auch damit eilt der Verfasser der bisherigen Forschung voraus und rückt die Beurteilung der Kunstgeschichte jener Zeit in neue Beleuchtung. Und so ist seine Festgabe zum diesjährigen Großherzogsjubiläum nicht bloß für die lokale und territoriale, sondern auch für die allgemeine deutsche Geschichte und Kunstgeschichte von größter Verdienstlichkeit, die er hoffentlich bald durch weitere Erfolge seines Eindringens in die früheste Vergangenheit der Reichenau, seine spezielle Domäne, vermehren wird.

Freiburg i. Br. P. Albert.

Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, bearbeitet von Karl Obser. Erster Band, 1792—1818. Heidelberg, Karl Winter, 1906. XXIII u. 560 S. 8°.

Markgraf Wilhelm von Baden (1792—1859) hat sehr umfangreiche Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche auf Grund von Tagebüchern, Erinnerungen, aber auch von Akten gearbeitet sind und die Zeit von 1792—1847 behandeln. Die badische historische Kommission hat im Jahre 1903 die Herausgabe dieser Denkwürdigkeiten beschlossen, von denen nun der erste Band (1792—1818) vorliegt. Er bietet von Anfang bis zu Ende eine höchst fesselnde Lektüre, sei es dass der Verfasser von seinem eigenen Handwerk, dem des Kriegs erzählt, in dem er sich zuerst auf Seiten Napoleons (1709—1813), dann auf der der Verbündeten so glänzend bewährt hat, sei es dass er uns an die Höfe der Fürsten, in Verhandlungen und Festlichkeiten, führt oder die überaus einfachen und doch so anziehenden heimischen Karlsruher Verhältnisse schildert. Ist so, wie gesagt, alles in dem Bande interessant, so gilt das doch von einzelnen Abschnitten in erhöhtem Maße. Besonders ist hervorzuheben die in ihrer Einfachheit wahrhaft erschütternde Schilderung des Rückzugs der großen Armee aus Russland. Es ist im übrigen unmöglich im Rahmen dieser kurzen Anzeige einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Inhalts dieser Publikation, die gelesen sein will, zu geben und es mag nur noch auf folgende Einzelheiten hingewiesen werden. Die Rücksichtslosigkeit der neu-

französischen Kriegführung zeigt eine Nachricht des Verfassers, damals Adjutanten Massénas (S. 79), wonach, um eine Brücke frei zu machen, die darauf liegenden Toten und Verwundeten, auch Leichtverwundete, darunter französische Stabsoffiziere, in die reißenden Fluten der Traun geworfen wurden, wo sie rettungslos ertranken. Zur Charakteristik Jérômes, dessen — gelinde gesagt — Absonderlichkeiten heutzutage in der Geschichtschreibung häufig zu sehr zurücktreten, liefert folgender Satz einen Beitrag (S. 130): „Im Rückweg schoss der König mit der Pistole nach zahmen Schweinen“ — „was mir sehr auffiel“, wie der Markgraf trocken hinzufügt. — Der nationale Hass zwischen Deutschen und Franzosen innerhalb der großen Armee wird gut illustriert durch die Mitteilungen auf S. 208: „Kein Deutscher durfte an einem von Franzosen angemachten Feuer stehen, um sich zu wärmen“ usf. — Von Großherzog Karl werden manche Züge überliefert, die festgehalten zu werden verdienen. — Die Schlachtenschilderungen von Aspern und Wagram, von dem wechselnden Standpunkt eines vielbeschäftigten Adjutanten aus aufgenommen, sind sehr beachtenswert. — Es sei ferner auf die Darstellung der Bemühungen des jungen Grafen Hochberg um die Durchsetzung der Sukzessionsfähigkeit seiner Linie verwiesen. — Jeder deutsche Leser wird sich über die Tatsache freuen, dass die badischen Truppen, auch in den Zeiten, in denen eine beklagenswerte Notlage des Staats sie unter französischer Führung kämpfen ließ, sich gut, ja häufig höchst glorreich geschlagen haben.

Die badische historische Kommission hat durch diese Publikation ihren zahlreichen Verdiensten ein neues hinzugefügt. Die Herausgabe des Bands wurde den bewährten Händen von Obser anvertraut, der sich seiner Aufgabe mit üblicher Umsicht und dem schönsten Erfolge entledigt hat. Sein Vorwort orientiert vortrefflich über die Entstehung der Denkwürdigkeiten. In den reichhaltigen, nie versagenden Anmerkungen steckt sehr viel mühsamer und nützlichster Arbeit. Im Anhang werden 47 Aktenstücke mitgeteilt. Das Werk ist geschmückt durch die Wiedergabe eines Schröderschen Porträts vom Jahre 1809 aus dem Besitz des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, das den damaligen Grafen Hochberg in blendender Jugendschönheit zeigt.

Freiburg i. Br. Adalbert Wahl.

Dr. J. Miedel, Führer d. Memmingen u. Umgebung. Memmingen, Otto, 1900.

Dem „Führer durch Kempten und Umgebung“ von Max Förderreuther reiht sich dieser Memminger Führer würdig an. Ganz vortrefflich ausgestattet mit Illustrationen, Stadtplan und geologischer Skizze befriedigt er alle Ansprüche, welche man heutzutage an einen solchen „Führer“ stellen kann. Schon der treffliche Abriss der Stadtgeschichte lohnt die Anschaffung des hübschen Büchleins, welches zugleich von kunstgeschichtlichem und kulturhistorischem Standpunkte aus reiche Aufschlüsse über die Entwicklung dieser interessanten schwäbischen ehemaligen Reichsstadt gewährt und daher mehr als nur lokales Interesse bietet. Der Verfasser, seit längerer Zeit als Gymnasiallehrer, Vorstand des Altertumsvereins und seiner reichhaltigen Sammlung in Memmingen lebend, war zur Abfassung eines derartigen Werkchens berufen wie wenige, und hat daher ein Werk von allgemeinem und bleibendem Wert geliefert, welchem wir recht allgemeine Verbreitung wünschen. Der Naturwissenschaftler, wie der Historiker und Kunsthistoriker werden aus demselben reiche Belehrung schöpfen. Von den Abbildungen erscheint uns als besonders gut gelungen der hl. Andreas aus der Frauenkirche (Vierfarbendruck, die Abbildungen aus Ottobeuren, das Obergestühl der St. Martinskirche u. a.). Dass auch die Ortsnamen entsprechende, sachverständige Erklärung gefunden haben (Verfasser ist auf diesem Gebiete als tüchtiger Forscher durch mehrere Arbeiten bekannt), vermehrt noch den Wert des sehr empfehlenswerten Büchleins.

St. Gallen. Karl Uibeleisen.

Bitte.

Bezugnehmend auf die von Professor F. Pfaff Alemannia N. F. VI, 78 und im ersten Heft der „Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde“ erlassene Umfrage über **Ortsneckereien und Ortslitaneien,** sowie auf seinen Alemannia ebenda S. 153 und im zweiten Heft der „Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde“ erschienenen Aufsatz „Dorfsprüche oder Ortslitaneien aus dem badischen Oberland“ bitte ich, ähnlichen Stoff aus dem badischen Unterland, südlich einschließlich der Ämter Karlsruhe und Pforzheim, an mich einsenden zu wollen. Wünschenswert ist es, dass Spottnamen und Spottverse möglichst so aufgezeichnet werden, wie sie im Umlauf sind, also mit mundartlichen Formen.

Heidelberg, Brückenstr. 16. Professor Dr. B. Kahle.

C. A. Wagners Hof- und Universitätsbuchdruckerei, Freiburg i. Br.



Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache

Zugleich Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg i. B.

Herausgegeben von **Fridrich Pfaff**

Inhalt

Neue Folge, Band 8 (ganze Reihe 35), Heft 3



Freiburg im Breisgau
Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld
1907

Verlag von **Friedrich Ernst Fehsenfeld** in **Freiburg i. Br.**

Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme.

Nach den Quellen erzählt von **Onno Klopp.**

2. Auflage 3 Bände brosch. M. 7.—, elegant in 2 Leinenbände gebunden M. 9.—

Der Westfälische Merkur schreibt über das Buch: „Klopp hatte das Werk geschrieben und die Jugend wie die Gebildeten unserer Nation überhaupt dabei im Auge, die es möglichst lebendig in die Geschichte unseres Volkes einführen sollte. So schuf er ein farbenprächtiges, lebensvolles Bild der einzelnen Volksstämme und des Deutschen Reiches bis ins 12. Jahrhundert. Das Werk, das Geheimrat Mathias G. Freytags Bildern aus Deutschlands Vergangenheit gleichstellt, sei sowohl der reiferen Jugend, als auch den Gebildeten aufs wärmste empfohlen.“

Am Grenzwall

Eine Erzählung aus dem Dekumatenlande (131—140 n. Chr.)

von **H. von Strauch**

Mit einer Karte des Obergermanischen Grenzwalls

Preis: Broschiert mit farbigem Umschlag M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Der Verfasser — ein aktiver Offizier — hat mit absoluter Gewissenhaftigkeit und grossem Verständnis die Quellen studiert und bietet in satten Farben ein lebensvolles Bild des römischen Militärstaates und seiner Beziehungen zu den Barbaren im zweiten Jahrhundert nach Christus. Die Erzählung ist sehr unterhaltend und gut geschrieben.

Im Dschungel

von **Rudyard Kipling**

Autorisierte Uebersetzung von Curt Abel-Musgrave

Reich illustriert von Professor Groh

3. Auflage

Preis elegant broschiert M. 3.—, hochfein gebunden M. 4.—

Dieses beste Buch des berühmten englischen Dichters nennt E. Kuh im Neuen Wiener Tageblatt ein „Ereignis für die Weltliteratur“.

Lewis Wallace

(Verfasser von „Ben Hur“)

Der Prinz von Indien

oder

Der Fall von Konstantinopel

2. Auflage (6. und 7. Tausend)

2 Bände broschiert M. 5.—, in 2 eleganten Leinenbänden M. 6.50

Das „österreichische Litteraturblatt“ schrieb beim Erscheinen der ersten Auflage: Der Gegenstand des Romans ist der Zusammenprall der islamitischen mit der christlichen Weltanschauung und der Untergang des mehr als tausendjährigen byzantinischen Reiches. Wie der Verfasser dieses weltgeschichtliche Ereignis mit den Augen des Dichters betrachtet und als Poet darstellt, wie er in den Mittelpunkt der Erzählung den geheimnisvollen Prinzen von Indien stellt, — der niemand anderes ist als der ewige Jude — kurz wie er den ganzen mächtigen, fast übermächtigen Stoff dichterisch komponirt und gestaltet: darin zeigt sich der grosse Dichter und der Mann von tiefem historischen Blick. Rechnet man dazu die peinlich gewissenhafte Treue in der Schilderung von Landschaften, Ortschaften und Persönlichkeiten, das farbenprächtige Bild des orientalischen Lebens, der Wüste und die vielen hervorragenden Schönheiten, die der Roman im einzelnen aufweist, so muss man anerkennen, dass der „Prinz von Indien“ zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des historischen Romans gehört und auch neben den berühmten Ebers'schen Romanen seinen Platz behauptet.

NB. Das vorliegende Werk wurde in der Türkei (wol wegen der überaus realistischen Schilderung des muhammedanischen Kultus in Mekka) verboten.

Die Dreisam.

Von **Fridrich Pfaff.**

An der Landstraß, die dur des Tal und witer durs felsig
Hölletal nuf un ins Schwobeland nus zieht, lit Zarte — me siehts wol.
In ere gringen Entfernung vu dem chunnt[1] Burg; ober dem fließt
Us der Wagesteig her en Bach, i cha[2] sin Name nit nenne,
Herwärts vun Buechebach mit dem Ibach zsemme[3], der sel[4] isch
Usem Ibetal hercho[5]. Tummlet[6] hen[7] si si beede[8],
Hen ufem Weg enander das un deis[9] jez zverzehle,
Abers vermehrt si Gesellschaft e chlei Viertelstündli vor Burg drus
Mit eme Brüederle, das usem Hölletal vu de Felse
Un vum Hirzsprung[10] hinte vor über Felsen und Stei stürzt.
Großi Freud hen die drü[11], sie fallen enander um dHäls un
Wechsle höflige Rede; keis[12] will vorm andre sErst si.
Un der Höllebach seit[13]: „Min Name chan i nit bhalte;
Bini nit im Himmelreich gsi un wandle mer jez nit
In dem schöne Tal? So loset[14] denn, was i will vorschla[15]:
Sin mer zsemme nit drü? so wemmer[16] denn D r ü z s e m m e heiße“.
„Seigs[17] so“, hen die andere gseit un dusse[18] vor Zarte
Het[19] me si täuft[20], jez heiße si Drüzsem, un D r e i s a m uf hochdütsch. —

---

[1] *chunnt,* kommt. [2] *cha,* kann. [3] *zsemme,* zusammen. [4] *der sel,* derselbe. [5] *hercho,* hergekommen. [6] *tummlet,* geeilt. [7] *hen,* haben. [8] *beede,* beide, männliche Form. [9] *das un deis,* dies und das. [10] *Hirzsprung,* Hirschsprung; Hirz alemannische Form. [11] *drü,* drei. [12] *keis,* keins. [13] *seit,* sagt. [14] *loset,* höret. [15] *vorschla,* vorschlagen. [16] *wemmer,* wollen wir. [17] *seigs,* sei es. [18] *dusse,* draußen, alemannisch aus *dâ ûzen.* [19] *het me,* hat man. [20] *täuft,* getauft, zu got. *daupjan,* also mit gesetzmäßigem Umlaut.

Des henner[21] guet gmacht, ihr Flüssli, z Friburg wird men i[22] lobe,
Eu[23] wird dStadt ufstoh[24], me[25] wird ichs[26] Burgerrecht schenke,
Un in alle Gasse wereter[27] därfe hantiere!

Diese hübschen Verse von Dr. Ferdinand Biecheler[28] suchen den fremdartigen Namen des Bergflüsschens, an dem Freiburg liegt, auf ansprechende Weise, wenn auch nicht sprachwissenschaftlich, so doch dichterisch zu erklären. Die Mundart, in der sie reden, ist nicht eigentlich die von Freiburg, denn das Dreisamtal gehört zum niederalemannischen Gebiet, das sich vom hochalemannischen im wesentlichen durch die nicht durchgeführte Verschiebung des *k* zu *ch* unterscheidet. Hebels Einfluss zeigt sich nicht nur darin, dass der holperige, ungeeignete Hexameter als Versform gewählt ist, sondern auch in dem wiesentälerischen *ch* für das schriftdeutsche *k*, das auch in Freiburg herrscht. So *chunnt* für kommt, *cha* für kann, *hercho* für hergekommen usw.[29]. Im übrigen ist die Mundart, namentlich was die Satzformen, d. h. die verschiedene Behandlung der im An- oder Inlaut des Satzes, unter Hoch- oder Tiefton stehenden Formen angeht, gut beobachtet. Ich versage mir es, Lautschrift anzuwenden oder auch nur Länge und Kürze richtig zu bezeichnen, um unser an das Satzbild der Schriftsprache gewöhntes Auge nicht zu stören.

Mancher fremde Besucher Freiburgs wird im Sommer und Winter vielleicht vergeblich nach dem Wasser Dreisam ausschauen. Wol sieht er das sorglich eingedämmte, von mehreren neuen Brücken und Stegen überspannte Flussbett, welches die alte Stadt von der südlichen Vorstadt Wiehre[30] trennt, und erfährt wol, dass dies die Dreisam vorstellt; aber Wasser sieht er

---

[21] *henner,* habt ihr. [22] *i,* euch, Akk., tieftonige Form. [23] *eu,* euch, Dat. [24] *ufstoh,* offenstehen. [25] *me,* man. [26] *ichs,* euch das. [27] *wereter,* werdet ihr.

[28] Aus „Freiburgs Genius“, Freiburg 1838. Sonst auch im Badischen Sagenbuch von Waibel und Flamm, Bd. Freiburg und Breisgau, 1899, S. 83.

[29] Vgl. K. Bohnenberger, Alemannia N. F. I, 1900, S. 124 ff.

[30] Von mhd. *wuor, wüer, wüere,* Damm, Wehr.

nicht darin, nur Steingeröll, das trocknen Fußes überschritten werden kann. Wenn er dann weiterfragt, erfährt er noch, dass das in wasserarmen Zeiten unzureichende Wasser der Dreisam oberhalb Freiburgs abgefangen und, in Gewerbekanäle und Straßenbächlein abgeleitet, der Stadt Frondienste leisten muss. Er verachtet vielleicht das schwache Flüsslein. Aber achten, ja fürchten würde er es, wenn er es sähe wie im Winter 1896, da es oben im Tal Häuser zerstörte, hier in Freiburg die Schwabentorbrücke wegriss und mit ihr das Leben der beiden obersten staatlichen Verwaltungsbeamten raubte, das des Oberbürgermeisters bedrohte, die Dreisamstraße zernagte, so dass auch hier die stolzen Stadthäuser gefährdet waren, dass alle Brücken unsicher wurden und schließlich aller Verkehr mit dem Stadtteil Wiehre unterbrochen ward. In mannshohen braunen Wogen schoss das Flüsslein dahin, unzählige Felsblöcke donnernd und polternd dahinwälzend. So zeigte es seine Natur als boshafter Bergkobold, dem man Fesseln und Bande anlegen muss, damit er sich gesittet beträgt, wie unter Kulturwesen geziemt.

Also kein Luftgebilde dichterisches Gedankenflugs ist unsre Dreisam. Und trotz ihrer Tücke und ihrer häufigen Abwesenheit lieben wir Freiburger sie, ja wir haben Ursache, ihren Namen mit der Ehrfurcht zu nennen, die das Alter einflößt, denn älter als die Stadt Freiburg ist die Dreisam. Als Naturgebilde hat sie selbstverständlich den Vortritt vor einem Menschenwerk wie unsre erst 1120 von Konrad von Zähringen, dem Sohne Herzog Bertolds II. und Nachfolger seines ältern Bruders Bertolds III., gegründete „freie Burg“. Und wenn auch die Dreisam völlig versickerte, so würden doch die das ganze bei Freiburg von Osten her mündende Gebirgstal und die vorliegende Ebne füllenden, nur spärlich durch die Ackerkrume verhüllten Geröll- und Geschiebemassen deutlich von ihrem ehemaligen Dasein reden. Ich meine vielmehr die urkundlichen Erwähnungen ihres Namens. Schon 864 wird das *fluvium Dreisima,* 1008 *flumen Treisama,* 1094 *fluvium Treisma* genannt; später erscheint sie verlateint als *Treysenia* 1234 und deutsch *Treiseme, Treissme, Treseme* im

13., 14. und 15. Jahrhundert[31]. Der heutige Freiburger nennt sie *Dreiseme (Traisèmə)*.

Auf den Flussnamen werde ich weiter unten genauer eingehen; zunächst will ich feststellen, was ehedem Dreisam hieß und heute Dreisam heißt, denn merkwürdigerweise ist das Gebiet des letzteren weit kleiner als das des ersteren. Dreisam heißt heute der Flusslauf vom Zusammentritt des durchs Höllental herabkommenden Rotbachs und des Wagensteigbachs zwischen Burg und Zarten, 8 km oberhalb Freiburg, an, dann bis Freiburg und von da nordwestlich durch den die Ebne bedeckenden Mooswald in die March und zwischen deren niederen Lösshügeln und dem vereinzelt aus der Rheinebene aufragenden Kaiserstuhl bei Nimburg und Eichstetten hindurch zum alten Riegel, wo Dreisam, Glotter und Elz zusammen in den Leopoldskanal sich ergießen. Er mündet dann bei Ober- und Niederhausen in den Rhein. Von Neuershausen in der March an zieht sich zum Kaiserstuhlgebirge hin und vielgewunden an diesem entlang auch bis zum Leopoldskanal die „alte Dreisam", die das alte Bett vor der Geradelegung und Eindämmung des eigensinnigen und gewalttätigen Flüssleins darstellt.

So ungefähr hat Dr. Biecheler in seinem Gedichte die Sache bereits dargestellt; wo Ibenbach, Höllenbach und der Bach aus der Wagensteige, „ich kann seinen Namen nicht nennen", zusammenkommen, da beginnt die Dreisam. Freilich hätten andre Bäche auch Erwähnung verdient, zumal sie zum Teil stark genug sind, um sich mit den andern Wassern, die die heutige Dreisam bilden, um die Ehre streiten zu können, auch ihren wesentlichen Anteil am Zustandekommen des Flusses zu haben und darum schon genannt zu werden. Auch geographisch sind sie beachtenswert, und wol am meisten um der alten Kulturstätten willen, die sie berühren. Wenn wir die Quellbäche der heutigen Dreisam durchmustern, werden wir auch auf denjenigen stoßen, der die Ehre hat, ihr eigentlicher Oberlauf zu sein und der wirklich auch in alter Zeit ihren Namen trug.

---

[31] A. Krieger, Topogr. Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 2. Aufl. I, 428.

Die kleineren unteren Seitenbäche der Dreisam will ich nur kurz nennen. Der Hölderlebach kommt aus dem Borertal vom Schauinsland herunter, bespült die Mauern des 1221 gegründeten Zisterzienser-Frauenklosters Günterstal. Er hieß ursprünglich im Oberlauf Borerbach, im Unterlauf wahrscheinlich Haslach[32]. Seinen jetzigen Namen erhielt er von der nassen Talbreite „Hölderle“, die er zwischen Schlierberg (Lorettoberg) und Bromberg durchlaufen muss, ehe er sich westwärts und der Dreisam zuwendet. Auch ein Hölderlebrunnen befand sich dort. Auf der rechten Talseite kommt der Silberbach herab, der nach dem „Silbertobel“, einem westlichen Seitentälchen des Brombergs, genannt ist. Der alte Silberbach war nur ein Zulauf des alten Maienbachs, der aber zugunsten des ersteren seinen Namen ablegen musste[33]. Aus dem Hexental, südlich von Freiburg, das den wundervoll geformten und herrliche Aussicht bietenden Schönberg — einen Juraberg, den ein Ringwall krönt und der uralte Stätten des Rebbaus bietet — vom Hauptgebirge trennt, kommt der Reichenbach hervor. Seinen Ursprung hat er nahe beim Kloster Sölden, einer ehedem zum mächtigen St. Peter gehörenden Propstei. Er zieht vorbei an der Burg Au, die vielleicht Hartmanns von Aue Heimat war[34]; beim Austritt aus dem Gebirg heißt er Holzgraben und Mühlbach, schlängelt sich durch Mooswald und Talmatten am Tuniberg entlang bis zum Kaiserstuhl und zur Dreisam.

Das Dreisamtal von Freiburg aufwärts, unmittelbar oberhalb nur etwa 1 km, bei Kirchzarten aber r. 3 km breit, und von Freiburg bis Himmelreich r. 10 km lang, ist völlig ausgefüllt mit dem Gerölle, das die Dreisam mit ihren verschiedenen Quellbächen von den steilen Uferhöhen der Mulde und aus ihren eignen Laufgebieten heruntergespült hat. Es ziehen sich mehrere Stromwälle durch das Tal, die als Hoch-

---

[32] J. Bader, Freiburger Diözesanarchiv V, 1870, 124.

[33] In den Namen dieser kleinen Bäche herrscht Verwirrung, wie wir bei Poinsignon, Geschichtl. Ortsbeschr. der St. Freiburg 38, 114 und Bader a. a. O. 124 sehn.

[34] E. Martin, Alemannia N. F. III, 1903, 35—43.

ufer die Bäche eindämmen und deren höchster, durch künstliche Aufschüttungen verstärkt, zugleich den Wall der alten großen, mitten im obern Tal vor den Ausmündungen des Ibentals, der Wagensteige und des Höllentals einst gelegenen festen Ansiedelung Tarodunon bildet[35].

Bis Ebnet[36], 3 km vor Freiburg, hält die Dreisam etwa die Mitte des Tals ein, hier aber unter dem „Scheibenberg", von dem herab ehedem am Sonntag Invokavit, an der „alten Fastnacht", die glühenden Scheiben geschlagen wurden, wie es an andern Orten des Breisgaus heute noch geschieht, wendet sie sich nach Norden und zieht am Nordrande des Tals dahin, einen Gewerbebach noch weiter nördlich abgebend und einen kleinen Wasserlauf aus dem St. Ottilientobel aufnehmend, in dessen reizvollem Waldwinkel die alte Wallfahrtskapelle mit ihrer augenheilenden Quelle geborgen ist. Sie flutet vorbei an der Kartause, dem 1346 gestifteten Kloster der einsam lebenden Brüder des hl. Bruno auf dem Johannisberg, und an den Befestigungen des Schlossbergs bis zur Stadt. In alter Zeit musste sie auf diesem Wege eine Reihe von Granatenschleifmühlen treiben. Noch hält das Granatgässle bei der Schwabentorbrücke die Erinnerung daran wach.

Bei Ebnet nimmt die Dreisam den am Nordrand des Tals durch die Matten daherkommenden Eschbach auf, der seinen Ursprung am nördlichen Pfeiler der in einer durchschnittlichen Höhe von etwa 1000 m den mächtigen Kandel mit dem mächtigeren Feldberg verbindenden Bergbrücke bei der alten Zähringischen Klostergründung (1093), der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald, hat. Durch kleine Wasserläufe aus den Seitentälern, die den langen steilen, von St. Peter bis zum Schlossberg bei Freiburg ziehenden Höhenrücken mit den Gipfeln Flaunser (867,7), Hornbühl, Rosskopf gliedern, aus dem Wittental, dessen Eingang die alte kleine Feste Falkenbühl einst sperrte, dem Atten- und Welchental, hat

---

[35] Παρὰ τὸν Δανούβιον ποταμὸν πόλις Ταρόδουνον. Cl. Ptolemaei Geographia. Rec. Müller I, 1. Paris 1883. Lib. II, Cap. 11, 15. S. 274.

[36] Der Ortsname ist häufig, kommt als Ebnat, Ebnit und verballhornt als Ebenheit vor, ahd. ebanôti = Ebne.

er sich gestärkt und eilt rauschend und munter der Dreisam zu.

Ebnet gegenüber, am Südrand des Tals, zu Füßen dem steilen Kibfelsen (838,6 m) mit seinen rätselhaften spärlichen Burgtrümmern, liegt das Mineralbad Littenweiler, dann weiterhin bei der Häusergruppe Neuhäusel und Falkhof öffnet sich das Kappeler Tal, das sich oben gabelt, in seinem längern Aste bis zum Erzkasten, dem Gipfel des Schauinslands (1286,3 m), des Stolzes und der Freude der Freiburger, hinanreicht, und vom Reichenbach und Intenbäche durchflossen wird, die sich gleichfalls in die Dreisam ergießen. Dort beim Falkhof nahen sich von Süden der Dreisam zwei feindliche Geschwister, zuerst die kräftige, wasserreiche Brugga, dann der schwächere Krummbach, der oberhalb des großen Dorfs Kirchzarten den hübscheren Namen Osterbach führt. Kirchzarten und das wenig davon entfernte, von der Dreisam durchflossene Zarten haben ihren Namen von der schon genannten alten Feste Tarodunon. Schon 765 wird die *villa, qui[!] dicitur Zarduna* genannt. In Kirchzarten ragt über die alten Holzhäuser der romanische Kirchturm mit seiner spätgotischen Kirche, die den schönen Grabstein des sagenberühmten Kuno von Falkenstein (1343) birgt, und noch steht auch das feste Haus, eine Tiefburg, in dem der Freiburger Talvogt sass. Die beiden Bäche, die ich feindliche Geschwister nannte, weil sie vom Ursprung bis zur Mündung sich voneinander fernhalten, obwol sie eine lange Strecke ein Tal durchfließen, kommen aus dem bei Kirchzarten aus Süden mündenden Oberrieder Tal. Der Osterbach hält sich sorglich am Ostrand des Tals bei dem alten festen Hause *Bickenrüte* und der Wallfahrtskapelle auf dem Girsberg und hat davon auch seinen Namen empfangen. Er stammt aus dem eigensten Gebiete des Feldbergs und hat sich das tiefeinschneidende, felsige Zastlertal zur Bahn gewählt, vielleicht auch gewühlt. Ähnlich die stattliche, muntere Brugga. Auch sie kommt vom Feldberg her. Sie entspringt ihm zu Füßen im Napf, dem obersten napfartig hohlen Winkel des Tals St. Wilhelm, durchrauscht das lange Tal als St. Wilhelmer Talbach und nimmt erst bei der „hohen

Brücke", die ehedem auch „die üble" hieß, wo das Huselbächlein von Hofsgrund am Schauinsland her zu ihr stößt, wahrscheinlich von dieser Brücke den Namen Brugga, Brückbach an.

Dort hinten in der Bergwildnis von St. Wilhelm[37], wo noch heute die Kohlenmeiler rauchen und wenige Höfe zerstreut an die steilen, felsigen Berghalden sich schmiegen, haben ums Jahr 1236 Nönnlein aus Günterstal gewagt ein Frauenklösterlein zu gründen. Aber sie hieltens nicht lange aus, ebenso die ihnen folgenden Wilhelmitenbrüder, die sich größtenteils nach Freiburg zogen, um dort bequemer zu einsiedeln, zum andern Teil aber im heutigen Oberried sich anbauten, wo das Kloster als Kirche und Pfarrhaus heute noch steht und in der Kirche der merkwürdige naturbärtige Kruzifixus zu sehen ist.

Zastler- und St. Wilhelmstal sind getrennt durch einen mächtigen Gebirgsstock, den Hochfahrn (1261 m), der durch einen weitern Bergrücken, den Toten Mann (1298 m), mit dem Feldberg zusammenhängt. An seinem Westabhang ist die Rodung der Gefällmatte, von deren steiler Höhe herab ins Bruggatal mächtige Felswände sich erstrecken. Auf einer kleinen felsigen Vorhöhe unterhalb dieser Wände stand ehedem eine kleine Burg, die Wilde Schneeburg, wahrscheinlich durch jenes vom Anfang des 13. bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in Freiburg außerordentlich zahlreich blühende ritterliche Geschlecht der Snewelin zum Schutz der Silberbergwerke erbaut, dann aber zum Raubnest geworden — eines jener wenigen wirklich geschichtlich bezeugten — und schon 1314 von den Freiburgern zerstört, ähnlich wie danach der Falkenstein im Höllental. Nur noch geringe Reste zeugen jetzt von dem kühnen Burgbau[38].

Schon sind wir dem Ursprung der heutigen Dreisam nahe, denn oberhalb Zarten treffen vereint Wagensteig- und Ibenbach und der Rotbach zusammen.

---

[37] Vgl. F. Pfaff, Das Schwarzwaldtal St. Wilhelm am Feldberg, Tourist 1907, Nr. 6 u. 7.

[38] F. Pfaff, Die Schneeburgen im Breisgau und die Snewelin von Freiburg 1904. Auch Alemannia N. F. V, 299—316.

Auch der Ibenbach (alt *Iwa*) kommt von St. Peter herunter. Seinen Namen hat er von der nun fast ausgestorbenen Eibe (taxus baccata), ahd. *îwa*, die vor alters bei uns Wälder bildete. Schon im 12. Jahrhundert ist die *Villa Iwa* urkundlich. Auf der Höhe zwischen Eschbacher- und Ibental, dem Lindenberg, hebt sich eine aussichtsreiche, vielbesuchte Wallfahrtskapelle; auf der andern Talseite, einen steilen Hügel krönend, halten die Trümmer der uralten, schon 1079 von Bertold II. von Zähringen bei seinem Zug ins Breisgau gebrochenen Burg Wiesneck Wacht.

Viel wäre zu sagen vom Lauf des Rotbachs, der aus dem steilwandigen, engen Höllental sich rauschend ergießt. Fern am Feldberg im unfreundlichen dunkeln Mathislesweiher ist sein Ursprung. Moorig ist das Gelände bis nach Hinterzarten und Steig hinab, das der kleine Bach zu durchfließen hat: daher ist sein Wasser rotbraun wie das des Titisees und die ihm entspringende Gutach und deshalb nennt man ihn Rotbach, alt *Rota*. Durch das malerische Löffeltal mit seinen Mühlen und Sägen springt er über die Felsen hinunter nach Höllsteig zum „Sternen“, wo aus der Ravennaschlucht von der Ráwene, d. h. der Ansiedelung des Rábano, her aus seiner auf turmhohen Pfeilern von der Eisenbahn überbrückten Felsenschlucht der Ravennabach ihm zustürzt. An der malerischen alten St. Oswaldskapelle, an der Post vorbei eilt der Rotbach zum Hirschsprung, wo die hohen Felsentürme sich zu berühren scheinen. Düster ragen die Trümmer der Feste Falkenstein nahe ihrem Vorwerk, dem Turme Bubenstein, von dem schwer zugänglichen Felsgipfel. Doch hat ums Jahr 1388 die Rache Freiburgs die trotzige Burg gebrochen. Vorbei an der Klausenkapelle, an alten malerischen Holzhäusern mit wunderlichen Kruzifixen eilt der wie Rauchtopas dunkle und doch klare Bach zum mächtigen Schwarzwaldhaus „zum Himmelreich“ und betritt nun wie aufatmend von seinem rastlos eilenden Lauf das weite, freundliche Dreisamtal.

Es bleibt noch übrig, den stärksten Zufluss der heutigen Dreisam zu behandeln, eben jenen Bach, von dem Dr. Biecheler

sagt „i cha sin Name nit nenne“, der aus dem Gebiet der alten Klöster St. Peter und St. Märgen von Osten durch die Wagensteige herunterkommt und nahe der Wiesneck den Ibenbach aufnimmt. Heute heißt er farblos „Wagensteigbach“. Diese undichterische Bezeichnung wollte nicht in jene alemannischen Hexameter passen. **Dieser Wagensteigbach aber ist der alte Oberlauf der Dreisam.** Er hieß auch ehedem Dreisam, so gerade an der kritischen Stelle, wo er die Iwa aufnimmt, denn 1318 beurkundet Klara von Elzach, Priorin zu Adelhausen bei Freiburg, einen Mühlenverkauf *„in Iwa tale nidenan obr dem stege an der Treisemun“*[39]. Und an den urkundlich bezeugten Ursprung der Dreisam werden wir alsbald auch gelangen. Zunächst muss beachtet werden, dass das Wagensteigtal im ganzen, das ursprünglich wahrscheinlich kurzweg *„die Steige“* hieß[40], auch einmal den Namen *Froulenbach* (1293), oder später *Froedenbach, Froeudenbach, Froeidenbach* (1350ff.), ganz oder zum Teil trug. Nach dem Dingrodel von Zarten (1397) reichte der Name einmal vom Schweigbrunnen, einem aus Osten vom Turner herabziehenden Seitental, bis weit hinab über den Kern der heutigen Gemeinde Wagensteig mit Kirche, Schul- und Wirtshaus hinaus zum Diezentobel bei Buchenbach[41]. Ziehen wir in Betracht, dass das bei der Kirche Wagensteig von Osten mündende untere Seitental *Herrenbach* heißt, und dass das beim obern Ende der Wagensteige gelegene Kloster Cella S. Mariae, Santmärienzell, unserer lieben Frau geweiht war, die man im Mittelalter gern vertraulich *vrowelîn* = „traute Herrin“ nannte, so ist die Deutung der ältesten Namensform nicht zweifelhaft: es ist der „Fräuleinbach“ im Gegensatz zum Herrenbach. Später nicht mehr richtig verstanden, ist der Name volksetymologisch in

---

[39] Die Urk. des Heiliggeistspitals zu Freiburg i. B. I, 135.

[40] *Steige in valle que dicitur Froeudenbach* 1350, *Steige vallis que dicitur Froeidebach* 1352. A. Krieger, Topogr. Wörterbuch[2] I, 647. Hier wird der Name gedeutet als „Bach des Froulo (Frowilo) oder des Fröudo“. Vgl. auch A. Poinsignon, Ödungen u. Wüstungen im Breisgau, Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. II 349.

[41] Dingrodel v. Zarten, hg. v. Leichtlen 1826.

„Freudenbach“ umgedeutet worden. Ursprünglich mag der Name bloß für den obern Talast vom Herrenbach ab gegolten haben, dann ist er wol auch weiter hinunter auf das Haupttal ausgedehnt worden.

Die Wagensteige trägt ihren Namen auch schon seit alter Zeit. Es wird nicht zu bezweifeln sein, dass sie als Steige, d. h. steile Straße, welche das Befahren mit Wagen erlaubt, benannt ist, im Gegensatz zu einer Steige, die vorzugsweise nur von Fußgängern und Saumtieren begangen ward. Als letztere darf wol die nächste Nachbarin der Wagensteige, die Höllsteige — ebenfalls, und zwar heute vielfach kurzweg „Steig“ genannt — angesehen werden. Durch die Wagensteige führte ja die alte Straße über den Hohlen Graben auf die Baar und ins Schwabenland. Oben am Hohlen Graben führt sie auch noch den alten Namen „Hochstraße“. Das war die alte Verbindung Freiburgs nach Osten, und sie sollte es als Bahnstrecke noch heute sein, während leider die Höllentalbahn, die ihrer starken Steigung und kurzen Biegungen halber niemals sich zu einer wirklich leistungsfähigen Durchgangsbahn entwickeln kann, ihr den Hauptverkehr abgenommen hat. Das herrliche Höllental hätte nicht durch den Einbau der Eisenbahn entstellt und seiner wahren Romantik entkleidet zu werden brauchen.

Ich habe oben den Namen Wagensteige den Umständen gemäß erklärt und mich dabei nicht den Forschern angeschlossen, die darin die „Steige eines Wago“ sehn wollen[42]. Mit Wagensteig zusammen gewöhnlich genannt und als das-

---

[42] So wol auch A. Krieger, Topogr. Wörterbuch v. Baden. 2. Aufl. II, 300, s. unter *Wagenbach* und *Wagenstadt*. O. Heilig, Die Ortsnamen v. Baden (Karlsruhe 1906), ist leider unvollständig und lässt hier wie so oft im Stich. Übrigens geht er meist auf Krieger zurück. Vgl. 21 *Wagenbücher Hof* und *Wagenschwend*. M. R. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880, 291 stellt die Ortsnamen Wagenbreche, Wagenlucke zu unserm „Wagen“, aber Wagenhard zu dem Personennamen Wago. Auch Förstemann, auf dessen Altd. Namenbuch die Deutung zurückgeht, weiß nur von dem alten Wago. Es wird aber offenbar eine Zweiheit des Ursprungs für alle mit *Wagen-* zusammengesetzten Ortsnamen anzunehmen sein.

selbe angesehen wird der *Locus, qui Waginstat vocatur*, in einer Urkunde vom Jahr 1125, durch welche Bischof Ulrich von Konstanz einen Zehntstreit zwischen Kloster St. Märgen und der St. Gallischen Kirche Zarten schlichtet[43]. Die Klosterherren beanspruchten danach den Zehnten bis zu dem Ort Waginstat. Wäre darunter Wagensteig im engern Sinn, d. h. der Standort der Kapelle, zu verstehen, so wären die Mönche sehr bescheiden gewesen, denn ihnen gehörte ja das Tal bis zur damals Hohenbergischen Gemarkung Buchenbach, also bis zum Diezentobel. Vielmehr ist gerade dort beim jetzigen Albrechten- und Brissenhof am Diezentobel der Ort „Wagenstatt" zu suchen, nachdem wahrscheinlich — urkundlich seit 1379 — das Tal „Wagensteige" genannt ward. Die alte Sprache hat für unsern Begriff „Fahrstraße" gewöhnlich die Worte *wagen-strâze* und *wagen-wec*, daneben erscheint *wagen-vart* und *-vurt* für „mit Wagen durchfahrbare Furt". Mhd. *steige* bedeutet „steiler Weg", *stat*: „Stätte, Stelle, Ort, Raum"; schließlich auch „Stadt, Ortschaft". Bedeutet Wagensteige danach „befahrbarer Steilweg", so ist Wagenstatt: „Ort, Stätte zur Aufbewahrung oder Unterbringung von Wagen." Ähnlich ist Wagenschopf, Wagenschuppen, Wagenstelle, Wagenstall, Wagenhaus[44]. Wie unser *Waginstat* bei Buchenbach im Anfang des Wagensteigtals liegt, da wo es ins Gebirg hineingeht, so etwas mehr nördlich das Dorf Wagenstatt bei Kenzingen im Eingang des Bleichtals an der alten Straße, die über den Streitberg und die Steig nach Schweighausen und über Welschensteinach hinüber ins Kinzigtal führt. Auch hier spukt jener Ursiedler „Wago". Allein ich halte es für näherliegend, beide Wagenstätten als Ausspannorte vorm Beginn der eigentlichen Steigung für die ins Gebirg gehenden Lastwagen anzusehen.

Wenn auch das Volk noch das ganze Tal Wagensteige nennt, obwol in seinem Eingang ein selbständiges Dörflein Buchenbach mit seinen zerstreuten Höfen liegt, das seinen

[43] Urkundenbuch v. St. Gallen, hg. v. Wartmann III, 693.

[44] Grimms Wtb. XIII, 469 ff.

Namen von dem aus dem Pfaffentobel von Süden her in den Talbach mündenden Bächlein hat, so ist doch amtlich unter diesem Namen nur die Gemeinde Wagensteig mit ihrer die westlichen Höhen bis zum Kamm des Kappenecks, Sommerbergs, Winterkapfs und der Wolfsteige bis auf den Zwerisberg, die östlichen mit einem Teil des Schweigbrunnentals und der Spirze bis zum Freiel und zum 1122 m hohen Hohwart und mit dem Otten umfassenden Gemarkung zu verstehen. Aus dem Schweigbrunnen, Herrenbach, Spirzen-, Gries- und und Diezentobel erhält hier der Talbach starke Zufuhr. Oberhalb des Schweigbrunnentals beginnt das Gebiet des 1118 von dem Straßburger Dompropst Bruno von Hohenberg gegründeten Augustinerkorherrnstifts St. Marienzell, jetzt St. Märgen, das heute nur noch beliebte Sommerfrische ist, während die nachbarliche stolze Benediktinerabtei St. Peter noch als geistliche Bildungsanstalt dient.

Mehrere Wässerlein vereinen sich bei St. Märgen unter der auf vorgeschobner Höhe liegenden Ohmenkirche. Deren stärkstes kommt von Osten aus dem Holzschlag, einer engen Schlucht, in der einzelne Höfe und viele kleine Mühlen eingebettet sind. Auch dieses muntere Bächlein wird von zwei Hauptarmen gebildet. Deren nördlicher kommt über die Schweighöfe vom Turner herab. Der sonderbare Name dieser von einer Kapelle überragten Häusergruppe, die auch ein weitbekanntes Gasthaus enthält, hat nichts mit der edlen Turnerei zu tun, sondern stammt von dem nach seinem festen „Turn“ beim Wiehrebahnhof der Höllentalbahn zu Freiburg ehedem genannten ritterlichen Geschlecht der Turner, die 1293 mit der Burg und Herrschaft Wiesneck die Vogtei über das Kloster St. Märgen erwarben. Der andere Arm des Bächleins greift in das tiefeingeschnittene Erlenbachtälchen hinein und kommt herab aus einem kleinen Mühlweier beim Wilmenhof unter dem Hohlen Graben. Die Straße von Hinterzarten her zieht über das mit seinen zerstreuten Höfen und der hochragenden, alten Kirche und Dorflinde über 1000 m hoch, weithin sichtbare und weithin blickende Dorf Breitnau beim Turner zwischen zwei Höhen hindurch, dem Hohlen Graben

im Norden (1047 m) und dem Doldenbühl im Süden (1099 m). Der Doldenbühl, der, wie überhaupt die ganze Gegend am Turner, eine reizende Aussicht, besonders nach Neustadt, der Hauptstadt des hohen Schwarzwalds, zu bietet, hat seinen Namen von dem unter ihm gelegenen Doldenhof, der wieder nach einem der weitverbreiteten Wälderfamilie Dold angehörigen Besitzer benannt ist. Merkwürdiger ist der Name des Hohlen Grabens. Er ist nicht alt überliefert. Sehr wahrscheinlich stammt er erst aus dem 17. Jahrhundert, aus der für Freiburg, das Breisgau und den Schwarzwald so schrecklichen Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, denn die noch heute gut erkennbaren, gegen Westen gerichteten Befestigungen am Hohlen Graben und Doldenbühl, aus starken vieleckigen Schanzen und verbindenden Gräben und Brustwehren bestehend, sind wol während dieser verhängnisvollen Kriegswirren angelegt worden. Sie haben auch bei des Baiernführers Mercy schweren Rückzugsgefechten im Jahre 1644 Dienste getan, sind aber nicht etwa damals erst erbaut worden. Die starken Gräben müssen den Umwohnern aufgefallen sein und mögen so die Namengebung veranlasst haben.

Für Geschichte und Ortsbeschreibung der Gegend ist von höchster Bedeutung eine alte Urkundensammlung des Klosters St. Peter, die nach ihrer altertümlichen Form Rotulus Sanpetrinus genannt wird. Während man später die Buchform für solche Sammlungen von Abschriften aller für den betreffenden Besitz wichtigen Urkunden vorzog, ist für dieses alte Schriftwerk die uralte Form der Bücherrolle gewählt. Der Rotulus besteht aus 16 zusammengenähten Pergamentstücken, die zusammen 630 cm lang und 21 cm breit sind. Es ist zu Beginn des 13. Jahrhunderts von mehreren Händen beschrieben und umfasst die Zeit von 1095 bis 1203[45]. Für uns besonders wichtig darin sind zwei, natürlich lateinisch abgefasste Beschreibungen der Grenzen des klösterlichen Grundbesitzes aus dem Jahre 1112. Die alten Grenzen lassen sich fast in allen Punkten noch feststellen und fallen

---

[45] Hg. v. Weech im Freiburger Diözesanarchiv XV.

noch heute fast ganz genau mit den Gemarkungsgrenzen der Gemeinden zusammen, die sich in den Grundbesitz des Klosters geteilt haben[46]. In der ersten kurzen Grenzbeschreibung wird die Quelle der bei Riegel mit Dreisam und Elz zusammen in den Leopoldskanal sich ergießenden, das herrliche, weinberühmte Glottertal bildenden Glotter als *Glôttronsprinc,* dann als Grenzpunkt zwischen *Steinibach* .... *Hirzberc* — beide nahe beisammen heute als Steinbach beim Gasthaus zum Hirschen zwischen Turner und St. Märgen, am St. Märgener Pfisterwald, und als Hirzbühl und Hirschwinkelbühl an der Wildgutach — und *Wisinegga* — als die öfter genannte alte Burg Wiesneck am Eingang von Iben- und Wagensteigtal erkennbar — der Ursprung der Dreisam als *Treisimesprinc* genannt. Mhd. *sprinc* bedeutet Quelle, wir haben statt des einfachen, schönen Worts das schwerfälligere „Ursprung".

Noch genauer lässt sich der Ort der Dreisamquelle durch die ausführlichere Grenzbeschreibung bestimmen. Sie geht aus von einem Ahorn auf dem Kandel — mit 1243 m einer der Schwarzwaldriesen —, nennt den Ursprung des durch einen außerordentlich malerischen und romantischen, in wilder Einsamkeit versteckten Wasserfall berühmten Zweribachs: *Tweren-bachgesprenge* und die heutige Wildgutach: *Wûta.* Im weitern Verlauf ist genannt *Welschenordera,* heute das vom Hohlen Graben nach Neustadt ziehende Jostal, dann der Grenzpunkt *Hern Chûngevelle* — also eine *gevelle,* d. h. eine Schlucht, die irgendwelche Beziehungen zu irgend einem Herrn (Ritter) Kuno hatte, von welchem Namen wol noch heute der Kuhnenbach im obern Jostal zeugt —, ferner der Grenzpunkt *Bernhoupten* und endlich der *Werispach,* d. h. das beim heutigen Zwerisberg (= zu, ze Werisberg) in den Wagensteigbach fallende Wässerlein, und von da gehts über den Bergkamm (Wolfsteige, Winterkapf, Sommerberg, Kappeneck, wie oben schon festgestellt — eine herrliche Wanderung) bis zur Burg *Wisenegge.*

Bernhoupten ist Dativ der Mehrzahl zu mhd. *Berenhoubet*

---

[46] Ich denke dies an andrer Stelle näher zu begründen.

Houbet bedeutet „Spitze, Anfang", in Ortsnamen meist „Quelle". Der erste Teil des Worts ist als Genitiv des Namens *Bero* oder des mhd. *ber* = Bär zu deuten[47]. Also befinden wir uns hier an den Quellen, die nach einem Manne namens Bero oder nach éinem Abenteuer mit Bären genannt sind. Der Ort, der vielleicht sogar bewohnt war, wird noch öfter in Urkunden erwähnt und gilt ebenso als Grenzpunkt des Klosterguts von St. Märgen[48]. In einer deutsch abgefassten Erklärung der lateinischen Grenzbeschreibung sagt Abt Placidus ums Jahr 1662: „*Bernhaupten. Haist noch also, vor dem Holen Graben ausser auf der hohe bei dem ursprung der Treisamen, da 4 herrschaften, als Fürstenberg, St. Peter, Freyburg und Sickingen aneinander stossen.*" Eine spätere, noch nicht veröffentlichte Grenzbeschreibung von 1718[49] sagt: „*In montanis Holengraben locus principalior est Bernhaubten, jugum olim locandis munimentis artissimum . . . nota tamen et caesareo et gallico militi.*" Der fleißige Forscher Pater Gregorius Baumeister[50] von St. Peter bemerkt zum alten lateinischen Text: „*Origo fluvii Treisamae, quam ipsemet vidi. Ist ein kleine Lachen unter der Hohlengraben-Schanz, ad jugum montis Hirzberg, qui hodie Bernhaupten vocatur. Aus dieser Lachen kommt das Wasser schier ohnvermerkt, worzu aber weiter unten hin und wieder ein Büchlein fließet.*"[51] Baumeisters Angaben sind nicht ganz klar, denn Hirschberg und Bernhaupten müssen, wie wir schon sahen, unterschieden werden. Es könnte allenfalls der Name

---

[47] Zu mhd. *bêr* = Eber wie A. Krieger, Topogr. Wörterbuch[2] II 161 will, kann es nicht gehören, da dies ein starkes Maskulinum ist. Haupt könnte auch Berghaupt, Bergspitze bedeuten. Über den Ort vgl. auch Poinsignon, Ödungen u. Wüstungen im Breisgau ZGO N. F. II, 333.

[48] Urk. des Heiliggeistspitals zu Freiburg I, 414: 1357.

[49] Ich gedenke sie im Zusammenhang mit einer Erklärung der ältern Beschreibung im Rotulus Sanpetrinus herauszugeben. Sie ist erhalten in Ulrich Bürgis Rete documentorum, Hs. 452 der Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B.

[50] J. Mayer, Geschichte der Benediktinerabtei St. Peter, Freiburg i. B. 1893, 172 ff.

[51] J. Bader, Badenia II, 1862, 236.

Bernhaupten sich verschoben haben. Endlich spricht sich der Dingrodel von Zarten schon 1397 so aus: *Vnd das wasser ist ouch nit vogtber, das da entspringet ze Bernhoupten, daz da heisset* ***Treisem.***

Noch steht beim Hohlen Graben, gegenüber dem kleinen Wirtshaus „zum schwarzen Kreuz", ein alter Grenzstein jener vier Gebiete mit dem Adler von Fürstenberg, den Schlüsseln von St. Peter, dem Kreuz von Freiburg und den fünf Ballen von Sickingen und auf der Höhe des Hohlen Grabens ein Zweimärker mit den Zeichen von Freiburg und St. Peter.

Bernhaupten lag jedenfalls auf der Westseite des Hohlen Grabens, an der Straße vom Turner nach St. Märgen, beim Christenmartis- oder Wilmenhof. Mit größter Wahrscheinlichkeit ist der kleine Mühlweiher beim Wilmenhof, dessen Abfluss den Erlenbach bildet, als Ursprung der Dreisam anzusehen und soweit mögen Erlenbach und Wagensteigbach sich mit dem alten, fremdartigen Namen **Dreisam** schmücken.

Der Name der Dreisam hat schon oft — allzuoft möchte man seufzen — die Forscher beschäftigt, ohne dass bisher der Gang der Untersuchungen völlig befriedigt hätte. Es lohnt sich nicht, all diesen Versuchen ins einzelne nachzugehen; nur das Wesentliche und ernsthaft zu Nehmende sei mitgeteilt. Hier gebührt Heinrich Schreiber, dem hochverdienten Geschichtschreiber der Stadt Freiburg, der Vortritt. Er hat das große Verdienst, die Geschichte seiner Vaterstadt von allen Seiten, in allen Beleuchtungen in zahllosen größeren und kleineren Schriften und Aufsätzen in volkstümlicher Fassung behandelt und dadurch dem Freiburger Bürgersmann geschichtliche Kenntnisse und eine allgemeine Wertschätzung der Geschichte eingeprägt zu haben, die nicht allenthalben zu finden sind. Nicht in hochgelehrtes Gewand hat er seine Forschungen gekleidet, sondern in richtiger Erkenntnis von der Bedeutung geschichtlicher Anschauungsweise hat er jede Gelegenheit benutzt, geschichtliche Mitteilungen an Stellen, die jedermann zugänglich waren, unter die Leute zu bringen. Andere haben ihm nachgeahmt, und so ist z. B. in den Freiburger Adress-

kalendern eine Reihe von Abhandlungen aus der Vergangenheit Freiburgs und des Badischen Oberlands erschienen, deren Wert noch heute gilt. Im Adresskalender von 1844 behandelt so Schreiber den Schlossberg bei Freiburg und bei Gelegenheit der keltischen Vergangenheit auch den Namen unsrer Dreisam[52]. Er lehnt es ab, dass der Name vom Zusammenfließen dreier Bäche stamme, denn die Dreisam führe den Namen schon von ihrem Ursprunge an, den er nach dem Dingrodel von Zarten bei Bernhoupten fand. Er wendet den Blick auf eine andre Dreisam im altkeltischen Norikum, die bei Traismauer in die Donau fließt und durch eine römische Inschrift als *Tragisa* bestimmt sei wie Traismauer durch die Peutingerische Tafel als *Trigisama*, welche beide später als *Treisima* erscheinen. Aus „den heutigen Überresten des Altkeltischen" weist er ein Wort *Traiz* und *Treiz* = Sand und *traesa* = versanden nach und deutet danach Dreisam als Sandbach.

F. J. Mone, ein gleichfalls um die Badische Geschichte hochverdienter Forscher, aber weit mehr als Schreiber ein Vertreter des „Keltismus", ist andrer Meinung[53]. Er denkt an ein keltisches *tràigh*, das ein durch Rücktritt des Wassers bloßgelegtes Ufer bedeute, womit *traiz* = Meerenge, enges Rinnsal, zusammenhänge. Demnach würde die Dreisam deutsch „Dürrenbach" heißen. Schreiber habe aber mit Recht die breisgauische Dreisam der österreichischen Treysen gleichgestellt. Dagegen erfordern die Formen *Tragisa* und *Trigisamo* eine keltische Wurzel *trag*, woraus *tragsa* oder *tragisa* und *traisa* werden konnte. *Traisa-m* sei eine deutsche Bildung; doch sei auch das alte *Trigisamo* zu beachten, nur wisse er nicht, was *sam* heißen solle. Keltisch *tragisa* bedeute lat. *torrens*.

Auch Adolf Bacmeister, der bekannte Namenforscher, hat sich mit unsrer Dreisam abgegeben, ohne jedoch zu einem endgültigen Urteil zu kommen. Einesteils denkt er bei der Dreisam und dem österreichischen Traisen doch wol an den

---

[52] Ebenso in seiner Gesch. der Stadt Freiburg I, 3.

[53] Urgeschichte des bad. Landes I (1845), 127.

Zusammenhang mit dem Zahlwort *trî*[54], anderenteils stellt er den Namen mit dem Nebenfluss der Donau Zusam zusammen, den er auf vordeutsches *Tusama* = *Togisonus* zurückführt. Auch ein italischer Fluss *Togna* hieß keltisch *Togisonus* = der lieblich tönende[55].

Mit Michel Richard Buck, dem Namenkundigen, ist dann die Forschung bisher zum Abschluss gekommen[56]. Er findet eine überraschende Übereinstimmung unserer alten Flussnamen mit denen Galliens, Britanniens, Spaniens und Italiens in Gefüge und Wortlaut. Meist bestehen sie aus einem einfachen Verbalstamm mit ein- oder mehrsilbiger Ableitungsendung. Unter „Derevation mit m“ führt er auf als deutsche Beispiele: *Met-am-a* (Metmen), *Zus-em-a* (Zusam), *Dreis-im-a* (Dreisam), als welsche: *Trig-is-am-um* (Traisen), *An-em-o* (Italien) usw. Der Bedeutung nach findet er in Übereinstimmung mit Th. Lohmeyer[57] neben einfachem „Wasser, Fluss“ die Begriffe „Der Gehende, Laufende, Fließende, Eilende, Langsamgehende, Stagnierende, Sumpfige“ oder „Der Murmelnde, Rauschende, Tosende, Brüllende“, oder „Der Helle, Glänzende, Wüste, Braune, Dunkle, Schwarze“ in den Flussnamen vertreten. Dreisam und Traisen stellt er zu einem Stamme *trag-*, gr. τρέχω, got. *thragjan* = laufen, ir. *traig* = Fuß, altgall. *vertragos* = Windhund, d. h. valde velox. „*Tragisamum* klingt wie ein gall. Superlativ, wie ein solcher vielleicht auch in den gall. Ortsnamen Segesama, Belisama, Venaxamodurum u. dgl. vorliegt. Dann wäre *Tragisama* = velocissima, was freilich nur von einem der Quellbäche der Dreisam ausgesagt werden könnte.“ Er hält Dreisam also irrtümlich nur für den Namen des Unterlaufs eines aus mehreren Quellbächen entstandenen Flusses[58].

---

[54] Alem. Wanderungen I (1867), 73, Anm. 2. [55] Ebd. 125, Anm. 3.

[56] Unsere Flussnamen, Alemannia VIII (1880), 145 ff. — Gallische Fluss- und Ortsnamen in Baden, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins XXXXII, N. F. III (1888), 328 ff.

[57] Beiträge zur Etymologie Deutscher Flussnamen. Gött. 1881.

[58] Worin ihm Alfred Holder, Altcelt. Sprachschatz II, 1901/2, nachfolgt.

Die neueren Keltisten Alfred Holder — in seinem „Altceltischen Sprachschatz“ — und Rudolf Thurneysen — nach persönlicher Mitteilung — schließen sich dieser Auffassung an; doch scheint Holder noch zu zweifeln, da er unter **samo-*, ir. *sám, sáme* = Ruhe, zu *hâma* = gleich, noch mit Fragezeichen aufführt *Segi-samus, Trigisamum, *Tragisamus*; d. h. also, er ist nicht völlig davon überzeugt, dass eine Superlativbildung vorliegt, sondern hält Zusammensetzung für möglich.

Nehmen wir zunächst an — wovon noch zu reden sein wird — dass der Name *Dreisam* deutsch nicht zu erklären sei, so müssen wir zunächst der keltischen Deutung einige Wahrscheinlichkeit zugestehen. Nicht nur dass eine Reihe von benachbarten Flussnamen wie Brigach und Breg, Kander, Neumagen, Oos, Murg und auch Ortsnamen wie Breisach und Zarten keltisch sind, die Dreisam bespült ja die Wälle der — nach den Ausgrabungen zu urteilen — keltischen Fliehburg Zarten — Tarodunon. Aber die Namensform könnte Bedenken erregen, denn sie muss als Superlativ angesehen werden, und Ortsnamen dergleichen sind immerhin selten. Es kann auf das *Höchst* bei Neustadt im Schwarzwald und die verschiednen andern *Höchst* verwiesen werden. Auch haben wir die alte Superlativbildung im Personennamen *Hengist*[59], vielleicht auch im Namen *Ernst*. Im Namen *Dreisam* muss jedoch das alte Superlativsuffix stecken, das im gr. *hebdomo-*, lat. *infimo-*, *minimo-*, *optimo-*, *primo-*, *decimo-*, *plurimo-* und auch in *summo-* aus **sup-mo-* sich findet, ebenso wie im got. *hleiduma*, *aftuma*, *iftuma*, *hinduma*, *fruma* und in dem Hauptwort *miduma* = Mitte zu *midjis* = mitten. Auch der oberste der Namenforscher, Ernst Förstemann, hat kein Bedenken gegen die Superlativform und erinnert an den Ortsnamen *Metama* (Metten zwischen Straubing und Passau) und den Flussnamen *Metama*[60]. Gerade dieses Flüsschen Mettma geht uns näher an, denn es durchfließt das Gebiet zwischen der Schlücht und Schwarza bei Rothaus im südöstlichen

---

[59] Worauf mich F. Kluge aufmerksam macht.

[60] Die deutschen Ortsnamen. Nordhausen 1863, S. 231.

Schwarzwald[61]. Schon im 12. Jahrhundert erscheint es als *fluvius Metima, aqua Mettema,* später als *Metma.* Auch nach ihrem Lauf mitteninne zwischen den stärkeren Flüsschen Schlücht und Schwarza ist ihr Name unzweifelhaft als *metama â* = mittleres Gewässer, zu ahd. *metamo,* zu erklären. Wir haben also hier eine dem keltischen Superlativ Dreisam entsprechende deutsche Bildung. Vielleicht kann auch die bairische Zusam (alt *Zusema*), die bei Donauwört vom Süden her in die Donau mündet, hierzu gestellt werden, wenn auch der Name der zu ihrem Gebiet gehörigen Stadt Zusmarshausen (Susmorahusen 889) Bedenken erregt.

Der Traisen in Niederösterreich, ein südlicher Nebenfluss der Donau, kommt herab vom Traissengebirge, fließt vorüber an dem Orte Traisen und an St. Pölten (ad sanctum Hippolytum) und mündet bei Traismauer in die Donau. Eine lateinische Inschrift stellt den alten Namen des Flusses als *Tragisa* fest und die Peutingerische Tafel den von Traismauer oder Traisen als *Trigisamo,* das ohne Zweifel in *Tragisamo* zu bessern ist[62]. Schon in einer Urkunde Ottos II. für das Bistum Passau vom Jahre 976 werden die Klöster *cella sancti Floriani martiris atque Treisma* dem *monasterium sancti Ypoliti* übergeben. Hier ist zwar der Ort und nicht der Fluss gemeint, aber beider Namen sind gleich. Im 13. Jahrhundert erscheint der Fluss als *Treisma, Traisma* oder *Treisem.* Die Urkundenformen sind also völlig gleich denen unserer Dreisam[63]. Aber schon hundert Jahre früher, zum Jahre 864,

[61] Krieger, Topogr. Wörterbuch², 186 begnügt sich damit, den Namen nach Buck, Alem. VIII, 147 für „vordeutsch" zu erklären. Auch *Mettenbach, Mettenberg, Mettenbuch, Mettenzarten* und *Mettnau* gehören hierher und nicht zu einem Personennamen *Metto.* Ebenso bei Zürich *Mettmenhasli* zwischen Ober- und Niederhasli. Vgl. auch Buck, Oberd. Flurnamenbuch, 177; Heilig, Ortsnamen, 21. Ferner Studer. Schweiz. Ortsnamen, 169: *Mettenberg* und *Mettmenstetten.*

[62] Orelli 1331 und Weltkarte des Castorius, hg. v. Konrad Miller, Seg. V, 1, an der Donau oberhalb Vindobona.

[63] Vgl. oben S. 163. — Nicht hierher gehört nach freundlichen Mitteilungen von Prof. Dr. A. Walde in Innsbruck die tirolische *Trisanna,* die mit der *Rosanna* vereint als *Sanna* bei Landeck in den Inn mündet.

ist die Form *Dreisima* belegt in der Urkunde, durch die der Priester Rumolt seine erworbene Besitzung *in Muntinchova marca circa fluuium Dreisima sita* dem Stift St. Gallen überträgt[64]. Das alte Mundenhofen, der ehemals der Universität gehörige Mundenhof, jetzt städtisches Rieselfeldgut, liegt nahe der Dreisam zwischen Lehen und Umkirch westlich von Freiburg im Mooswald.

Gegen eine Gleichstellung der Namen Dreisam und Traisen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht die Annahme des Übergangs der Lautgruppe *-agi-* über *-aji-* in *-ai-* in so früher Zeit Bedenken erregte. Das Althochdeutsche hat bekanntlich *aga, agi, egi, igi* erhalten[65], also durchweg Formen wie *magad, tagading, egidehsa, gitregidi, ligit,* gegenüber mhd. *meit, teidinc, eidehse, getreide, lît.* Die größte und frühste Ausdehnung hat diese Verschleifung des g im Mittel- und Niederdeutschen erfahren, während sie im Oberdeutschen später eintrat. Dies gilt für die freie Sprache, deren verschliffene Formen stets durch die Analogie der Formen mit erhaltenem *g* beeinflusst wurden. Neben der lautgesetzlichen Form *teidinc* stand *tac*, neben *getreide: tragen*, neben *lît: ligen* usw.: da konnte sich leicht das alte *g* halten oder neu eindringen.

Anders wars in den Namen, und zwar sowol der Orte als der Menschen. Schon dadurch, dass sie meist Zusammensetzungen sind und aus mehreren ursprünglich volltonigen Silben bestehen, neigen sie zu starker lautlicher Verschleifung ihrer Bestandteile. Dazu noch wurden ihre Zusammensetzungsglieder offenbar schon früh nicht mehr als Sinnworte verstanden, sondern galten einfach als namenbildende Worte. Auch der sicher belegte Brauch, dass Vater und Mutter dem Kinde je einen Teil ihres Namens abgaben, hätte wol allein kaum genügt Namen wie *Hilt-gunt, Hadu-wîc* usw., also mit gleichbedeutenden Gliedern, zustande zu bringen, wenn bei der

---

[64] Neugart, Cod. dipl. Alem. I, 345 und St. Gall. U. B. II, 118, No. 504, wo allerdings Muntinchova irrig als Mundingen im B.-A. Emmendingen erklärt ist.

[65] Die Behandlung des Fremdworts *magister* = *meistar* ist kein Gegenbeweis.

Namenbildung beide Glieder ihrem Sinne nach klar empfunden worden wären. So sind denn die Namen früh dem Einfluss der freien Sprache entzogen worden und gehen in mancher Beziehung eigne Wege, zeigen teils den frühern, teils den spätern Lautstand gegenüber der Sprache ihrer Zeit. Wenn wir also schon früh, in noch althochdeutscher Zeit, in den Zeugenreihen der Urkunden Namen wie *Meinar*, *Meinho*, *Meinhilt*, *Reinolt*, *Einhart* usw. finden[66], so ist durch diese Formen festgestellt, dass die Verschleifung des *g* damals wirklich schon stattfand, wenn auch gleichzeitige Texte sie in ihren Sinnworten noch nicht aufweisen.

Zwar ist bei unsrer Dreisam eine Form mit *-agi-* oder *-igi-* nicht überliefert wie beim Traisen in Niederösterreich, und zwar ist die Form mit *-ai-* beim Traisen ganze hundert Jahre später bezeugt als bei der Dreisam; doch ist die Möglichkeit der Verschleifung von *-agi-* in *ai* schon im 9. Jahrhundert vorhanden[67].

Das einzige deutsche Wort, das zur Erklärung des Namens unsrer Dreisam in Betracht kommen würde, ist das, wie es scheint, oberdeutsch nur in Ortsnamen belegte *treis*, *trais* = unbebautes Land, das in Mitteldeutschland sich häufig findet, und das H. Schreiber für keltisch ansah. Aber schon E. Förstemann hat auf die Verbindung verzichtet, und zwar aus Gründen, die auch für uns zwingend sind, nämlich die Unmöglichkeit, dies *treis* auf altes **tragis* zurückzuführen, wie doch durch die Namenüberlieferung des niederösterreichischen Traisen gefordert wird[68].

---

[66] Neugart, Cod. dipl. Alem. I, S. 235 *Reinhart* Löffingen **838**; I, 257 *Einhart* Denkingen in der Bertoldsbaar **846**; I, 87 *Raingerus* Seitingen b. Speichingen **786**, I, 584 *Reinger* Männedorf am Zürichsee, I, 421 *Renger* Heldschweil im Turgau **879**. *Eigpert* I, 446, Turgau **884** stellt offenbar eine Übergangsstufe dar. Auch *Einhardus* ep. Spirensis I, 565 Straßburg **913** kann erwähnt und auf *Einhart*, Karls Minister, verwiesen werden. Ob *Haino* I, 31 **759** und *Tailo* I, 48 **769** hierher gehören, ist zweifelhaft.

[67] Zur Frage können verglichen werden: K. Weinhold, Alem. Gram. § 56, S. 54; Mhd. Gram. § 89, S. 79; W. Wilmanns, Deutsche Gram. I, § 81, S. 66. H. Fischer, Zur Gesch. d. Mhd. Tüb. 1889.

[68] Altd. Namenbuch² II 479, vgl. Grimm, Wtb. II. 1408.

Somit ist der Flussname Dreisam keltisch, und zwar eine Superlativform zum Stamme *trag*, der „laufen" bedeutet.

Die Namenuntersuchung hat also nichts wesentlich Neues über das hinaus ergeben, das schon Mone vermutete. Trotzdem war sie wol am Platz, da bisher die Deutsche Grammatik zu kurz gekommen ist. Wir hatten, indem wir dem Laufe der Dreisam folgten, Gelegenheit, eines der schönsten und erinnerungsreichsten Gebiete zu durchstreifen, konnten uralte Stätten keltischer und germanisch-christlicher Kultur schauen und im Lichte geschichtlicher, orts- und sprachkundlicher Forschung betrachten. Der würzige Tannennadelduft und die frische Bergluft des Schwarzwalds und das reine klare Wasser seiner Brunnen hat uns gelabt, die alte Geschichte seiner Herrengeschlechter, Burgen, Städte und Klöster uns begierig gemacht, noch mehr zu erfahren. Ja, wenn wir noch weiter wandern dürften an die Stätten, wo die christlichen Bekenner St. Trudbert, St. Ulrich, St. Fridolin gelebt und wo mitten aus heimlich-grünem Schwarzwaldtal der wunderliche, ungeheure, verödete Kuppelbau des fürstlichen Klosters St. Blasien aufsteigt. Oder zu den Uhrmachern, Holzschneflern, Bürstenbindern, Harzern und Köhlern in den Städtchen und einsamen Höfen des Gebirgs. Oder könnten wir in die flussdurchrauschten Schluchten des Alb-, Schwarza-, Schlücht-, Wehra-, Wutach- und Gauchachtals eindringen, mit der obern Elz oder der Wildgutach uns durch die Berge drängen und am wundervoll wilden Zweribachfall rasten. Und wie herrlich wäre es, von der Tüllinger Höhe hinabzuschauen auf die große, schöne, deutsche Stadt Basel, die leider schon 400 Jahre nicht mehr dem Deutschen Reich angehört, oder vom Isteiner Klotz, wo jetzt die schweren Geschütze der deutschen Feste hinüberdräuen zu dem unruhigen, gefährlichen Volk westlich über dem Rhein, die Blicke schweifen zu lassen in die breite, grüne, kirchturmbesäte Stromebene. Und wie freut sich des Jägers Herz, wenn er den Balzgesang des Auerhahns und Birkhahns in den Waldungen und Weidfeldern des Schwarzwalds belauschen kann! Und auch der Kaiserstuhl kann uns locken

mit seiner uralten verödeten Feste auf dem Mons Brisiacus, wo einst der mächtige romanische Burgturm der Zähringer ragte und heute noch das schöne Stefansmünster seine Türme hebt. Wie wonnevoll ist es, im Frühling dort zu wandern, wenn der Seidelbast seine frühen rötlichen Blüten treibt und unzählige Maiblumen und die großen weißen und violetten Anemonen erblühen und die Nachtigallen im Rheinwald locken.

So reich ist das Gebirge, an dessen Rand wir wohnen. Auch der Blick in das kleine Gebiet der Dreisam hat es gezeigt. Darum lieben wir Freiburger unsre Stadt, unsre Dreisam, unser Breisgau und unsern Schwarzwald.

Johann Michael Moscherosch und sein Geburtsort Willstätt.

Festgabe zur Denkmalsenthüllung

von **Johannes Beinert.**

Ein Kreis von Moscheroschverehrern aus Willstätt, Straßburg und ebenso auch aus den verschiedensten Gauen Deutschlands hat es unternommen, dem verdienten Satiriker Moscherosch einen Gedenkstein an seinem Geburtsorte zu errichten. Indem sie sich eins fühlen mit seinem Streben und dem Grundgedanken seiner satirischen Schriften, sind sie sich der bei ihm bemängelten Formvollendung literarischen Könnens durchaus bewusst. Aber Moscherosch ist vor allem eine Persönlichkeit, die uns wie ein getreuer Eckart aus dem Zusammenbruch des deutschen Volkstums während des Dreißigjährigen Kriegs entgegentritt. Diese Persönlichkeit mit seinen Werken der Nachwelt erinnernd vor Augen zu führen, ist der Zweck der Denkmalsstiftung. Moscherosch schaut mit seinem biedern Sinn in unsere Zeit herüber, wo der deutsche Volksgedanke zur Wirklichkeit geworden ist. Er hat seinerzeit den Untergang deutschen Wesens als die notwendige Folge der Ausländerei und der Sittenverderbnis träumend vorgestellt. Seine Satire ist daher bitterer Ernst. Keine zweite ist so aus der Geschichte unseres Volks herausgewachsen wie diese. Daher hat Moscherosch auch ein wolzubeachtendes nationales Verdienst. Seine Werke sind kulturgeschichtliche Denkmäler. Er war die letzte Blüte des Straßburger Literatenkreises aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Ja, er ist geistig ihr Kind, ein Schüler und Nachfolger von Brant, Geiler, Murner und Fischart. Philander ist auch der

Vorläufer einer ganzen Romangattung im 17. Jahrhundert. Grimmelshausen und Christian Weise haben Moscheroschs Satire zu wertvollen Zeitromanen ausgebildet. Daher kann Moscheroschs Bedeutung wol einer solchen Ehrung, wie sie die Denkmalsstiftung in Willstätt sein will, wert erachtet werden.

Bekanntlich ist Moscheroschs Pseudonym bei seinen ersten Ausgaben der Gesichte „Philander von Sittewald". Das letzte Wort ist eine Umstellung der Buchstaben seines Heimatorts „Wilstaedt". Nun will Sittewald seinem Philander die ihm schuldige Ehre erweisen.

Anlässlich der Denkmalsenthüllung sei es vergönnt, die Beziehungen Moscheroschs zu Willstätt hier zu behandeln.

Am 7. März 1601 erblickte unser Satiriker in dem Amtsflecken Willstätt das Licht der Welt[1]. Sein Vater, Michael Moscherosch, war seit 1599 Kirchenschaffner daselbst und hatte als solcher die Verwaltung des Kirchenvermögens im oberen Bezirk des rechtsrheinischen Teils der Grafschaft Hanau-Lichtenberg unter sich. Diese Kirchschaffnei wurde in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts bei der Einführung der Reformation an die Willstätter Amtsschaffnei angegliedert. Noch der Schwiegervater Michael Moscheroschs, Quirinus Beck, versah bis 1599 das Amt eines Kirchenschaffners und Amtsschaffners zugleich[2]. Wie Moscherosch nach Willstätt gekommen ist, ob durch Vermittlung seines Schwiegervaters oder zunächst nur seines Amts wegen, ist nicht festzustellen; doch Tatsache ist, dass der junge Straßburger alsbald die Tochter seines Amtsvorgängers als seine Braut auserkor und sie im Jahre 1600 heimführte. Ihr Name war Veronika. Das Jahr darauf schenkte sie Hans Michael als Erstgeborenem das Leben. Pate war der damalige Amt-

[1] Nach alten Angaben finden wir als Geburtstag den 5. März angegeben. Moscherosch nennt aber selbst in einem Brief an seinen Freund Machner in Breslau den 7. März 1601.

[2] Der mit Michael Moscherosch gleichzeitige Amtsschaffner war Adam Würtz, der am 11. Febr. 1613 dem Töchterchen Amalia Michael Moscheroschs Taufpate stand (Willstätter Kirchenbuch).

mann Ludwig von Böcklinsau, der Vater Philipp Ulmanns, des Freunds des jungen Moscherosch, der im Dreißigjährigen Krieg Amtmann in Willstätt war. In der Zeit von 1601 bis 1623 wurde die Ehe des Kirchenschaffners Moscherosch mit noch 11 Kindern gesegnet, von denen Euphemia, Maria Salome, Hans Ulrich, Maria Magdalena, Amalia, Hans Christoph, Maternus, Maria Jakoba und Quirinus ein erwachsenes Alter erreichten[3]. Die elterliche Erziehung stand auf echt christlichem Boden, die das Einfache und Gute liebte, allen Tand und alle Heuchelei von Grund aus hasste. Der Satiriker sagt selbst, dass er „mit höchstem Fleiß auferzogen und zu Kirchen und Schulen evangelisch augsburgischer Wahrheit angehalten“ wurde.

Da er aber ein „herrliches Ingenium“ merken ließ, wie er später sagt, so wurde er 1612 als elfjähriger Knabe nach Straßburg in die Lateinschule geschickt, um „Kunst und Tugend allda zu erlernen“[4]. So erwuchs dem Kirchenschaffner Moscherosch keine geringe Aufgabe. Von den andern Söhnen scheint er gleichzeitig keinen in die Straßburger Schule geschickt zu haben. Um das Einkommen der Familie zu erhöhen, trieb er nebenbei auch Landwirtschaft. Da ihm aber der Grund und Boden, der ihm von Amts wegen überlassen wurde, hierzu nicht genügte, so nahm er in den Anfangsjahren Güter von der Willstätter Gemeinde in Pacht. So zahlte er noch 1617 einen Mattenzins im Betrage von 50 ℔. Bei seinen Mitbürgern stand der Vater Moscheroschs bald in achtbarem Ansehen. 1612 wurde er unter die Heimburger gewählt, die drei Waldmeister, wie sie auch genannt wurden. Jährlich wechselte dieses Ehrenamt. Das Resultat beim Rechnungsabschluss war jedoch, dass die drei Waldmeister den Fehlbetrag von 35 ℔ 13 β 10 ₰ selbst erlegen mussten. 1618 versah Michael Moscherosch auch das Amt eines Gerichtsschöffen, wie aus einer Kaufurkunde hervorgeht über drei Viertel Matten, die er für 70 fl. zu Eigentum er-

---

[3] Vgl. Obser, Euphorion V, 471—475, Zur Lebensgeschichte Moscheroschs. und das Willstätter Kirchenbuch.

[4] Gesichte Philanders von Sittewald I 5.

warb. Die Verhältnisse der Familie scheinen sich in den zwanziger Jahren zusehends gebessert zu haben, da man ihm auch im Jahr 1623 in der Willstätter Gemeinderechnung 113 ℔ 18 β schuldig blieb[5]. Da Hans Michael in diesen Jahren dem Studium oblag, sind die Anzeichen einer glücklichen Vermögenslage der Eltern um so wichtiger.

Während seiner Schulzeit besuchte der junge Willstätter die Eltern selten, dagegen weilte er in den Ferien regelmäßig bei ihnen. Eltern und Geschwister kamen während der Woche oft nach Straßburg zu ihm, auch der Vater. Jedesmal brachten sie ihm etwas mit. Das machte ihm solche Freude, dass er es fast immer in seinem Schreibkalender eintrug[6]. Neugierig fragte er nach den Ereignissen zu Hause und trug sie, wenn sie ihm wichtig schienen, gewissenhaft ein. Wir besitzen besonders interessante Einträge aus den Jahren 1619—1622. An den Namenstagen beschenkte er jedes seiner Angehörigen mit einer Kleinigkeit, z. B. mit Marzipan, Nesteln oder einer Nählade. Besonders machte es ihm Freude, wenn er so die Geschwister überraschen konnte. Bei seinem Lehrer Crusius stand er in besonderer Gunst. Einmal verehrte er ihm ein Gedicht nebst einem Goldgulden. In den Jahren 1620 und 1621 besuchten die Lehrer Crusius und Bernegger ihn und seine Eltern in Willstätt anlässlich der Messe am zweiten Dienstag im Oktober. Nach einem Besuche im Jahre 1621 (9. Juli) fuhr er auf einem Floß in der Kinzig nach Straßburg zurück. In diesen Jahren 1619—1621 hatte Moscherosch viel mit einem Fußleiden zu tun. Er war im Jahr 1619 (Januar) wahrscheinlich in Willstätt vom Pferd gefallen und hatte den Fuß verstaucht. Erst nach drei Vierteljahren war der Fuß notdürftig geheilt, weshalb er bis dahin oft von der Schule fernbleiben und ärztliche Hilfe beanspruchen musste. Der Fuß brach aber in der nächsten Zeit wieder auf, so dass er noch 1621

[5] Für die Wolhabenheit der Familie Moscherosch in Willstätt sprechen vor allem die späteren zahlreichen Liegenschaftsverkäufe.

[6] Moscheroschs Schreibkalender wurde herausgeg. v. A. Schmitt, Zeitschrift für Bücherfreunde 1899.

eine Heilung durch Aderlass versuchte, ein Heilverfahren, das er später im Podagramm als eine gauklerische Kunst lächerlich machte. Besonders aufzeichnungswürdig erschienen ihm die Schulereignisse und die Nachrichten vom Kriege. Damals fiel ihm schon das Treiben der Soldaten und anderer Leute, die auf Kosten des Kriegs lebten, auf. Die zunehmenden Verbrechen in Straßburg erfüllten ihn mit Entsetzen.

Im Jahre 1620 bezog Moscherosch die neuerrichtete Universität in Straßburg. Er widmete sich hauptsächlich dem juristischen Studium; daneben hörte er auch eifrig die Vorträge über Literatur und Sprachen. Das Studium der alten Schriftsteller und selbst des Hebräischen hat ihn ernstlich angezogen. Hier erwarb er sich die Grundlage seines geradezu polyhistorischen Wissens und besonders seiner weitgehenden Sprachkenntnisse[7]. 1622 beteiligte er sich unter der Leitung Berneggers mit 24 andern Studenten an einer Disputation über ein lateinisches Werk. Am 8. April 1624 wurde er unter dem Beifall der ganzen Akademie an erster Stelle zum Magister promoviert[8].

Nach Vollendung seines Studiums erwachte in Moscherosch der Drang nach Weltkenntnis. Er verließ deshalb mit Einwilligung seiner Eltern Straßburg und Willstätt und trat mit seinem Freund Machner die Reise nach Frankreich an. „Um den ganzen Welthandel kennen zu lernen“, sagt er, „nahm

[7] Von seinen Lehrern, die ihm auch im späteren Leben nahestanden, sind Mathias Bernegger und Dr. Johannes Schmidt hervorzuheben. Eine Reihe weiterer Freunde waren von bestimmendem Einfluss auf Moscheroschs Karakter: Zinkgref, Balthasar Jäger und Lingelsheim. Sie alle schwärmten für deutsche Art und Sprache. Zinkgref gab eine Sammlung deutscher Aussprüche berühmter Männer und Helden heraus, um die Hoheit und Würde der deutschen Sprache zu zeigen. Der junge Moscherosch half eifrig mit und versuchte sich selbst in deutschen und lateinischen Gedichten. In demselben Kreise wurden Joh. Wessel, Scultetus, Machner und Sebastian König herangebildet, die alle nähere Freunde des jungen Moscherosch blieben.

[8] In die Straßburger Universitätsmatrikel ist Moscherosch 1624 ohne nähere Zeitangabe mit „candidatorum philosophiae doctoratus“ eingetragen. Vgl. hierüber L. Pariser, Beitr. z. Biogr. Moscheroschs, Diss., München 1891.

ich mir vor über den blauen Berg in ein ander Land und Reich zu ziehen, umb zu sehen, ob da selbsten Treu und Religion, Glauben und Redlichkeit auch so vermummet, oder ob sie besser zu finden, Ehrlicher gehalten oder belohnt würden?" (Ges. I 8). Der Weg ging über Nancy, wo er in der Herberge zu St. Nikolaus am 31. August ankam. Von hier ging es mit der „ordinari" Kutsche nach Paris, von da nach Orleans und zu Wasser die Loire hinab, wo er die Städte Blois, Amboise, Tour und Angiers besuchte. Mittlerweile war es Winter und er blieb in Angiers bei Monsieur de la Mare, rue de St. Lo. Im Frühling wurde die Reise bei angenehmem Wetter über Bourges und Moulins fortgesetzt. Nach 14tägigem Aufenthalt daselbst ging es weiter nach Lyon, wo er im Lion d'or abstieg. Im April besuchte er das schöne Grenoble und die Grande Chartreuse. Das nächste Reiseziel war Genf, wo er sechs Wochen verweilte. Hier erreichten ihn die Nachrichten seiner Eltern und seiner Freunde. Auf ihren Wunsch und „die Aufforderung" entschloss er sich, die Heimreise anzutreten. Sie führte ihn über Lausanne, Bern, Solothurn, Basel, Freiburg, Breisach und „fürder über Land" bis in die „Haymat nach Sittewald" (Ges. I 278). Diese Reise dauerte fast ein Jahr (August 1624 bis Juni 1625) und war für die Eltern ein großes Opfer, für den Sohn aber eine treffliche Schule.

Aber damit war die Schaulust Moscheroschs noch nicht befriedigt. Er verblieb nur kurze Zeit in Willstätt und nahm sich alsbald vor, das „übrige Weltwesen" auf den Akademien und andern berühmten deutschen Städten kennen zu lernen. Er begab sich einige Zeit „in den nechst gelegenen Saurbronnen", wahrscheinlich Peterstal. Alsdann besuchte er im Sommer und im Herbste 1625 die Akademie Tübingen, wo er den Gelehrten Lansius hören wollte. Nach der Rückkehr weilte Moscherosch bis zum August wieder in Willstätt, von wo aus er seine Stelle als Hofmeister bei dem Grafen Johann Philipp II. von Leiningen-Dagsburg antrat. Während des Aufenthalts als Hofmeister auf der Burg Hartenburg bei Dürkheim lernte er Esther Ackermann, die Tochter eines Frankentaler Juweliers, kennen, die ihm nach der Trauung

am 10. September 1628 als seine junge Gattin nach Willstätt folgte. Hier weilten sie längere Zeit. Moscherosch war gerade stellenlos und befand sich nicht immer in der besten Laune. Am 7. Juli 1629 wurde ihm ein Mädchen geboren, das nach der Großmutter Maria Veronika genannt wurde, aber schon am 24. Juli starb. Moscherosch besuchte viel seine Straßburger Freunde und vervollkommnete sich in den Rechtskenntnissen. Vorübergehend scheint er im Dienste des Grafen von Hanau-Lichtenberg gestanden zu haben. Er kehrte aber wieder nach Willstätt zurück. Damals versuchte er sich auch in der Dichtkunst und schrieb seine Epigrammensammlung „Centuriae Epigrammatum 1630." Seine Bemühungen, eine Professur der Poesie an der Universität zu Straßburg zu erlangen, schlugen fehl. Philipp Ulmann Böckle von Böcklinsau, Amtmann von Willstätt, versuchte vergeblich, Moscherosch eine Stellung in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg zu verschaffen. Im Juli 1630 erhielt er eine Stelle als Amtmann von Kriechingen, von wo ihn die Stürme des Dreißigjährigen Kriegs 1635 wieder nach Straßburg verschlugen.

Ein herbes Geschick hatte inzwischen über Sittewald und den Angehörigen Moscheroschs gewaltet. Die Vermögensverhältnisse seines Vaters hatten sich bei den ersten Anzeichen des Kriegs verschlechtert. Schon 1630 musste er bei der Gemeinde Geld aufnehmen und zahlte einen Zins von 50 ꝟ Hauptguts. Auch 1632 löste er 15 ꝟ geliehenes Geld wieder aus, blieb aber noch 18 ꝟ schuldig. Die heranwachsenden Söhne und Töchter beanspruchten immer mehr die elterliche Fürsorge. Drei Schwestern des Satirikers Moscherosch wurden nach Willstätt verheiratet. Am 21. April 1628 wurde Euphemia mit dem Wagner Michael Back zu Willstätt getraut. Am 2. März 1629 heiratete Maria Salome den jungen Willstätter Schwanenwirt Bernhard Rapp, gebürtig aus Scherzheim. Am 14. Februar 1631 folgte Maria Magdalena, die sich ebenfalls nach Willstätt mit dem Hafner Hans Ziegler verehlichte. (Willstätter Kirchenbuch.) Aber die auflodernde Kriegsfackel machte den Erfolg fleißiger Hände unmöglich. Am 18. Februar 1632 wurde Willstätt von den

Kaiserlichen eingenommen und gebrandschatzt. Viele Einwohner erlagen den Grausamkeiten der Soldaten. Die Mädchen wurden den Eltern entrissen und weggeführt. Infolge der Ausplünderung war Michael Moscherosch unfähig, 1633 den von 375 ℔ Hauptguts fälligen achten Teil für „Georg Tilgers Reben von Ulm“ zu bezahlen. Die Gemeinde erlegte ihm diese Summe. Im Herbste des nächsten Jahrs (1634) näherte sich Johann von Werdt dem befestigten Willstätt. Am 27. September, als eben noch alle Scheunen gefüllt waren, wurde das Städtchen eingenommen und niedergebrannt. Auch das Haus Moscheroschs ging in Flammen auf. Die Einwohner flüchteten sich nach Straßburg oder nach der Schweiz. Der Schaden war groß. Als am 4. März 1635 der Kriegsschaden zusammengestellt wurde, stand in dem Willstätter Kriegsschadenverzeichnis: „Michael Moschorosch hatt Brantschaden angeben an Hauß, scheur, Ställ, Häu, Stro, Haußrath, geschätzt für 1800 fl.“ Die Familie Moscherosch flüchtete sich nach Straßburg und kehrte nur zu den Feldbestellungsarbeiten wieder zurück. Es brach eine schreckliche Hungersnot aus und dazu hauste die Ruhr. Hans Michael Moscherosch traf damals in Straßburg mit seinen Kindern als Flüchtling mit seinen verarmten Willstätter Angehörigen zusammen. Er konnte all den Schmerz mit den Seinigen teilen. 1634 war ihm die erste Gemahlin und 1635 auch die zweite, Barbara Paniel, durch den Tod geraubt worden. Nun sass auch er im Elend als Witwer. Einer seiner Brüder, Hans Christoph, war Wundarzt und Barbier in Straßburg, ein anderer, Maternus, war Schuhmacher dortselbst. 1636 hatte sich die Familie Moscherosch wieder nach Willstätt gewagt. Hunger und Krankheit wüteten fürchterlich. Unter den vielen, die jenen Sommer dem Ansteckungstod erlagen, war auch Moscheroschs Vater. Die letzte Ehre wurde dem Strebsamen am 10. Juli 1636 erwiesen. Nun war für die Familie Moscherosch weder Auskommen noch Sicherheit in Willstätt zu erhoffen, sie flüchtete wieder nach Straßburg[9]. Willstätt war ein verödeter

[9] Moscheroschs Schwester Maria Magdalena starb am 4. September 1637 als Flüchtige in Straßburg.

Ort. Das Schicksal seiner Angehörigen und seiner Vaterstadt berührte unsern Satiriker schmerzlich. Sittewald hat daher einen wesentlichen Anteil an den Strafschriften. Mit welcher Liebe er an seinem Geburtsorte hing und mit welchem Schmerz er dessen Untergang empfand, bezeugt er in den Gesichten, wo er sagt: „Sittewald, die vor Jahren schöneste Spatzier- und Lust- nunmehr aber in den Boden ausgebrandte, geschleiffte und unkandbare Wilde statt" (Ges. I 338). An den schwedischen Kanzler Oxenstiern schreibt er gelegentlich seiner Verhandlungen von Benfeld aus: „Nachdem mein Vatterland Wilstett, under dem Graven von Hanaw, eine Meile ienseits des Rheins gegen Straßburg über, ganz in grund abgebrannt, ich auch von meinen anererbten Gütern, under dem Herren Rheingrafen zu Finstingen gelegen — zum vierten mahl durch die Lothringische vertrieben — hab ich mich endlich nach Straßburg begeben"[10] (1642).

In poetischer Form beklagt Moscherosch die Verwüstung seines Geburtsstädtchens in einem Reisegedicht an seinen Freund Melander (Ettlinger, Ungedruckte Gedichte Moscheroschs, Zeitschr. des Vogesenklubs, Straßburg Bd. 16).

Aus Melanders Abschied:

„So zieh nur immer hin! Ihr aber Wiesen, Felder,
Stätt, Dörfer, Lufft und Land, Ihr Wasser, Wunne, Wälder
Und du, du Edler Rhein, Ihr, Neckar, Donau, Lech,
Du werthe Kintze du, die du mein Sittewaldt
Wilstätt, befreyter lust vorhin ein auffenthalt,
Jetzt, daß es Gott erbarm, ein eingeäschte Statt,
Du werthe Kinze du, in deren ich geschwommen,
Laßt es Melander nicht entgelten. —
Nun so zieht Melander frey.
Laßt, Ihr Wiesen, Wasser, Wälder,
Laßt Ihn, Gärten, Berge, Felder,
Eure Pässe gehn vorbei. —"

Wenn Melander auf der Heimreise an Sittewald vorbeikommt, so soll er es beweinen.

---

[10] Briefe von Moscherosch, Zeitschr. f. deutsche Phil. 21, S. 183 ff., Witkowsky.

„Doch, ach Melander, wan Du kommst nach Sittewald
Und die vor schöne Stätt ietzt siehest in gefilden,
In Kirch, Schloß, Gärten, Wühl und Häusern so verwildern,
Die durch Unmänschen grimm verstelte ungestalt,
Ach, so beseuffze doch mein armes Vatterland!
Das Haus, darinn ich bin an diese Welt gebohren,
Das ist durch Schnauberey im Feur und Rauch verlohren. —
O weh uns Teutschen, weh! Es ist nicht umb die schand
Noch umb den spott allein: Es ist vielmehr des schad
Des armen Teutschen lands, das lang genug gelitten,
Und wider seinen Ruhm und Freyheit selbst gestritten.“

Seit dieser verhängnisvollen Katastrophe Sittewalds begegnen wir keinem Einwohner des Namens Moscherosch[11] mehr. Die beiden in Willstätt verheirateten Schwestern haben jedoch Nachkommen im Dorfe zurückgelassen, so dass auch heute noch Willstätter ihre Verwandtschaft auf den Kirchenschaffner Michael Moscherosch werden zurückführen können. Da die Moscheroschischen Erben ihre Güter alle in der Willstätter Gemarkung liegen hatten, so traten sie noch oft in Beziehung mit ihrer alten Heimat. Am 14. Juni 1647 treffen wir Johann Christoph Moscherosch (geb. am 13. Juli 1617), Barbier und Wundarzt in Straßburg, wo er sich das Bürgerrecht erworben hatte, wieder in Willstätt, um sich an diesem Tage eine Geburts- und Abschiedsurkunde ausstellen zu lassen. Auch Maternus Moscherosch weilte in Straßburg und war Schuhmachermeister seines Berufs. Er war viel jünger als Hans Michael, der in angesehener Stellung als Straßburger Fiskal ganz andere Lebensbedingungen hatte. Jedenfalls haben sich die Brüder nichtsdestoweniger nahegestanden. Auch Maria Salome, die 1629 den Willstätter Schwanenwirt Rapp heiratete, weilte in Straßburg, während eine andere Schwester Amalia ihren Hausstand in Lichtenau

[11] In Straßburg und im Elsass kommt noch heute der Name „Moschenros“ vor. Dies ist die älteste Namensform von dem spanischen „Musenros“. Moscherosch fand ich nicht mehr im Elsass als Familienname, wol aber (in Straßburg) „Moscheñrosch“, eine Form, die uns auch in französischer Schreibweise für den Satiriker begegnet. „Moscherosch“ ist nur Willstätter Form, die zuerst „Moschorosch“ hieß.

hatte. Eine dritte Schwester des Satirikers, Maria Jakoba, war an Michael Reichert, einen gräflich hanauischen Kapellanus zu Hanau, verheiratet. 1666 war sie schon Witwe. Aus zwei weiteren Familienpapieren, die aus dem Nachlasse des geistlichen Rats Grieshaber an die Universitätsbibliothek Freiburg gelangten, geht hervor, dass Hans Michel Moscherosch seine Mutter im hohen Alter in Straßburg bei sich hatte. Er besorgte ihre Vermögensangelegenheiten und quittierte in den vorliegenden Fällen in ihrem Namen und Auftrag. Seine hierauf bezügliche Formel lautet: „Darüber auch meine Mutter Ihm dise Quittung zu geben mir befohlen . . . geben in Straßburg . . . 1652.“ Wir erinnern uns dabei an das Denkmal der Liebe, das er seiner Mutter in dem Büchlein Insomnis cura parentum 1643 setzte, S. 19: „Drittens, damit ihr meiner Mutter, die ich euch vor Gott treulich empfehle, in ihrem Alter nach nützlichkeit behülfflich und bedienet sein möget . . . Thut Ihr Liebs und guts: haltet sie in Ehren. . . . Darumb so pfleget ihrer wann ich nichts mehr thun kan.“

Wie Moscherosch seine Mutter pflegte, so half er auch den in Not geratenen Geschwistern. Er konnte das um so eher, als er 1642 selbst nach Straßburg übersiedelte, allerdings als ausgeplünderter und ausgeraubter Mann. Doch hier entfaltete er seine erfolgreiche Schriftstellertätigkeit und erlangte bald eine sichere Stellung als Fiskal der Stadt Straßburg (1645), nachdem er bald als juristischer Beirat, bald als Gesandter der Stadt oder der verwitweten Herzogin von Württemberg in Paris Dienste geleistet hatte. Ernsthaft beschäftigte ihn auch die Sorge um seinen jüngsten, außerordentlich begabten Bruder Quirinus, der ebenfalls dichtete und in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen wurde. Er gab 1673 eine Gedichtsammlung „Das Blumenparadies“ heraus [12]. Auf Anleitung und wahrscheinlich auch mit Hilfe seines Bruders besuchte er die Lateinschule in Straßburg und studierte um 1646 Theologie dortselbst. Mit welcher besonderen

---

[12] 1650 erschien von ihm „Geistliche Buß- Freud- und Friedenslieder angestimmt durch Quirinus Moscherosch von Willstädt“.

Liebe sich die beiden Brüder begegneten, bezeugt eine merkwürdige Stelle in den Höllenkindern, wo „Reiner von Sittewald" — das ist das Pseudonym des jungen Quirinus Moscherosch — in der Szene vom Studentenleben eingeführt wird (S. 426, 1650). Der Satiriker erblickt unter den unmäßig tobenden Studenten auch Reiner von Sittewald. Er winkt ihm und heißt ihn folgen, damit nicht die Stricke über ihn geworfen werden. Kaum hat Philander seinen Bruder gerettet, als das ganze Zimmer mit Donner und Krachen in lichterloher Flamme steht und die armen Seelen wie in einem Glasofen schmelzen. Beide erseufzen und danken Gott für die Rettung. Den Dank spricht ein religiöses Gedicht Reiners aus, das Moscherosch einführen wollte. Zu dem Bruder aber spricht er: „Und du Reiner . . ., du siehest wie brüderlich ich dich zurückgezogen, erkenne du, dise Genade, und gebe Gott danck und thue denen nach mir, wie ich jetzt an dir gethan habe." Reiner sprach: S. 436: „Und nun erkenne ich auch, dass mich Gott auß sondern Gnaden für dem Undergang erhalten hat." Sicher hat diese Stelle symbolische Bedeutung, sie enthält eine Wendung in Reiners Leben, seinen Ruf zur Theologie. Und dazu hat ihn Hans Michael, sein unter dem Kreuzesjoch schwer gebeugter Bruder, bestimmt; auch hatte der 1624 geborene Quirinus[13] in Willstätt bei seinen Eltern den Kelch des bittern Kriegselends mitkosten müssen.

Noch lange hat das harte Schicksal Sittewalds in der Seele der Brüder nachgehallt. Von einer Durchreise nach Tübingen 1646 über Willstätt wurde Quirinus so betrübt, dass er 1657 jenen traurigen Anblick des Dorfs in den Einweihungsgedichten der Willstätter Kirche schilderte. Sie tragen den Titel „Kriegs-Sturm und Sieges-Thurm"[14]. Die

---

[13] Quirinus gab der Gesichtenausgabe Hans Michaels von 1650 auch eine Widmung bei: „So recht mein Bruder usw.", das er mit „Germano Germanus Reiner von Sittewald" unterzeichnet. Dittmar und Erich Schmidt, Z. f. d. A. S. 23, 74, hatten andere Vermutungen.

[14] Gedruckt in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. XX, 1905, 260—271 (Frankhauser).

Liegenschaftsverkäufe führten noch oft die in Straßburg weilenden Glieder der Familie Moscherosch und sicherlich auch unsern Satiriker nach Willstätt.

Das Bannbuch des Fleckens zählt 1659 noch fünf Jeuch Äcker und vier Morgen Wiesen als Eigentum der Moscheroschischen Erben auf. Aus dem Grundbuche für Ausmärker entnehmen wir noch 1664 vier Morgen Grundbesitz. Zieht man in Betracht, dass im Dreißigjährigen Krieg wol schon manches Stück Feld in andere Hände gelangt war, so kann man die Landwirtschaft des Vaters Moscheroschs nicht gering schätzen. In der Zeit von 1652—1687 wurden von den Überlebenden der Familie Moscherosch Liegenschaftsverkäufe über $6^1/_2$ Jeuch und fünf Stück Acker ohne Maßangabe, sechs Morgen Wiesen und einen Hausplatz im Dorfe Hesselhurst abgeschlossen[15].

Von besonderer Wichtigkeit ist für uns der Verkauf der Hofraite des väterlichen Wohnhauses Moscheroschs. Am 17. Oktober 1670 verkaufen Johann Christoph Moscherosch und „Meister Matern“ an die gräflich hanauische Herrschaft: „Ein Hoffstatt oder Haußplatz gelegen in dem Flecken Willstätt, einseit neben Hannß Adam Metzger, Bürgern und Schumacher alhier, anderseit neben Besagter Hochgräffl. Herrschafft als Käuffern mehrerw. guets, vornen auff die Landstraß, und hinden auff die Kintzig stoßendt . . . für 15 ℔ pfenning Straßburger Bahren gelts.“ Die hier im Besitz der Moscheroschischen Familie sich befindende Hofstatt ist nichts anderes als die Stätte des 1634 im Kriegsgetümmel niedergebrannten Wohnhauses, dessen Schicksal auch Philander in dem Abschiedsgedicht an seinen Freund Melander beklagt. Seit jenen Schreckenstagen war es nicht wieder aufgebaut worden. Ob dieses Haus auch das Geburtshaus Hans Michaels gewesen ist, kann man nicht mit Sicherheit behaupten wollen, wennschon die Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Jedenfalls aber ist es seiner Eltern Heim und seine Erziehungsstätte ge-

[15] Am längsten besass der Pfarrer Quirinus Moscherosch (1656—1675 Pfarrer in Bodersweier) Güter in Willstätt. In dem letzten Kaufbrief von 1687 werden Sophia Veronica, Carl Gottwald, Susanna, Ester, Johanna und Christinna seine Kinder genannt.

wesen. Diese Gewissheit kann uns noch von größerem Werte sein. Dadurch, dass Willstätt nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Kriege wieder neu und anders aufgebaut wurde, ist es schwierig, den Standort des Moscheroschischen Hauses genau zu bestimmen. Drei Punkte der Angaben im Kaufbrief geben einen Fingerzeig. Hinten floss die Kintzig vorbei, vorn schaute es auf die Landstraße und grenzte an das Grundeigentum der Herrschaft, also an das Schlossgebiet. Wenn dieser letzte Punkt richtig vermutet ist, so müssen wir die Lage des Hauses etwa an der Wegbiegung bei der Willstätter Mühle suchen, die herrschaftlich war und wo die Hofraite angrenzte.

Bisher hat sich Willstätt und das Hanauerland seines berühmten einheimischen Schriftstellers wenig erinnert. Doch lebte er von einem Menschenalter zum andern fort; jeder Willstätter Bürger weiß von ihm, ja seine Werke werden noch gelesen. Seit den neunziger Jahren hat sich das Interesse für ihn durch zahlreiche Arbeiten und Aufsätze über seinen Lebenslauf und seine Bedeutung im engeren wie im weiteren Vaterlande gesteigert[16]. Er ist heute geachtet als Schilderer der Sitten und des Modewesens aus der kulturgeschichtlich so bedeutenden Zeit des großen Kriegs, als deutsch denkender Verfechter unseres Volkstums und endlich als Sprachreiniger[17]. Daher fand die Anregung zu einer Denkmalsstiftung, die von Willstätt ausging, gerne die Unterstützung vieler Verehrer und vor allem des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der das Unternehmen durch einen hohen Beitrag wolwollend förderte. Der Grundstock zur Denkmalsgründung wurde durch die hochherzigen Stiftungen

---

[16] Erwähnt seien noch Heinrich Schlosser, J. M. Moscherosch und die Burg Geroldseck im Wasgau, Straßburg 1893, in den Berichten über Erhaltung der gesch. Denkmäler in Elsass-Lothr.; Ernst Martin, Vortrag 17. Juni 1891 zu Finstingen, Jahrb. f. Gesch. usw. von Elsass-Lothr.; Beinert, Deutsche Quellen und Vorbilder zu Moscheroschs Gesichten, Alemannia N. F. V, 1904, 161—222; Dr. Lasch, Moscherosch, in Elsäss. Lebensbilder, Straßburg 1904.

[17] Vgl. meinen Aufsatz i. d. Zeitschr. f. deutsche Wortforschung VI, 1904, 76—89.

der Familie König in Willstätt und des Willstätter Sparvereins gelegt. Gerne ist Schreiber dieses dem Plane mit zwei Moscheroschvorträgen am 18. Dezember 1904 und am 8. Januar 1905 zu Gunsten des Denkmals zu Hilfe gekommen. Mit Erlaubnis Großh. Oberkirchenrats ist auf dem Platze neben der stolzen Willstätter Kirche das Denkmal errichtet und am 9. Juni d. J. enthüllt worden. Möge nun das Bild des Manns zu denjenigen reden, die ihn nicht kennen, möge es ein Stück deutscher Vergangenheit aus dem Dreißigjährigen Krieg und aus dem Leben und Streben des Gefeierten im Geiste derjenigen wachrufen, die ihn zu verstehen wissen. Sittewald hat seinen Philander gebührend geehrt.

Zu Otto Böckels „Psychologie der Volksdichtung“[1].

Von **Bernhard Kahle.**

Das Folgende will keine Kritik von Böckels schönem Buche sein. Es sind einige Bemerkungen und Anmerkungen, die mir beim Lesen eingefallen sind, und sie sollen Zeugnis ablegen von dem Interesse, welches das Werk bei mir erweckt hat, von dem Genuss, den ich dabei gehabt habe. Gleichwol mögen einige allgemeine Betrachtungen voranstehen. Nachdem der Verfasser im Jahre 1885 sein Buch „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen“ veröffentlicht hatte, das besonders um seiner Einleitung willen von hohem Wert ist, war er verstummt. Aber dass er seiner alten Liebe zum deutschen Volkslied nicht untreu geworden ist, zeigt dieses Buch. Er bezeichnet es selbst als ein Lebenswerk, das Heimweh zum deutschen Volkslied hat ihn dazu getrieben, seine alten Studien wieder aufzunehmen. Jeder Freund deutscher Wissenschaft, deutschen Volkstums kann ihm nur aufrichtig dafür danken. Denn wenn er auch in bewundernswerter Weise in die Volksdichtung der europäischen Völker eingedrungen ist, und darüber hinaus die Dichtung anderer Völker zum Vergleich heranzieht, so hängt sein Herz doch am deutschen Volkslied, am deutschen Volkstum. Und so ist denn auch sein Buch durchdrungen von einem warmen Herzenston. Sein Herz fühlt mit dem, was das Volk in seinen Liedern singt. Feinsinnig spürt er den Regungen der Volksseele — wenn es noch erlaubt ist, diesen Ausdruck zu brauchen — nach. Er empfindet Leid und Freud des Volks mit, lebt mit in der Natur, wie sie das Volkslied schildert. Das alles macht sein Buch nicht nur dem Forscher zu einer

---

[1] B. G. Teubner, Leipzig 1906.

schier unerschöpflichen Quelle — der verarbeitete Stoff ist ein ungeheurer — sondern es bewirkt auch, dass jeder Gebildete, jeder Freund der Dichtung viel Anregung aus dem Werk schöpfen, dass er es mit Genuss lesen wird. So sei es denn weitesten Kreisen aufs angelegentlichste empfohlen. Um von seiner Reichhaltigkeit einen Begriff zu geben, will ich wenigstens die Titel der einzelnen Abschnitte anführen. 1. Der Ursprung des Volksgesanges. 2. Das Wesen der Volksdichtung. 3. Das Entstehen des Volksliedes. 4. Volksart und Volksdichtung. 5. Die Sprache der Volksdichtung. 6. Volkssänger. 7. Die Frauen und ihr Anteil am Volksgesang. 8. Die Totenklagen. 9. Stätten des Volksgesanges. 10. Lebensfähigkeit der Volksdichtung. 11. Wanderungen der Volkslieder. 12. Wettgesänge. 13. Wirkung des Volksgesanges. 14. Der Optimismus der Volksdichtung. 15. Mensch und Natur. 16. Das Gefühlsleben im Volksliede. 17. Humor und Spott in der Volksdichtung. 18. Geschichte und Volksdichtung. 19. Das Kriegslied. 20. Hochzeitslieder. 21. Das Verschwinden der Volkslieder. 22. Ausklang. Register.

Im 1. Abschnitt handelt Böckel von den Rufen, aus denen das Volkslied hervorgegangen sei, und spricht dabei auch von den Rufen der Straßenhändler. Sie seien heut im deutschen Straßenleben geschwunden (S. 4 Anm. 1). Dem ist doch nicht ganz so. So höre ich von Zeit zu Zeit einen Mann, der mit Holzsieben handelt, sein „siébà, siébà“ regelmäßig auf der Straße ausrufen, auch Kartoffeln und Besen werden hier (in Heidelberg) noch ausgerufen. In Darmstadt ertönt noch der Ruf „Dannebäl“ (Tannäpfel). In meiner Jugend habe ich in Berlin noch allerlei ausrufen hören, zwar nicht so auf den Straßen, das verbot sich zum Teil wegen des Straßenlärms, aber in die Höfe der Häuser kamen die Händler und riefen ihre Waren aus, wie „Beren“ (Birnen), „Bücklinge“, „jroße jrüne Häringe“, „Saand“. Ob das ganz verschwunden ist, kann ich freilich nicht sagen. In Kopenhagen stand das Ausrufen auf den Straßen vor einem Jahrzehnt wenigstens noch in voller Blüte.

Ein Karakteristikum des Volkslieds ist im allgemeinen seine Anonymität. Das Volk kennt die Verfasser nicht uud

fragt auch nicht nach ihnen. „Die Dichter betrachteten sich selbst nur als die ersten Sänger ihres Lieds" (S. 17). Wir haben hierzu eine schöne Parallele bei den isländischen Familiensagas, jenen klassischen Prosaerzählungen, die direkt aus den mündlichen Überlieferungen herausgewachsen sind. Auch bei ihnen kennen wir keine Verfasser. Der Grund dafür ist zum Teil ähnlich wie beim Volkslied. Das gleiche gilt für die sogenannten Eddalieder. Die Isländer hätten auch unter den Völkern angeführt werden können (S. 22 ff.), denen die Gabe des Stegreifdichtens in hohem Maße eigen ist, von der alten Zeit an bis jetzt. Die Sagas sind voll von improvisierten Versen, und diese Gabe ist bis heute noch nicht erloschen. Einige Proben führt Poestion, Isländische Dichter der Neuzeit, S. 14 ff. davon an. Als ich einmal in Begleitung eines alten isländischen Bauern ritt und mein Pferd strauchelte, so dass ich fast zu Fall gekommen wäre, machte er flugs ein paar Verse auf das Ereignis. Freilich handelt es sich auf Island um Verse zum Sprechen, nicht zum Singen.

Im 2. Abschnitt handelt Böckel von den Totenklagen und schildert auf S. 102 ff. die Verbreitung, die Entwicklungsstufe und die Besonderheiten der Totenklage bei solchen Völkern, über deren Klagesitten er Näheres zu ermitteln vermochte. Hier werden merkwürdigerweise die Germanen mit der kurzen Bemerkung, unter Hinweis auf die zahlreichen altdeutschen Namen für Totenklage, abgefertigt, dass sie die Sitte des Beklagens der Toten übten. Freilich trennt Böckel, S. 101 Anm. 1, von der volksmäßigen häuslichen Totenklage, von der er allein handelt, eine feierliche, offizielle Totenklage für Fürsten und verdiente Priester und Krieger, die es noch bei verschiedenen Völkern gab, von denen er als Beispiel nur die Griechen nennt. Hier hätte er die Goten anführen dürfen. Als in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern (451) der Gotenkönig Theoderich gefallen war, trugen die Goten seine Leiche unter preisenden Liedern zu Grabe, wie Jordanis K. 41 erzählt[2]. Das dürften doch wol improvisierte Lieder gewesen sein. Und

[2] Vgl. Kögel, Gesch. d. deutsch. Litteratur 1, 47.

noch ein zweites Beispiel gehört hierher, das zwei Jahre später erfolgte Leichenbegängnis Attilas, über das gleichfalls Jordanis K. 49 berichtet. Hier umreiten die Helden, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach auch Goten[3], den Grabhügel und preisen den Attila in einer Totenklage (cantu funereo). Auch den Inhalt des Lieds kennen wir: er wird als Alleinherrscher der skythischen und germanischen Lande gepriesen, vor dem beide römische Reiche zitterten und dem sie Tribut zahlten; nicht durch Wunde der Feinde, nicht durch Verrat ist er gestorben, inmitten der Seinen von Freude umrauscht froh und schmerzlos. Und wie noch heute bei der Heimkehr von soldatischem Leichenbegängnis frohe Marschlieder erschallen, oder wol noch nach studentischem das Gaudeamus igitur gesungen wird, oder wie in G. Kellers „grünem Heinrich“ nach dem Leichenbegängnis der Bäuerin der Tanz der Jugend folgte, so feierten auch die Helden auf dem Grabhügel „eine sogenannte Strava, d. h. ein gewaltiges Trinkgelage, und ließen die Totenklage, Gegensätzliches in eins verschlingend, in Äußerungen der Freude übergehen“. Auch das müssen improvisierte Lieder gewesen sein. In beiden Fällen sind es Männer, die sie singen. Inhaltlich stellt sich die Klage an der Leiche Attilas zu den schottischen Totenklagen, in denen die Taten des Verblichenen (und seiner Vorfahren) aufgezählt wurden (S. 106). Wenn aber diese Totenklagen als feierliche aus der Volksdichtung auszuscheiden sind — obwol mir dies nicht recht einleuchtet —, so hätte vielleicht ein drittes von Kögel[4] angeführtes Zeugnis des Prokop, de bello Gothico II, 2, angeführt werden können. Als die Goten 537 vor Rom lagen, erschollen Klagelieder, θρῆνοι πολλοὶ καὶ κωκυτοὶ μεγάλοι, aus dem gotischen in das römische Lager herüber. Der Vorgang spielt sich nachts ab, und so denkt Kögel daran, dass wir es hier eher mit „den lyrischen, mit Klagerufen untermischten Schmerzausbrüchen während der Leichenwache“ zu tun haben. Hat Kögel recht, dann liegt hier also eine Totenklage der Art vor, wie sie Böckel

---

[3] Kögel a. a. O. S. 47f.
[4] A. a. O. S. 49.

behandelt. Das letzte, von Kögel angeführte Beispiel aus altgermanischer Zeit, die Klage bei der Bestattung Beovulfs, scheint der Beklagung Attilas ähnlich gewesen zu sein.

Zu den europäischen Völkern, bei denen die Totenklage üblich war, gehören auch die Lappen. Ein Leichenbegängnis der russischen Lappen beschreibt der Arzt Pierre Martin de la Martinière, der im Jahre 1635 eine nordische Reise von Kopenhagen aus antrat. Aus seiner Reisebeschreibung habe ich einen kurzen Auszug in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 11, 431 ff. veröffentlicht. Das Klagelied, das die Lappen am Sarge des Verstorbenen sangen, hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem von Böckel angeführten (S. 116) der alten Preußen. Sie fragen ihn, warum er gestorben wäre, ob ihn seine Frau erzürnet, ob man ihn an einer Sache habe notleiden lassen, ob er Hunger oder Durst ertragen, ob er Schaden an der Jagd oder an Fischen erlitten und nicht gute Kleidung gehabt habe.

Zuweilen sieht wol Böckel etwas zu pessimistisch, so wenn er z. B. S. 146 sagt, „es ist still geworden auf dem Dorfe, der Volksgesang ist verstummt“. In dieser Absolutheit gilt der Satz glücklicherweise doch nicht. Wie wäre es sonst möglich gewesen, um von neuesten Sammlungen zu sprechen, dass Frl. Marriage in Handschuhsheim, das jetzt mit Heidelberg verwachsen ist, so viel Lieder zusammenbringen konnte, und zwar nicht von alten Leuten, die das Gut einer vergangenen Zeit bewahren, sondern von jungen Mädchen, die in den Vorsetzstuben, den Nachfolgerinnen der Spinnstuben, und am Sonntag nachmittags auf fröhlichem Waldspaziergang sangen, oder wie hätte A. Bender in Oberschefflenz doch auch von der jungen Generation eine ganz erkleckliche Anzahl Lieder anführen oder Krapp 200 Stück aus dem Odenwald aufschreiben können? Und mit eigenen Ohren haben wir Heidelberger es gehört, welch Schatz von Liedern z. B. noch das kleine Dörfchen Langental, ein Filialdorf Hirschhorns, im hessischen Odenwald bewahrt. Sicherlich ist die unverständige Art, durch die alte Volksbräuche unterdrückt werden, ohne dass auch nur der Versuch gemacht wird, sie zu veredeln oder zu verbessern,

sehr zu beklagen. Gelegentlich geschieht aber solches doch, wie z. B. Andree in seiner braunschweigischen Volkskunde aufführt. Im Söllinger Wald sind die Hausväter zusammengetreten und dulden keine unbeaufsichtigten Spinnstuben. Wie durch Unverstand uralter Brauch leicht unterdrückt werden kann, habe ich gerade in dem erwähnten Langental gesehen. Dort findet an Fastnacht alljährlich das Wälzen eines Feuerrads statt. Dazu bedarf es vieler Bunde Stroh und diese heischt die Jugend vorher von den Bauern. Vor ein paar Jahren nun wollte der zuständige Gendarm dagegen als gegen Bettelei einschreiten. Nur mit Mühe wurde es verhindert. Wäre das Verbot durchgeführt worden, wäre dem alten schönen Brauch natürlich der Todesstoß versetzt worden. Ins selbe Kapitel gehört es, wenn vor vielen Jahren ein Schullehrer desselben Orts das alte Lied, das man zum Wälzen sang, abschaffte — kein Mensch im Dorf mehr weiß, wie es lautete — und durch das bei dieser Gelegenheit durchaus unpassende „Goldene Abendsonne“ ersetzte! Wie alte Bräuche sich wieder beleben lassen, zeigt der allmählich berühmt gewordene Heidelberger Sommertagszug, der jetzt sogar in Mannheim, wo die Sitte ganz erloschen war, wieder aufgelebt ist.

Zu den Beschäftigungen, bei denen noch der Volksgesang ertönt (S. 149 f.), gehört für unsere Gegend z. B. noch das Hopfenzupfen („hoppezoppe“), so z. B. in Mückenloch, einem Dörfchen im Bauland. Das uralte geistliche Volkslied „Maria die wollt wandern gehn“ (S. 164), führt Krapp (Odenwälder Spinnstube Nr. 185) mit dem Anfang „Maria ging ans Wallen“ auch aus Schaafheim im Odenwald an.

Dass man durch zauberischen Gesang den Bann des Grabs sprengen kann (S. 197), glaubten auch die alten Skandinavier. So erweckt Svipdag in dem eddischen Gedicht Grógaldr durch Gesang seine Mutter Gróa, um sich Rat und Hilfe von ihr zu holen, so die Hervör ihren Vater Angantyr, um den Tyrfing, das zauberische Schwert, zu erhalten. Dass der isländische Dichter des 17. Jahrhunderts, Hallgrímur Pjetursson, der auch noch nach dem Volksglauben die Macht besass, Tote aus dem

Grabe zu erwecken, ein Volksdichter gewesen sei, ist ein Irrtum Böckels. Er war Pfarrer und Verfasser kraftvoller geistlicher Gesänge, die heut noch in Ansehen stehen.

Im 14. Abschnitt handelt Böckel von der optimistischen Auffassung der Volksdichtung. Ob es nun besonders glücklich ist, das Fortleben im Grabe hier einzureihen, stehe dahin. Zunächst bedeutet es ja nichts anderes als den Niederschlag eines allgemeinen Volksglaubens. Wenn (S. 211) der sterbende Seemann im neugriechischen Volksliede um ein Grab an des Ufers Rand bittet, damit er dort die Schiffer kommen sehe und den Ruf seiner Kameraden beim Lichten der Anker zu vernehmen vermöchte, so erinnert das an den Wunsch, den der sterbende Thorsteinn zu seinem Sohn Fridthjof ausspricht (Fridthjofssaga K. 1), er möge ihn begraben im Hügel am Ufer des Fjords gegenüber dem Grabhügel seines kurz vorher verstorbenen Freunds, des Königs Beli, damit sie beide noch nach ihrem Tode Zwiesprache über den Fjord hin halten könnten.

In der Vorschrift, dass man nicht mutwillig oder unachtsam auf die Ruhestätte Verstorbener treten soll, darf man kaum, wie Böckel (S. 211) tut, einen „edlen Zug der Naturvölker“ sehen. Es liegt hier nicht „feinfühlige Aufmerksamkeit“ zu Grunde, ist nicht „pietätvolle Behandlung der Gräber“. Die Furcht vor der Rache der Toten, die nicht gestört sein wollen, ist die ursprüngliche Veranlassung.

Bei der auf S. 214 in den Anmerkungen angegebenen Literatur über Pflanzen und Seele hätte wol auch die Heidelberger Doktordissertation von M. Elizabeth Marriage „Poetische Beziehungen der Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt im heutigen Volkslied auf hochdeutschem Boden“, Bonn 1898 (= Alemannia XXVI, 97—183), genannt werden können, wie vielleicht im 15. Abschnitt „Mensch und Natur“ für den Teil, der das Verhältnis von Ross und Reiter bespricht, die Arbeit von v. Negelein, Das Pferd im arischen Altertum (Teutonia II). Zu den angeführten Beispielen von dem traulichen Verhältnis von Ross und Reiter würden sich noch gut die Worte stellen, die Skirnir, der Freiwerber des Gotts Freyr, auf dem gefährlichen Ritt ins Riesenland an sein Ross richtet:

Dunkel ists draußen, mich dünkt, es sei Zeit
Zu befahren das feuchte Gestein,
Zu reiten ins Riesenland;
Wir kehren beide zurück, oder uns beide wird fangen
Der von Stärke strotzende Thurs. (Gering.)

Schön spricht sich hier aus, wie der Reiter sich eins mit dem Ross fühlt, ein Schicksal erwartet sie beide. Und den Rossen als Todesboten (S. 251) reiht sich an Grani, das Ross des Sigurd, das ohne Reiter vom Thing heimkehrt, auf dem der Held nach dieser Überlieferung erschlagen worden ist. Wie Gudrun, die Gattin, zu ihm tritt, lässt er das Haupt hängen, feucht ist sein Auge, er wusste, dass sein Herr gefallen (Gudrúnar kvida II), und wie das Ross des getöteten Kosacken wild umherläuft, mit den Hufen wühlt und scharrt und klagend wiehert, so ist auch Grani mit Schweiß bedeckt und weithin erdröhnt das Getöse, das er macht.

Auf S. 241 wird eine anmutige Strophe eines neugriechischen Volkslieds erwähnt, die von einer allerliebsten jungen Wäscherin handelt:

Das Lüftchen hob ihr leicht
Das runde Unterröckchen,
Dass eben kam hervor
Der Knöchel ihres Fußes:
Da strahlte rings das Meer,
Die ganze Welt erglänzte.

Daran klingt in merkwürdiger Weise die Schilderung an, die der Gott Freyr, im eddischen Lied Skirnismál, von der schönen Riesentochter Gerdr entwirft, die er vom Hochsitz Odins gesehen hat:

In Gymirs Gehöft gehen sah ich
mir liebe Maid;
Vom Glanz ihrer Arme erglühte der Himmel
und all das ewige Meer. (Gering.)

Das älteste — und zugleich eins der schönsten — Beispiele vom heimkehrenden Toten und der Macht der Tränen (S. 298 ff.) bietet uns das zweite eddische Lied von Helgi. Von Walhall kehrt der Held noch einmal zum Grabhügel zurück — der Tote ist also hier nicht, wie so oft sonst an die Be-

gräbnisstätte gebannt —, um noch einmal der geliebten Sigrún im Arme zu schlafen. Mit Reif ist sein Haar bedeckt, sein Leib trieft vom Leichentau, eiskalt sind seine Hände, seine Wunden bluten, und er bittet die Gattin, dass sie die strömenden Bäche stillen möge. „Wie kann ich Hilfe, o Held, dir schaffen?“ fragt diese ihn. Und die Antwort lautet:

„Du selber, Sigrun von Sewafjoll,
Du glänzende Sonne im goldnen Schmuck,
Bist schuld, dass Helgi von Harmtau trieft;
Täglich weinst du, Tochter des Südens,
Eh ins Bett du gehst, bittre Tränen;
Als Blut fällt jede auf des Fürsten Brust,
Kalt und eisig und kummerschwer. (Gering.)

Und das älteste, sicherlich auf volksmäßiger Grundlage beruhende deutsche Beispiel vom grimmen Humor der Helden (S. 307) haben wir wol in der Szene des Waltharilieds, in der die Helden Gunther, Walther und Hagen nach grausem Kampf, in dem der eine ein Bein, der andere eine Hand, der dritte ein Auge verloren hat, versöhnt beim Gelage sitzen und sich gegenseitig in wilden Scherzreden schrauben.

Die gegenseitigen Schraubereien der Helden vor Beginn des Kampfs (S. 328) kannten auch die Nordländer. Auch hier liefert uns die Liederedda wieder Beispiele. Im Lied von Helgi, dem Sohne des Hjörvard, wechseln Helgi und die Riesentochter ein Scheltgespräch, allerdings handelt es sich hier nicht um einen Kampf, sondern darum, die Riesin so lange aufzuhalten, bis der Strahl der aufgehenden Sonne sie trifft und in Stein verwandelt. Scheltgespräche bieten auch die beiden Lieder von Helgi dem Hundingstöter dar, und weiteres Material findet man bei Heusler und Ranisch, Eddica minora, s. LXXI.

Der Bauernbursch, der ein stolzer Reiter werden will und von seiner Mutter mit Ofengabel, Stubentür und Rührkübel ausgestattet wird (S. 341), hat einen berühmten Vorgänger im jungen Parzival, den seine Mutter bei seinem Auszug in die Welt in Narrenkleider steckte.

Dass das deutsche Volkslied — meist mit dem Kotzebueschen Anfang „es kann ja nicht immer so bleiben . . .“ Na-

poleon I. als Schustergesellen bezeichnet (S. 358), ist mir immer höchst merkwürdig vorgekommen und verrät allerdings, wie Böckel richtig bemerkt, wenig Verständnis für dessen geschichtliche Bedeutung. Ich möchte hier eine Vermutung aufstellen: In der Odenwälder Fassung[5] heißt es: „Napoleon, du schlimmer Geselle . . ." Sollte nicht vielleicht das Ursprüngliche sein: „du schlechter Geselle"? Das konnte in norddeutschem Munde leicht zu „Schlächtergeselle" werden, wofür dann — solche Übertragungen von einem Handwerk auf das andere kommen ja öfter vor — „Schustergeselle" eintrat. Zu dieser Übertragung hat vielleicht der Umstand beigetragen, dass der Schuster im Volkslied vielfach als heimtückisch gilt.

Zu den Kriegsrufen (S. 360 ff.) können norwegische hinzugefügt werden. Im Jahre 1030 zog der norwegische König Olaf der Heilige mit seinem Heer in seinen letzten Kampf unter dem Ruf: „Vorwärts, vorwärts Christimänner, Kreuzesmänner, Königsmänner!" Die feindlichen Bauern aber riefen dawider: „Vorwärts, vorwärts Bauern!"[6] Den Schlachtruf König Olafs nahm später König Suerre mit leichter Änderung wieder auf, indem er für Königsmänner einsetzte „des heiligen Olafs Männer"[7]. Sie erhuben aber den Schlachtruf ganz in der Weise der alten Germanen. Als König Olaf der Heilige aufrührerischen Bauern gegenüberstand, erhuben sie den Schlachtruf und schlugen an ihre Schilde[8].

An die Schlachtensänger, die vor der Schlacht die Kämpfer anfeuerten (S. 362), erinnert der isländische Skald Thormódr Kolbrúnarskáld, der auf Geheiß König Olafs des Heiligen das schlafende Heer vor der Entscheidungsschlacht weckt, indem er mit lauter Stimme das alte Lied von Bjarki vorträgt[9].

Zu den Heiligen, die die Deutschen in der Schlacht in Liedern feierten (S. 365), scheint auch der heilige Michael gehört zu haben, als protector Germaniae, dessen Banner

[5] Krapp, Odenwälder Spinnstube Nr. 81, 3.
[6] Heimskringla, ed. Finnur Jónsson, 2, 486 f.
[7] Suerris saga c. 177 (Konunga sögur. S. 180).
[8] Saga Oláfs kon. ens helga (ed. 1853) c. 99.
[9] Heimskringla 2, 463.

den Deutschen in ihren Schlachten gegen die Ungarn 933 und 955 voranwehte[10].

Spottverse nach der Schlacht dichteten auch die Norweger. Als die Bagler, die dem König Suerre feindliche Partei, einen Kampf gegen dessen Anhänger, die Birkibeiner, ausgefochten hatten, dichteten sie eine Strophe, in der sie ihre Tat und ihren König verherrlichten, aber flugs wendeten die Birkibeiner diese in eine Schmähstrophe um, in der sie den feindlichen König einen Niding schalten, und die Gegner als Gebannte verhöhnten.

Das Brautkranzabtanzen und Abnahme des Brautkranzes und -schleiers (S. 399 Anm. 5) habe ich wol vor etwa 25 Jahren mehrfach in Berlin erlebt. Auch suchte man wol ein Stück vom Brautschleier zu erhaschen.

In Anmerkung 7 auf S. 418 f. führt Böckel zum Beweise dafür, dass ursprünglich Gesang und Tanz untrennbar zusammengehörten, die Wörter einiger Sprachen an, die beide Begriffe, Tanz und Gesang, in sich vereinigen. Er hätte auch das aisl. dans nennen können, vgl. Fritzner, Ordbog over det gamle norske sprog I², 237a.

Im letzten Abschnitt spricht Böckel die Hoffnung aus, dass wieder eine Zeit kommen möge, in der das Volkslied wieder lebensfrisch erklinge. Er spricht auch von der praktischen Arbeit, die voraufgehen müsse, um das Verständnis für das Volkslied wieder zu wecken. Sehr beherzigenswert sind die Worte (S. 429): „Dazu gehört, dass unaufhörlich darauf gedrungen wird, dass die Volkslieder wieder gesungen werden. Vorlesungen, besser noch freie Vorträge, müssen das Volkslied erläuternd breiten Schichten näher bringen, wobei als Einlagen Volkslieder von geschulten Kräften ganz in der Art, wie sie das Volk einst sang, vorgetragen werden müssen. Theorie tut es nicht, der lebendige Gesang allein kann Wunder tun und das Volkslied erwecken.“

Ich darf wol darauf hinweisen, dass der Heidelberger Zweigverein des badischen Vereins für Volkskunde mehrfach,

---

[10] Vgl. Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, S. 452 f., E. H. Meyer Germ. Mythol. S. 222.

und wie ich glaube mit glücklichem Erfolg, in dieser Richtung tätig gewesen ist. Wir haben solche Veranstaltungen, wie sie Böckel hier fordert, in Heidelberg (zusammen mit den hiesigen Zweigvereinen des Odenwaldklubs und des deutschen Sprachvereins) und in Eberbach a. N. veranstaltet. Es wurden hier Lieder gesungen von Schulknaben unter Leitung ihres Lehrers, und zwar genau nach den Angaben der Sammlungen von Bender, Marriage und Krapp. Vorher ging ein erläuternder Vortrag über das deutsche Volkslied und es wurden zu jedem einzelnen Lied Erklärungen gegeben. Auch in Neckargemünd wurden in diesem Winter in das Programm zweier Volksunterhaltungsabende, die in erster Linie heimischen Dichtern gewidmet waren, der Vortrag von Volksliedern aufgenommen, die Gesangvereine des Orts sangen. Auch hier ging ein erläuternder Vortrag voran. Die Veranstaltung solcher Abende kann nur empfohlen werden. Man muss die Freude sehen, die aus den Augen der Singenden wie der Hörer blitzt, wenn so die Weise eines trauten, schönen Volkslieds ertönt. Man muss die Verwunderung von Städtern sehen, wie ich solches beim Klange der Lieder in der Spinnstube zu Langental beobachten konnte, von Städtern, die dem Naturleben entfremdet sind, wenn sie plötzlich erkennen, welcher Schatz tiefer Empfindung sich im Volkslied birgt, welch naive gesunde Sinnlichkeit da zum Ausdruck kommt.

„Lasst uns“, so schließt Böckel sein schönes Buch, „wieder Volkslieder singen! Das heißt so viel als: Lasst uns wieder gesund werden an Körper und Seele!“

Noch einmal:
„Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt".

Von **K. Wehrhan.**

Die Mitteilung des Volkslieds über Lippe-Detmold in der Alemannia N. F. VII 1906, Heft 1 S. 66 und die Ergänzung in Heft 2 S. 156 erregten schon deshalb mein Interesse, weil Lippe meine Heimat ist. Anfangs glaubte ich, das Lied nie gehört zu haben, doch schwebte mir bald die dunkle Erinnerung vor, dass ich es von den Soldaten der Detmolder Garnison, die sehr sangesfroh ist, von ihren Märschen her kannte. Wahrscheinlich singen es heute die Fünfundfünfziger noch und natürlich, ohne zu wissen, dass es ein Spottlied auf ihre Heimat sein soll, was mir vorläufig auch noch etwas fraglich erscheint. Der waschechte Lipper spricht und singt selbstverständlich -ch für sch, das kann er gar nicht anders, wenn er seine Aussprache nicht sehr in Zucht genommen hat. Er bekommt das öfter zu hören von Fremden; warum nicht auch in diesem Liedchen?

In den Blättern für lippische Heimatkunde (Detmold 1906, No. 2), wo ich eine entsprechende Mitteilung gemacht hatte, teilt nun Herr Abels aus Paderborn mit (VII, 1906 No. 3 S. 22), dass das Volksliedchen dort im Frühjahr 1900 aufgetaucht sei, und zwar, soweit es sich noch ermitteln lässt, am Stammtische der Bierbrauerei Sander (jetzt Joosten) in Kreisen lustiger Brüder, die damals den satzungslosen „Gesangverein Krähhahn" bildeten. Woher das Lied kam, wer es mitbrachte, ist von Herrn Abels nicht mehr zu ermitteln; ganz nach Art des richtigen Volkslieds war es plötzlich da und Abend für Abend erscholl der muntere Sang im ganzen Lokal. Bald eroberte das Lied sich weitere Kreise, die Kinder auf den Straßen trällerten seine Melodie, und jetzt ist es dort längst Gemeingut der Bevölkerung

geworden und besonders in vorgerückter Stunde beliebt. Da das Lied im nahen lippischen Lande verbreitet ist und auch nach den Mitteilungen des Herrn Röhrscheidt auf den Universitäten gesungen wird, sich also einer weiteren Verbreitung erfreut, ist es weiter nicht verwunderlich, dass das Lied in Paderborn plötzlich auftauchte, oder vielleicht besser gesagt, von neuem bekannt wurde; denn jedenfalls ist es schon ein altes Lied, das wol allerorten fast gesungen worden ist.

Mehrere Mitteilungen, die mir nachträglich von verschiedenen Seiten zugegangen sind, bestätigen meine Vermutung, dass das Liedchen in Lippe noch heute gekannt und gesungen wird, doch wol nicht häufig mehr. Herr Lehrer A. Lütgemeier in Heiden (in Lippe) und Herr Redeker in Lage (in Lippe) kennen ebenfalls die in der Alemannia VII, S. 156 mitgeteilte Erweiterung, wenn auch in anderer Lesart. Ein aus Pommern stammender Hilfsprediger teilte Herrn Lütgemeier im Sommer vergangenen Jahrs auch mit, dass das Lied vor wenigen Jahren in Halle von den Studenten fleißig gesungen sei. Da Herr Röhrscheidt ebenfalls die Mitteilung brachte, dass es auf Universitäten bekannt ist, so scheint es vorwiegend in studentischen Kreisen beliebt und durch diese verbreitet worden zu sein. Der eben erwähnte Hilfsprediger meinte, nach Halle sei es durch einen Detmolder Studenten gekommen, der es aus der Heimat mitgebracht habe. Ob es vielleicht vorher noch nicht in Halle bekannt war?

Wie kommt das Lied nach Mudau im badischen Odenwald, das doch keine Musenstadt ist und sonst kaum weiterhin bekannt sein dürfte? Der fahrende Scholar könnte das Lied auch dorthin gebracht haben, vielleicht von Heidelberg aus. Möglicherweise gibt es aber dafür noch eine andere Erklärung. Das lippische Bataillon hat in dem Kriegsjahre 1866 sich längere Zeit in jener Gegend aufgehalten und ist während der Kriegsoperationen bald in diesem, bald in jenem Orte kürzere oder längere Zeit gewesen. Da die Lipper sehr sangeslustig sind, besonders auf Märschen, so wäre es leicht erklärlich, dass das Lied von ihnen dort gesungen und durch sie dort bekannt geworden ist. Womöglich lassen sich noch genauere Nachforschungen in dieser Beziehung an Ort und Stelle machen.

Abweichungen vom Texte gibt es mehrere zu verzeichnen. Der Text, wie er in Paderborn 1900 hektographisch vervielfältigt und verbreitet wurde und jetzt noch gesungen wird,

weist folgende Abweichungen von dem S. 66 der Alemannia 1906 gegebenen auf, die sich nur teilweise mit denen auf S. 156 decken:

Strophe 1: ... eine wunderschöne Stadt ...
und der muss marschieren in den Krieg
wo die Kanonen stehn.

Strophe 2: wohl vor des Hauptmanns Haus,
Da schaut der Herr Hauptmann zum Fenster hinaus:
Mein Sohn, bist du schon da.

Strophe 3: Geh du nur immer zu deinem Feldwebel hin ...
wo die Kanonen stehn.

Strophe 4: Da liegt er nun und schreit so sehr
nach seinem Kamerad.

Strophe 5: Schreib du einen Brief an ihr
schreib du einen Brief an meiner Braut,
dass ich gefallen bin.

Strophe 6 [neu einzuschieben nach der Fassung auf S. 66]:
„Ich hab' keine Tinte, keine Feder nicht,
Womit ich schreiben kann.“
„„Tauche du deine Feder in mein rot's Blut
Und schreib auf weiß Papier.““

Strophe 7 [statt 6]: Da liegt er nun und schaut nicht mehr
Seine Seele stieg empor —
Wo die Kanonen stehn.

Die Weise, wie sie in Lippe und Paderborn bekannt ist, stimmt mit der S. 66 der Alemannia 1906 gegebenen genau überein, nur wird nach dem Worte „Schuss“ beide Male noch hinzugefügt: „Bumm, bumm“ und dabei mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Da die von Herrn Röhrscheidt gekannte Melodie abweichend ist, würden es ihm viele Freunde des Volkslieds gewiss Dank wissen, wenn er die Abweichungen mitteilte.

Lücken im niederalemannischen Wortschatz.

Von **Alfred Götze.**

'Das wirkliche und nationale Leben der Sprache pulsiert in ihren Mundarten' — Max Müllers berühmtes Wort darf nicht gepresst werden. In keiner deutschen Mundart pulst das volle Leben der deutschen Sprache, darin eben offenbart sich die Überlegenheit unserer Schriftsprache, dass sie sich die verschiedensten Mundarten dienstbar machen, dass sie namentlich das Heer ihres Wortschatzes aus den verschiedensten deutschen Gauen unter ihre Fahnen rufen kann. Bunter gemengt als im deutschen Heere die Rekruten, stehen im deutschen Wortheer die Söhne der Schweizerberge, anheimeln, Heimweh, anstellig, neben Thüringer und sächsischen Landsleuten, albern, ähnlich, bang, und neben Söhnen der Meeresküste, Boot, Pumpe, Topf. Unscheidbar nach ihrer Herkunft sind diese Wörter für das Sprachbewusstsein des schriftsprachlich gebildeten Deutschen von heute, der so jene Überlegenheit mit einer Unkenntnis bezahlen und sich beim Sprachforscher Belehrung suchen muss über Dinge, die seinem Vorfahren vor 400 Jahren und dem Bauern auf dem Lande, soweit sie ihn betreffen, geläufig sind oder waren. Damit sind auch schon die beiden Hauptquellen genannt, aus denen der Sprachforscher seine Kunde schöpfen kann: die Alten und die Bauern, die so oft Hand in Hand gehen. Als im September 1522 Luther sein Neues Testament in die deutschen Lande ausgehen ließ, da sahen seine oberdeutschen Nachdrucker bald, dass sie bei ihren Basler, Straßburger, Augsburger Lesern nicht die volle Kenntnis des von Luther verwendeten, in seinem Grundstock mitteldeutschen Wortschatzes voraussetzen durften; als der erste gab im Januar 1523 Adam Petri seinem Nachdruck 'ein klein Re-

gister' bei, das die dem Basler unverständlichen Lutherworte 'auff unser hochdeutsch außlegen' sollte[1], für uns eine unschätzbare Fundgrube wortgeschichtlicher Belehrung. Der Versuch, die Wörter zusammenzustellen, die einer bestimmten deutschen Mundart abgehen, denn allein so betrachtet hat Petris Verzeichnis Wert für die heutige Wissenschaft, ist seit den Tagen Adam Petris und seiner Nachtreter nicht wiederholt worden, trotzdem die Bedeutung der Sache aus vielen Artikeln des Deutschen Wörterbuchs und namentlich von Kluges Etymologischem Wörterbuch in die Augen springt. Zwar ist die Forderung anerkannt, dass ein Dialektwörterbuch den vollen Wortschatz seines Gebiets darstelle und auf Lücken darin aufmerksam mache, und sie wird auch befolgt, so um nur zwei der wichtigsten neueren Werke zu nennen, von Hermann Fischers Schwäbischem Wörterbuch sowie von Martins und Lienharts Wörterbuch der elsässischen Mundarten, aber solche Mitteilungen sind weit verstreut und müssen es sein: dass Hass, feindlich, rein dem Schwäbischen fehlen, findet man bei Fischer unter Pfaffehass 1, 1001, blond 1, 1214 und pur 1, 1532, dass die elsässischen Mundarten Arzt, Gerichtsvollzieher und Schwiegersohn nicht kennen, erfährt man bei Martin und Lienhart unter Arzt 1, 71[a], Hüssje 1, 386[a] und Tochtermann 1, 686[a], also unter dem Ersatzwort oder ganz gelegentlich und nur selten unter dem fehlenden Worte selbst. Aber auch wenn es stets hier zu finden wäre, müsste ein großer Teil dieser Angaben für den, der nicht die umfangreichen Wörterbücher von Anfang bis zu Ende durcharbeitet, verloren bleiben, denn wer kann überall die rechte Fragestellung kennen, wer bei Wörtern wie naschen, reichen, besuchen, daher, deshalb auf den Verdacht kommen, sie könnten in oberdeutschen Mundarten fehlen? Und doch ist die Kenntnis wichtig für die Karakteristik der Schriftsprache wie der Mundarten, namentlich für die Frage, auf welcher mundartlichen Unterlage der Wortbestand der Schriftsprache ruht (vgl. Hermann Paul, Münchener Sitzungsberichte,

[1] Neugedruckt bei Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing, 4. Aufl., S. 94—100.

phil.-hist. Klasse 1894, 60), für die Deutung des Worts und die Feststellung seiner Schicksale, auch rein praktischen Zwecken kann sie dienen, so um nur eines zu nennen, der Heimatbestimmung alter Schriftwerke: wenn sich ein Stück, etwa ein alter Druck, aller mundartlichen Ausdrücke enthält und jedes äußere Zeichen seiner Herkunft verbirgt, so kann doch das beharrliche Fehlen von Allerweltswörtchen wie daher und deshalb, um willen und herbei, bedeutend und trefflich zum Verräter oberdeutschen Ursprungs und zum Ausgangspunkt näherer Bestimmung werden. Als ein erster Versuch, solchen Forderungen gerecht zu werden, und eine Anregung, diesen Dingen weiter nachzuspüren, will die folgende Zusammenstellung einiger Lücken im niederalemannischen Wortschatz betrachtet sein, die, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, auf Martins und Lienharts Wörterbuch der elsässischen Mundarten aufgebaut ist. Stets herangezogen sind dabei das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm (DWb), Friedrich Kluges Etymologisches Wörterbuch in 6. Auflage, Hermann Pauls Deutsches Wörterbuch, Charles Schmidts Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart, dessen Angaben stets am DWb zu kontrollieren waren, und Adam Petris Glossar. Die benachbarte schwäbische und fränkische Mundart sind im allgemeinen nur dann herangezogen, wenn Hermann Fischers Schwäbisches Wörterbuch und Othmar Meisingers Wörterbuch der Rappenauer Mundart das Fehlen eines Worts in ihrem Gebiet ausdrücklich feststellen. Für das elsässische ist es nicht immer ohne Schlüsse *ex silentio* abgegangen, doch sind diese stets auch als solche gekennzeichnet. Dazu hat sich mir Gelegenheit geboten, sämtliche Angaben am Freiburger Stadtdialekt sowie an dem Wortschatz des badischen Unterlands nachzuprüfen, indem ich alle Wörter einem der Mundart von Mahlberg bei Ettenheim vollkommen kundigen jungen Mädchen, einen Teil auch einer Bewohnerin von Steinbach bei Bühl abfragte, und man wird diese Kontrolle an der nahe verwandten rechtsrheinischen Mundart immerhin als eine gewisse Sicherung gelten lassen können. Der Kontrolle an Joseph Jägers Programm Die Flexionsverhältnisse der Mundart von Mahlberg

bei Lahr, Karlsruhe 1903, haben meine Mahlberger Angaben sämtlich stand gehalten. Dabei ist natürlich immer auf das Vorkommen in der echten Mundart gefahndet und Kenntnis aus der Schriftsprache, der Schule, Kirche, Presse ausgeschlossen oder als solche gekennzeichnet worden.

ähnlich: weniger gebräuchlich als enander glich se Martin-Lienhart 1, 55[b]. Dieselbe Angabe aus Steinbach und Mahlberg. Ähnlich fehlt bei Schmidt, kommt aber doch bei Fischart vor. Petri legt Luthers ånlich mit gleich aus. Vereinzeltes Vorkommen in obd. Quellen belegt v. Bahder, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 1, 299 f.

albern 1, 35[a] einzig aus einer jungen mundartlichen Dichtung belegt. Nicht bei Schmidt. Fehlt in Steinbach und Mahlberg, dafür dumm, einfältig. Petri legt Luthers alber mit nerrisch, fanteschtisch aus.

Anstoß im sittlichen Sinne fehlt offenbar, auch bei Schmidt nicht in diesem Sinne, wol aber aus Fischart zu belegen. Fehlt in Steinbach und Mahlberg. Petri deutet Luthers Anstoß mit ergernuß, strauchlung, doch auch diese fehlen in Steinbach und Mahlberg, wo man etwa sagt: s ganz Ort haltet sich drüber uf, wie der lebt.

Arzt im Sinne des Nhd. ist ungebräuchlich, dafür Dokter 1, 71[a]. Bei Schmidt und im DWb reichlich Belege für Arzat, Arzatin, arzatlich, bis ins 16. Jahrhundert, so dass wol moderne Entwicklung vorliegt. Auch in Steinbach und Mahlberg Dokter, doch Tierarzt, Zahnarzt neben Viehdokter, Zahndokter, Wunderdokter.

aufregen scheint zu fehlen wie im Schwäbischen (Fischer 1, 407), auch nicht bei Schmidt, doch in Mahlberg wolbekannt.

Aufschub ist 2, 389[a] spärlich und kaum aus echter Mundart bezeugt, nicht bei Schmidt. Fehlt in Steinbach und Mahlberg, wo man sich mit hinhalte, ufspare hilft, da auch Verzug fehlt, mit dem Petri Luthers Aufschub deutet.

ausreichen fehlt offenbar, auch nicht bei Schmidt. In Steinbach und Mahlberg: das langt, langt zue, isch gnue, nie: das reicht oder reicht zu. Im Oberland: es bschießt. Auch

im Schwäbischen fehlt ausreichen (Fischer 1, 497), in Rappenau hd. reichen überhaupt (Meisinger 87[a]), dafür lange.

bang: nur das Substantiv ist 2, 61[a] bezeugt, das Adjektiv fehlt, auch nicht bei Schmidt. In Steinbach und Mahlberg statt dessen angscht. Meisinger 117[b] bezeugt für Rappenau pang, für Mannheim angschtepang. Petri ersetzt Luthers bang durch engstich. Kluge: eigentlich nur Adverb, und zwar dem Ndd. Md. angehörig. DWb: Auch den heutigen oberdeutschen Volksmundarten mangelt bang oder tritt selten auf, Stalder, Schmid und Höfer. . . Dasypodius und Maaler wissen nichts von dem Wort.

beben scheint zu fehlen. Schmidt bietet biben und erbiben nur aus Gottfrid von Straßburg und Tauler, nie Erdbeben neben häufigem Erdbideme. In Steinbach und Mahlberg unbekannt, dafür zittere, dattere, doch Erdbebe ist bekannt, wie Els. 2, 3[a]. Petri erklärt Luthers Beben und Erdbeben mit bidmen und Erdtbidem.

bedeutend fehlt offenbar wie im Schwäbischen (Fischer 1, 749), für Bedeutung gilt Els. 2, 731[a] Bedüt und Bedütnis. Schmidt belegt allein Bedeutnuß aus Matthaeus Zell 1523. In Mahlberg fehlt bedeutend.

beginnen fehlt wie im Schwäbischen (Fischer 1, 919), auch nicht bei Schmidt. In Steinbach und Mahlberg stets nur afange. Petri schweigt, da das Wort zufällig in Luthers Neuem Testament nicht vorkommt (im Alten Testament dagegen sechsmal).

Besitz nur im Sinne von Nutznießung 2, 384[a], bei Schmidt fehlt das Substantiv ganz, besitzen nur vom Gericht oder Amtssitz. In Mahlberg fehlt beides, man sagt statt des Verbs etwa: er hat epps, s sin rich, statt des Substantivs: Eigetum. Paul: erst spät üblich geworden. DWb: bei Dasypodius, Maaler, Henisch, selbst bei Stieler ist noch kein Besitz.

Besuch, besuchen scheinen zu fehlen, statt dessen Visit, heimsueche. Sebastian Lotzer, Schriften hg. von Götze S. 16 (Memmingen 1523), ersetzt Luthers besuchet durch gesůcht. Schmidt bietet nur Besuch 'feindlicher Anfall', das Verb fehlt bei ihm, doch kommt 'feindlich besuchen' bei Fischart vor.

In Steinbach Besuch mache, doch erst modernerweise. Aus Kenzingen teilt Heilig, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 92[b], mit: ds liecht goo. In Mahlberg z Liecht gehn, z Stubete gehn. Beides auch Els. 1, 555[a] und 2, 570[b]. Für Rappenau bezeugt Meisinger 120[a] psuuche.

sich betrinken, betrunken fehlen offenbar, statt dessen 2, 330 bsoffe, versoffe. Auch nicht bei Schmidt. Auch in Steinbach und Mahlberg bevorzugt man andere Wendungen, am häufigsten: er het e Rusch. Schwäbisch fehlen sich betrinken und betrunken (Fischer 1, 957). Nach den Belegen des DWb scheint das Zeitwort jungen Ursprungs zu sein.

Bremse und ***Hemmschuh*** fehlen offenbar, auch nicht bei Schmidt, Ersatz 1, 566[a] Mekenik, 660[b] Mick, 2, 403[b] Spannschue, Wageschue. Mick, micken, Spannschue auch in Mahlberg (mygi Jäger 19), wo man Bremse nur bei Eisenbahn, Fahrrad und Dreschmaschine kennt, Bremser bei der Eisenbahn. Dazu stimmt das Schwäbische (Fischer 1, 1395). Für Rappenau bezeugt Meisinger 44[b] hemmschuu. Micke nicht im DWb.

daher in kausaler Bedeutung scheint zu fehlen, ebenso ***deshalb,*** eine große Rolle spielen darum, der(t)wege, desstwege. Auch Schmidt verzeichnet daher und deshalb nicht, doch stehen beide bei Geiler. In Mahlberg bevorzugt man wege dem, wege sellm, in Schwaben deswegen, darum (Fischer 2, 33). In Rappenau findet da keine kausale Verwendung, daher und deshalb führt Meisinger nicht auf, wol aber 199[a] teschteweck.

darben scheint zu fehlen, auch nicht bei Schmidt. In Mahlberg Hunger lide. Petri deutet Luthers darben durch: nott, armût leyden.

derb scheint zu fehlen, auch nicht bei Schmidt. In Mahlberg unbekannt, dafür etwa grob, rühbützig, schwäbisch nie in der Bedeutung 'kräftig' (Fischer 2, 159). Kluge: Wahrscheinlich ist die übertragene Bedeutung von Norddeutschland ausgegangen.

dicht fehlt offenbar, auch nicht bei Schmidt. Nicht in Mahlberg, statt dessen dick, stark, arg, fürchtig. Fehlt auch

Schwäbisch (Fischer 2, 187), in Rappenau 201 [a] selten. Kluge: der Mangel der Diphtongierung ist wol ndd., wie denn das Wort im Oberd. (Schwäb. Bayr.) fehlt.

dichten nur in der Verbindung dichten und denken 2, 651 [b]. Auch Schwäbisch fehlt die Bedeutung 'Verse machen' Fischer 2, 187. Elsässisch wie Schwäbisch fehlt Dichtung. Schmidt hat alte Belege für dihten, Dichter, Tihte, keinen für Dichtung und Gedicht. In Mahlberg statt dichten: Reime rîsse, entsprechend auch in Rappenau 201 [a], hier 62 [a] keticht.

Drohne (die Wortform ist ndd. Kluge) fehlt wie Schwäbisch (Fischer 2, 401). Ersatz ist Els. 1, 37 [b] Bruetimm wie dort. Drohne in Mahlberg unbekannt. Nicht bei Schmidt, doch tren bei Dasypod, Maaler und Stalder.

edel im moralischen Sinne scheint zu fehlen wie Schwäbisch (Fischer 2, 537). Auch nobel Els. 1, 751 [a] mehr von Äußerlichem. Schmidt bietet allein Edeling 'Junker' aus Murner. In Mahlberg werden edel, fein, redlich als fremd empfunden, nobel gilt nur von Äußerlichem, am ehesten scheint hoffärtig den Begriff zu decken, das, weit entfernt von dem gleichfalls vorhandenen hochmütig, jemanden bezeichnet, der auf sich hält (diese Bedeutung ist im DWb nicht erwähnt). Eetl in Rappenau 18 [b] selten.

Einfluss fehlt offenbar wie im Schwäbischen (Fischer 2, 606). Auch nicht bei Schmidt. In Mahlberg hilft man sich mit dem beliebten Respekt.

Eiter Els. nur im Nordstreifen, daneben das sonst allein gebräuchliche Materi 1, 82 [a]. Nicht bei Schmidt (freilich fehlt ihm auch das aus Dasypod zu belegende eiterig), dagegen viel alte Belege für Eiss, Eissen. Eiter ist in Steinbach und Mahlberg geläufig, Materi sagen in Mahlberg alte Leute.

empor und *empören* scheinen zu fehlen. Schmidt bietet en(t)bor aus Geiler, Brant, Murner, enborlingen 'kopfüber' aus Geiler, Petri erklärt Luthers empôren mit erheben, strensen. Kluge: das Wort ist durch Luthers Bibelsprache allgemein geworden. Das DWb belegt nur empören und Empörung aus Luther, doch kommt auch empor 21 mal in seiner Bibel vor. In Mahlberg sind empor und empören unbekannt,

Empore in der Kirche kennt man aus protestantischen Gegenden, sagt aber selbst d Orgel auch für die von der Orgel entfernten Teile, statt Empörung gilt Ufruhr.

Erde unvolkstümlich und nur aus der hochdeutschen Kanzelsprache bekannt, dafür Grund, Boden 1,65[a]. Dagegen gibt es Erdäpfel, Herdäpfel 1,58[b] (bei Arnold 1816 Pfingstmontag 3 Grumbeere), Erdholder 1,325[b]. Das Simplex Erde nicht bei Schmidt. In Mahlberg gilt Grund, doch Herdäpfel (haerdebfel Jäger 9), nicht Grumbire; Erdholder ist unbekannt. In Rappenau 16[a] eapiire (wird neuerdings durch Khatofl verdrängt 65[a]), eateel, eati, doch für den Erdboden poute. Herdäpfl bezeugt Heilig Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 91[a] für Kenzingen und Basel.

Februar fehlt, statt dessen Hornung 1, 375[a]. Februar fehlt bei Schmidt, Hornung freilich auch. In Steinbach und Mahlberg gilt Febriar, nur alte Leute sagen in Mahlberg noch Hornung, in Rappenau 27[a] feprewaa.

Flasch: das Wort gewinnt erst in neuerer Zeit Boden, ausgehend besonders von der Wirtshaussprache. Dafür allgemein gebräuchlich das Synonymon Budell, Angless 1, 172[b]. Bei Schmidt viel alte Belege für Flesche. In Mahlberg gilt durchaus Schlegel; Budell nur bei alten Leuten. Schlegel = Flasche spielt Els. 2, 459[b] keine große Rolle, doch gehören hierher in der Bedeutung 'Hohlmaß' die Belege aus Fischart im DWb unter Schlägel 5a), vgl. auch den Nachtrag das. unter Schlegel.

flehen scheint zu fehlen, auch nicht bei Schmidt. Petri deutet Luthers Flehen mit bitten, ernstlich begeren. Kluge: ein wenig volkstümliches Wort. In Mahlberg unbekannt.

Fleiß nur in der Verbindung mit Fliss 'vorsätzlich, absichtlich', dagegen ist das Adjektiv flissig nicht selten 1, 172[a]. Das Hauptwort fehlt auch bei Schmidt, ohne dass daraus Schlüsse zu ziehen wären.

Flügel ist im Oberelsass selten, dafür Fettich 1, 156[b]. Bei Schmidt nur Fettig, auch aus unterelsässischen Schriftstellern, so dass Fittich offenbar an Gebiet verloren hat. In Steinbach und Mahlberg gilt allein Flügel. Fittich ist Wort

der Schule und Kirche. Das DWb bietet keinen elsässischen Beleg für Flügel.

Flur 'Hausgang' fehlt, dafür Hûseren 1, 61 [b]. Flur auch nicht bei Schmidt, der Eren, Erren, Hûsêre(n) bietet. In Steinbach und Mahlberg gilt allein Hûsgang. Nach Kluge ist Flur in diesem Sinne md. und nd.

Fluss bedeutet nur die Krankheit, *Strom* nur die Strömung 1, 172 [b]; 2, 632 [a]. Beide fehlen bei Schmidt, doch begegnet Fluss = Strömung, strömendes Wasser bei Geiler und Fischart. In Mahlberg ist die Abstufung: Rinn, Gräbli, Grabe, Bach, Wasser, Rhî. Fluss und Strom kennt man in Steinbach und Mahlberg erst aus der Schule. Paul: Bezeichnung für fließendes Gewässer ist Fluss erst nhd. geworden.

fühlen wird 2, 936 [b] ein einziges Mal nachträglich beigebracht, doch sogleich das Synonymon grîfe beigefügt. Gefühl, Ehrgefühl, Menschegefühl 1, 112 [a] aus moderner Mundart. Schmidt bietet weder fühlen noch Gefühl. Petri erklärt Luthers Fûlen mit empfinden. In Mahlberg gilt spüre, gspüre, aber Gfühl: der het au gar kei Gfül für die Tier. Rappenau 28 [a] kennt füle, aber nicht Gefühl, 19 [b] empfintlic, aber nicht empfinden. Kluge: fühlen ein md. ndd. Wort, das seit Luther schriftdeutsch geworden ist. Ausführlichere Angaben über die mundartliche Verbreitung der Worte im DWb 4, 1, 1, 406, 2, 2167.

Gebühr, gebühren fehlen offenbar, auch nicht bei Schmidt, doch das Hauptwort bei Fischart, das Zeitwort bei Brant und in Straßburger Chroniken. Petri deutet Luthers Gebür mit billich, gemeeß. In Mahlberg unbekannt, dafür am liebsten: Was der Brüch isch, was sich ghert. In Rappenau 61 [b] nur die Mehrzahl kepiire.

gedeihen, gediegen scheinen zu fehlen. Beide bei Fischart, bei Schmidt ein Beleg für gedihen 'vorwärts kommen' aus dem 14. Jahrhundert. Petri erklärt Luthers Gedeyhen mit wachßen, zûnemen. In Mahlberg unbekannt, dafür: d Frucht steht guet, für das Partizip etwa recht, ornlich, während das Els. 2, 352 [b] weithin geltende solid als fremd empfunden wird.

Gefäß wird 1, 148 [b] nur als 'Uhrkette' angegeben, wobei an mhd. der vezzel 'Tragband, Fessel' wol nur der Bedeu-

tung wegen erinnert wird, denn etymologisch ist Gefäß gewiss als 'Stelle wo man etwas fasst' zu deuten, wie das Gefäß des Degens. Im nhd. Sinne wird Gschirr bevorzugt, wie auch Petri Luthers Gefeß mit geschir erläutert. Bettgefäß, Blutgefäß, Staubgefäß fehlen Els. auch. In Mahlberg ist Gefäß unbekannt, die Sonderbezeichnungen (Käs-) Napf, Kessel, Kasseroll, Hafe treten an die Stelle. Kluge: Die nhd. Bedeutung als 'Geschirr' gehört eigentlich dem Mitteldeutschen an. . ., wie das Oberdeutsche noch jetzt Geschirr bevorzugt.

Geiz nicht sehr gebräuchlich, meist durch Hunger ersetzt 1, 253[b]. Schmidt hat viel alte Belege für Geit, geitig, Geitigkeit, Git, gitig, Gitigkeit. In Mahlberg gilt Giz, gizig, Gizkrage, in Rappenau 57[b] kaits. Das Zeitwort hungern fehlt Els. 1, 354[a] wie Rappenau 51[a], dafür Hunger haben, leiden; verhungern beiderseits bekannt.

gemein als verwerflich im moralischen Sinne fehlt, das Wort ist ohne die geringste Spur von schlechtem Nebensinn, 1, 688[b]. Nicht bei Schmidt. Sebastian Lotzer, Schriften S. 16 ersetzt Luthers gemeyn durch vnrayn. In Mahlberg unbekannt, dafür ordinär, wüescht, niederträchtig (nie ruppig). In Steinbach ist gemein bekannt, doch wohl nur modernerweise. Wie wichtig die Feststellung ist, zeigt Hildebrands Artikel gemein im DWb namentlich unter 8[d]) und 9).

Gerichtsvollzieher fehlt, dafür Hüssje 1, 386[a]. In Steinbach und Mahlberg gilt Gerichtsvollzieher.

Gerücht (mit nd. cht statt ft. Kluge) scheint zu fehlen, Petri erläutert es mit geschrey, leümed, doch dieses fehlt samt verleumden im modernen Els. offenbar auch. Schmidt hat alte Belege für Geruf, Gerüfe, Lymût, Lument. In Mahlberg sagen nur die alten Leute Leumund, sonst hilft man sich mit angesehen, Achtung, ins Gschwätz komme; so auch in Steinbach.

Getreide fehlt offenbar, Petri deutet Luthers Getreyde mit korn, frucht. Schmidt hat Belege für getregede bis ins 15. Jahrhundert. Kluge: Die nhd. Bedeutung tritt im 14. Jahrhundert in Mitteldeutschland auf und ist bei Luther geläufig, gleichzeitig aber dem Oberdeutschen noch fremd. In Mahlberg

gilt Frucht und Korn. Vgl. Wunderlichs Artikel Getreide im DWb, namentlich II 1 d).

gierig fehlt, dafür gritig 1, 286[a], doch gibt es neugierig, Rachgier, rachgierig. Schmidt hat grit(ig), nicht gier(ig). In Steinbach ist Gier bekannt, in Mahlberg geldgierig. Für neugierig gilt hier wunderfitzig, für rachgierig: rachsüchtig. Dies scheint els. zu fehlen.

Gießkanne nur im Unterelsass 1, 445[a], in Straßburg Gießkante 1, 452[a], im Oberelsass Sprenzkrueg 1, 515[b]. Alle drei fehlen bei Schmidt, doch bietet er sprentzen 'mit einer Gießkanne gießen' aus Straßburg. In Mahlberg Spretzkann, in Rappenau 71[b] kiiskhante.

Gurke fehlt, dafür Gagummer, Gugummer 1, 201[a/b]. Keines bei Schmidt. Gurke fehlt auch in Steinbach und Mahlberg, dafür Gúgummer, auch für Kenzingen gibt Heilig, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 90[b] gugúmere an.

Hälfte scheint zu fehlen, auch nicht bei Schmidt, dafür Halbscheid 2, 393[b]. Petri deutet Luthers Helfft mit halb. In Steinbach und Mahlberg ist Hälfte wolbekannt. Paul: Hälfte aus halb in nd. Form. Kluge: dem Ahd. Mhd. fremd, eigentlich unhochdeutsch. . . In Österreich, Hessen und Nassau herrscht noch heute für Hälfte ausschließlich Halbscheid . . . schweiz. haltel aus halpteil.

Halle aus der Schriftsprache eingeführt 1, 319[a], ebenso in Steinbach und Mahlberg. Petri deutet Luthers Halle mit vorlaub, ingeng, fürschopff. Paul: nach Mitte des 18. Jahrhunderts von den Dichtern neu belebt. Nicht bei Schmidt, doch im DWb aus einer Straßburger Quelle des 16. Jahrhunderts bezeugt. Für Rappenau bezeugt Meisinger 37[a] Hale und piirhale.

Harm, härmen scheinen zu fehlen, auch nicht bei Schmidt. Petri deutet Luthers Hermeten sich mit bekümmeren sich, waren engstig. In Mahlberg statt dessen Gram, sich grämen, doch auch diese fehlen bei Schmidt und Els. Kluge: Harm ein im Mhd. und älteren Nhd. fast ganz fehlendes, wol im vorigen Jahrhundert durch den englischen Literatureinfluss nach engl. *harm* aufgefrischtes Wort. Das DWb bietet für Harm und härmen keinerlei mundartlichen Zeugnisse.

harren scheint zu fehlen. Schmidt bietet die Harr(e) aus Brant, Murner und Zell, doch ist auch harren aus Fischart zu belegen. In Mahlberg unbekannt. Paul und Kluge: ursprünglich md., durch Luther üblich geworden.

Heft: dies Wort in Rufach für den Begriff nicht vorhanden, statt dessen Gajé aus frz. *cahier* 1, 204[b], doch 1, 310[b] Heft = Schreibheft ohne Beleg. Schmidt bietet nur die Bedeutung Halfter. In Rappenau 43 bekannt. Paul: zusammengeheftete Papierbogen, erst seit dem 18. Jahrhundert.

herbei scheint zu fehlen, statt dessen herzu, das auch Sebastian Lotzer, Schriften S. 16 für Luthers herbei einsetzt. Nicht bei Schmidt. Auch in Freiburg und Mahlberg ist herbei nicht recht lebendig, lieber daher, drzu. Das DWb bietet keine elsässischen Belege für herbei und seine Zusammensetzungen.

Himmelfahrt Christi wird durch Uffart, in älterer Sprache Nontag ersetzt 1, 144[b], dagegen 2, 662[a] Himmelfahrtstag wie hochdeutsch aus Bühl und Betschdorf mitgeteilt. Bei Schmidt nur Nontag, doch belegt DWb Christi Himmelfahrt aus Fischart. In Freiburg ist Himmelfahrt allgemein, in Mahlberg gilt Uffartstag, dagegen Mariä Himmelfahrt für den 15. August, Herrgottstag (fehlt DWb) für Fronleichnam. In Rappenau 47[a] himlfat.

Hohn und höhnen, höhnisch und hohnecken scheinen zu fehlen. Schmidt bietet hön(e) 'übermütig, zornig' und Höne 'Übermut' noch aus Brant, DWb Hohn aus Wickram, Fischart; Petri erläutert Luthers Hōnen mit spotten, schenden, schmåhen. In Mahlberg höchstens: der lacht so höhnisch, sonst lieber spotte, foppe, fopple, ütze.

Hügel scheint zu fehlen, auch Schmidt bietet nur Hübel, doch das DWb Hugel einmal aus Geiler. Petri deutet Luthers Hügel mit gipffel, bůhel. In Mahlberg allein Bergle, für Gipfel gilt Zipfel. In Rappenau 48[a] hiwl, 121[b] perikle. Paul: Hügel ursprünglich md., durch Luther allgemein geworden. Kluge: erst nhd., durch Luther aus dem Md. in die Schriftsprache eingeführt; im Mhd. (Oberd.) galt dafür bühel, hübel. DWb: ein ehemals nur landschaftliches, wie es scheint vorzugsweise in Düringen und den östlich angrenzenden Gegenden einheimisches Wort.

Januar, diese Form durchaus unvolkstümlich, dafür Jänner 1, 407[b]. Beides fehlt bei Schmidt, doch findet sich Jenner bei Fischart. In Mahlberg ist Jänner (der mônet jaener Jäger 9) mehr die Form der alten Leute, Janiar wiegt vor, in Rappenau 55[b] janewaa.

Jauche fehlt, dafür Gülle 1, 212[b], Mistlach 1, 545[b]. Keines bei Schmidt. In Mahlberg ist Gülle unbekannt, Jauche aus dem Hochdeutschen bekannt, Mistlach das heimische Wort. In Rappenau 103[b] mischtsute. Kluge: Jauche erst frühnhd., aus einer md. nhd. Nebenform jûche ins Hd. übertragen. DWb: Die sächsischen Kolonisten haben jedenfalls das Wort aus dem Slavischen aufgenommen und verbreitet.

Imbiss fehlt offenbar, auch nicht bei Schmidt, doch im DWb aus Geiler, Wickram und Fischart, auch bei Arnold 1816 Pfingstmontag 175 Immes. Petri erklärt Luthers Anbiß mit Morgenessen. In Mahlberg: z'nüni und z'Owe esse. In Rappenau 52[b] ist iimes Fütterungszeit und Futterration der Zugtiere.

irr im Sinne von verrückt fehlt 1, 62[b]. Nicht bei Schmidt. In Freiburg ist verruckt, verruckt im Hirn der gangbare Ausdruck. DWb bietet für irr überhaupt keinen elsässischen Beleg außer Gottfrids Tristan V. 28.

Jugend selten, meist: d junge Lüt 1, 404[b]. Nicht bei Schmidt. Auch in Mahlberg: d junge Lüt, doch Arnold 1816 Pfingstmontag 84 Dort lehrt merr d Juejed guet.

Kahn fehlt offenbar, auch Nachen und Boot nicht verzeichnet. Bei Schmidt fehlen alle drei. Petri deutet Luthers Khan mit kleinschiff, nachen, weidling. In Mahlberg sind Nachen, Weidling, Kahn und Boot unbekannt, stets: Schiffle fahre, so auch in Freiburg. In Rappenau 162[b] schif, nache, neeə. Kluge: Kahn seit und durch Luther in die Schriftsprache gedrungen. Den oberdeutschen Dialekten ist Boot noch heute fremd. DWb: am Rhein kennt man Kahn nicht im Volke, es sagt Achen, d. i. Nachen, wie Mone, Zeitschr. 9, 388 anführt . . ., in Bayern sind nach Schmeller 2, 670 beide Wörter unüblich, auch Tobler, Stalder, Schmid verzeichnen beide nicht.

kehren 'fegen' wird 1, 463[a], ausgekehrt 'gottlos' 1, 464[a] als ausgestorben bezeichnet, Kehricht nicht angeführt, dafür Fegete 1, 98[a], Staub 2, 567[b], doch: mit eim uskere 'zanken' Zuem Uskere 'gegen Ende, zuletzt' 1, 464[a]. Bei Schmidt fehlt beides, doch bietet Dasypod kehren und die Außkereten, Fischart Kehrauß, Murner das Kehret. Petri deutet Luthers Kerich als fåget, staub, kutter. In Mahlberg gilt nur fegen, Fegete. In Freiburg ist Fegete unbekannt, Kehricht wird als fremd empfunden, man hilft sich mit Dreck. In Rappenau 26[b] feege, 66[b] kheere, beide ohne Substantiv. Kluge: fegen scheint mehr oberd., kehren md.-ndd. zu sein.

Kiefer fehlt (Kluge: in Schlesien und Obersachsen heimisch,) dafür Fore, Forle. Fiechte nicht im Sinne von Rottanne, *pinus abies*, sondern von Föhre, Kiefer, *pinus silvestris* 1, 93[a]. Fiechttann 1) Fichte, 2) Föhre, Kiefer 2, 686[a]. Bei Schmidt fehlt Kiefer. In Mahlberg und Rappenau gelten: Fiechte, Tanne, Lärche, Forle. DWb: Das Wort scheint übrigens den südl. Mundarten fremd, von Österreich sagt dies Höfer 1, 236 bestimmt.

Kleister fehlt offenbar wie im Schwäbischen, dafür Bapp 2, 66[a]/[b], wie in Mahlberg, Freiburg und Rappenau. Keines bei Schmidt. DWb: Seine Heimat ist aber nicht in Oberdeutschland, denn wie es mhd. fehlt und noch in den ältern oberd. Wörterbüchern fast durchaus, so ist es noch in den dortigen Mundarten nicht eigentlich heimisch.

klimmen scheint zu fehlen, dafür klettere und grattle 1, 498[a]. Schmidt hat nur gratlen aus Geiler, doch findet sich klimmen bei Fischart. In Mahlberg, Freiburg und Rappenau sind klimmen und grattlen unbekannt. Für Kenzingen und Basel bezeugt Heilig, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 89[b] gäise. DWb: in nd. und oberdeutschen Mundarten findet sichs noch, doch auch Frisius, Maaler, Schmeller haben es nicht.

Kluft 1, 490[b] nur in der Bedeutung Feuerzange wie in Rappenau, nicht als Schlucht. Schmidt hat Kluff 'Furche' zweimal aus Geiler, DWb bietet aus Brant Wasserklüft 'Sindflut'. Kluft 'Hölle', aus Dasypod Kluft 'Feuerzange'. Petri

gibt für Luthers Klufft kling, krufft, hüle. In Mahlberg weder Kluft noch Schlucht, eher Loch, Hohlgass.

klug fehlt offenbar, nur klugen 'nachdenken' 1, 491[a]. Nicht bei Schmidt, doch im DWb aus Brant und Fischart belegt. Die oberdeutschen Bibelglossare erklären Luthers klug mit weise. In Freiburg und Mahlberg gscheit, ufgweckt, für Mahlberg bietet Jäger 9 auch bfifik, e üskuchemder maensch, zu hebr. chochom, in Rappenau kschait.

Knöchel am Fuß scheint zu fehlen, dafür Knödel. Schmidt hat Knöchel, Knüchel 'Holzklotz' aus Zell 1523. Petri deutet Luthers Knochel mit knod, gleich. In Mahlberg wird geschieden: d Gleiche am Handgelenk, Knoden am Fuß. DWb: Knöchel muss von mitteld. Landen aus ins Hd. vorgedrungen sein, wie Knochen selbst dort seine Heimat hat. Es ist in den alem., bair. Mundarten noch heute zum Teil unbekannt (z. B. im Bregenzerwalde).

Krätze fehlt, dafür Grind. Dies allein bei Schmidt und Meisinger.

lieben nur von Speisen und Getränken, sonst kare han 1, 545[a]. In Freiburg und Mahlberg ebenfalls gern haben. Sebastian Lotzer, Schriften 16, ersetzt Luthers geliebet durch lieb gehabt. Meisinger führt für Rappenau lieben nicht an.

Möbelwagen wird ersetzt durch Wandelwaje 1, 103[a], 2, 798[b].

Mund kommt selbständig nicht vor, dafür allgemein Mul 1, 692[a]. Erhalten ist Mund in den Zusammensetzungen Mundfüle, Mundstück, Mumpfel; Mumfel auch bei Arnold 1816 Pfingstmontag 118. In Mahlberg gilt statt Mund Myl, Gosch, (gosch und schnur Jäger 17), auch in mylfol, doch: e guet Mundstück. In Rappenau 106[a] gilt Mund nur in muntschtik, muntharmonii. DWb unter Maul 1): nur Mundarten, die Mund nicht oder fast nicht brauchen, verwenden Maul auch für jenes edlere Wort (bayrisch Schmeller 1, 1585, fränkisch-hennebergisch Frommann 2, 402, alem. Tobler 326[b]).

Mus und Brei scheinen in der Mundart hinter Bapp zurückzustehen 2, 177[a], während Schmidt viel alte Belege für Mūs, weniger für Bapp, keine für Brei bietet. In Mahlberg

wiegt Bapp, Bäppli vor, doch Aepfelmues, Herdäpfelbrei. In Rappenau 107[a] muus von Obst, doch 131[a] meelprai, riwilesprai, khatoflprai.

Mut ist selten und nur in der Bedeutung Lust, Neigung festzustellen, sonst durch Gurasch vertreten 1, 230[a], 739[b]. Auch Schmidt belegt nur die Bedeutungen Sinn, Lust und freier Mut = Wohlleben. In Mahlberg ist Mut nur Schulwort, sonst Gurasch, guraschiert, Schneid, schneidig. In Rappenau 107[a] ist khuraaschi häufiger als muut.

naschen fehlt offenbar wie im Schwäbischen, auch nicht bei Schmidt und Meisinger. In Freiburg und Mahlberg nur schlecke und schneike, die auch Els. als Ersatz dienen. Für Kenzingen bietet Heilig, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 94[b] schläge. DWb bietet keine elsässischen Belege für naschen.

Neffe unbekannt, dafür Bruderskind 1, 448 (Kluge: Neffe auch schwäbisch und bayrisch ausgestorben), auch Cousin und Cousine fehlen, dafür Gschwisterkind; Vetter bedeutet Oheim oder männlicher Verwandter überhaupt 1, 448[b]. Schmidt hat weder Neffe noch Vetter. In Mahlberg heißt es Vetter und Bäsli, Gschwisterkind und dritte Kinder. Neffe und Nichte gelten, werden jedoch als hochdeutsch empfunden. DWb bietet für keines elsässische Belege.

öffnen fehlt offenbar wie im Schwäbischen, auch nicht bei Schmidt. In Freiburg und Mahlberg, desgleichen in Rappenau 113[a] dafür stets ufmache. DWb: doch ist das Wort den oberdeutschen Mundarten nicht geläufig, weil dafür auftun, aufmachen gesagt wird.

Peitsche ist selten 1, 241[b] (fehlt wol der echten Mundart ganz), wenn auch bei Arnold 1816 Pfingstmontag 67 Baitsch steht; dafür Geisel, Rieme, Dutler 1, 517[b], 2, 730[a]. Bei Schmidt, in Freiburg, Mahlberg und Rappenau nur Geisel. DWb bietet Peitschenjunker aus Fischart.

Statt *Pferd* sind Gaul und Ross die eigentlichen alemannischen Wörter 2, 139[a]. Pferit ist bei Schmidt vielfach, doch nicht über 1429 herab belegt, doch bietet DWb Pferd aus Pauli, Murner, Geiler und Fischart. In Freiburg und Mahlberg

Ross, Gaul, Klepper, Schindmähr. Für Kenzingen bietet Heilig, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 90[b] auch gruge f. 'schlechtes Pferd'. In Rappenau kaul, mere, schintmere, Pferd nur in Pfeatstsaa 'Mais'. Kluge: Pferd scheint fränkisch-sächsisch zu sein, in den oberdeutschen Mundarten herrscht dafür noch heute das alte Ross.

plötzlich nur in der Bedeutung sogleich, sofort 2, 176[b], das hochdeutsche plötzlich heißt ewer æisli Myol. Nicht bei Schmidt, doch im DWb aus Fischart belegt. In Freiburg, Mahlberg und Rappenau unbekannt, statt dessen in Mahlberg: über ei Mol (uf æismols Jäger 9). Petri: gehling, schnelliglich. Kluge: im Oberdeutschen fehlt das Adverb ganz.

prüfen fehlt offenbar, auch nicht bei Schmidt, bei Arnold 1816 Pfingstmontag 53 browwiere. Petri erläutert Luthers brůfen mit mercken, erkennen, Lotzer 67,5 mit probyeren. In Freiburg und Mahlberg nur Schulwort, statt dessen z. B. dr Wi versueche. In Rappenau 132[b] priifing. DWb: prüfen mundartlich nur im nord- und mitteldeutschen Gebiete, während den oberdeutschen Mundarten wol probieren und (teilweise) proben geläufig, das Wort prüfen *(examinare)* aber nur aus der Schulsprache bekannt ist.

Pumpe 'Schöpfbrunnen' fehlt 1, 219[b], dafür Gump, doch gibt es 2, 49[a] Pumpe 'Feuerspritze', dieses fehlt wieder. Nicht bei Schmidt. In Mahlberg gumpt man am Brunne, der Stockbrunne läuft dauernd von selbst, Gump (gumbi 'Pumpmaschine' Jäger 19) nur an der Mistlach. Die einzelnen Brunnen haben ihre mit — brunne zusammengesetzten Namen. In Rappenau 81[a] kumpe, ohne Hauptwort.

Schulter selten, dafür Achsel 1, 12[a]/[b], 2, 413[a]. Bei Schmidt nur Achsel (doch steht Schulter bei Dasypod und Fischart). Ebenso in Freiburg, Mahlberg und im Schwäbischen (Fischer 1, 90). Kluge: in nhd. Zeit ist Schulter vielfach hinter Achsel zurückgetreten, so im Schwäb., Rheinfränk. Thomas Wolfs Basler Bibelglossar übersetzt Luthers Schulter mit Achsel. In Rappenau Aksl, aber schultaplat.

Schwiegersohn, Schwiegertochter fehlen, dafür Tochtermann und Sohnsfrau, Sohnsweiber, Gschwei, 1, 176[b], 686[a],

2, 562[a]. Sohnfrau bei Arnold 1816 Pfingstmontag 3. 153, Dochtermann das. 92. Eidam und Schnur fehlen. Schmidt bietet Schnur aus Murner, nicht bei ihm Eidam, Schwiegersohn, Tochtermann, Schwiegertochter und Sohnsfrau. In Mahlberg Tochtermann und Sohnsfrau (d sûnsfrai Jäger 8). Weib kommt allein nicht vor, wol aber in Wibsbild, Wibslüt, Wibervölker.

Spottvogel scheint zu fehlen, auch nicht bei Schmidt, doch im DWb aus Geiler, Dasypod und Fischart belegt. In Mahlberg wird Spottvogel als hochdeutsch empfunden; dafür Föppler, Üzer. Speivogel unbekannt, auch nicht bei Schmidt.

Stecknadel fehlt, dafür Gufe, so auch bei Arnold 1816 Pfingstmontag 162 Guff. Nadel schlechtweg ist stets die Nähnadel 1, 199[b]. Schmidt bietet nur Guffe; auch in Mahlberg Guff (gûf Jäger 17), Güffli; Nadel meint stets die Nähnadel.

Talg fehlt, dafür Unschlitt 1, 56[a]. Bei Schmidt fehlt beides, in Schwaben nur Unschlitt (Fischer 2, 40). In Freiburg heißt das Talglicht Unschlittkerze, in Mahlberg gilt Unschlick und Unschlickliecht, Kerze (kerds Jäger 18) hat hier hochdeutschen Klang. In Rappenau 53[b] inschtlich und inschlichlicht. Kluge: Talg ist aus dem nd. aufgenommen, daher dem Schwäb. Bayr. fremd. DWb: ein nd., in die oberd. Mundarten nicht vorgedrungenes Wort.

Täsch(e) für Tasche im Kleid nur aus Geiler, Brant und Dasypod beigebracht, sonst nur ein einziges modernes Zeugnis aus dem Münstertal 2, 722[a]. Das Dialektwort ist Sack 2, 341[b], wie im Schwäbischen (Fischer 2, 89). Auch Schmidt hat viele geschichtliche Belege für Tesche, doch auch schon Sack. In Freiburg und Mahlberg gilt allein Tasch. Tasche als Umhängetasche belegt Els. wieder nur aus dem Münstertal in Melkertäsch, Salztäsch. In Mahlberg ist Reisdasch nicht unbekannt, doch wird Köfferli vorgezogen, der große Koffer heißt Trog, Truhe ist der Mundart fremd.

tätig fehlt offenbar, auch nicht bei Schmidt. Im Schwäbischen ist das Adjektiv nicht eigentlich volkstümlich, wird aber doch verstanden (Fischer 2, 94). Auch in Mahlberg und Freiburg nicht gangbar, dafür schaffig, brav.

Taugenichts scheint zu fehlen, wie auch im Schwäbischen (Fischer, 2, 112). Dort dafür Tunichtgut, auch dies scheint Els. zu fehlen, keines bei Schmidt, keines in Mahlberg, dafür Lump, Lumpazi, Nixnutz, Strolch, Tagdieb. In Rappenau tuunekuut, Lump, Niksnuts, Schtrolich. DWb bietet keinen elsässischen Beleg für Taugenichts.

Teich fehlt offenbar, dafür See 2, 316[a], Weiher 2, 777[b]. Dieselben Wörter ersetzen im Schwäbischen das in dieser Bedeutung fehlende Teich (Fischer 2, 130). Schmidt belegt Tich 'Teich' bis ins 15. Jahrhundert, das DWb bietet keinen elsässischen Beleg für Teich. In Freiburg und Mahlberg gelten Lach, Weiher, See, in Rappenau ist taich 'Flursenkung', waia hier selten.

teuer in der Bedeutung lieb fehlt, wie im Schwäbischen (Fischer 2, 167), auch nicht bei Schmidt, doch im DWb aus Geiler belegt. In Freiburg und Mahlberg gleichfalls nur vom Gelde. In Rappenau 193[b] ist die Grundbedeutung allein erhalten in der Wendung: foa mai taias kelt.

Topf fehlt, dafür Hafe, in Harskirchen (Kreis Zabern) Tippe 1, 305[a]. Topf in den Bedeutungen Kreisel und Bratpfanne 2, 703[a]. Nicht bei Schmidt. Petri deutet Luthers Tôpfferen mit 'erden geschirr'. In Mahlberg nur Wort der Schule, der Kreisel heißt Tanzknopf (dansgnepferlis schbyle Jäger 9). Paul: ursprünglich nordd. Wort, wofür südd. Hafen. Kluge: das im mhd. noch seltene Wort fehlt dem ahd. ganz. Das einfache Wort ist dem Obd. fremd, dafür Hafen, so gibt Wolf in Basel 1523 Luthers Töpfen.

Trauung fehlt offenbar, wie im Schwäbischen (Fischer 2, 331). Das im Schwäbischen gleichfalls fehlende trauen 'ehelich verbinden' ist Els. 2, 736[a] vorhanden. Beides nicht bei Schmidt. In Mahlberg Hochzit und kupliere, in Rappenau hochtsich und khupliire.

trefflich fehlt offenbar wie Schwäbisch (Fischer 2, 351). Nicht bei Schmidt, nicht in Freiburg und Mahlberg, in Rappenau 205[b] fehlen treffend und trefflich.

Trieb 'Instinkt' nicht verzeichnet, dem Schwäbischen unbekannt (Fischer 2, 376). Schmidt kennt nur Trib 'Treiben'. Paul: erst nhd. recht üblich geworden.

Trunkenbold scheint zu fehlen. Schmidt bietet Trunkener Boltz aus Geiler. Sebastian Lotzer 1523 Schriften 17, ersetzt Luthers trunckenbold durch trunckner. Nicht in Freiburg, dafür Saufaus (auch Els. 2, 330[b]), dies nie in Mahlberg, dort Lump, Schnapslump, Lumpazi, versoffner Kerli, in Rappenau lump, schnapslump.

Tünche fehlt offenbar, dafür Jips 1, 409[a] und Wissel 2, 869[a]. Auch nicht bei Schmidt. Petri erklärt Luthers Getůnckte wand mit geweißt, bekleibte. Tünche fehlt auch Schwäbisch (Fischer 2, 464). In Mahlberg d Wissle, wissele, Wissler (auch als Eigenname bis in die Schweiz hinein verbreitet), in Rappenau kips, ips, ipse, waisle, waisputse. Kluge: für tünchen oberd. weißlen, auch gipsen.

um willen scheint zu fehlen. Sebastian Lotzer 1523, Schriften 17, ersetzt Luthers um willen durch von wegen. Beide nicht bei Schmidt. In Mahlberg nie um deinet willen, statt dessen: dir z lieb, wege dir, wege sellem. In Rappenau 227[b] weeger em, maitweege, testeweege.

Vormund fehlt vollständig 1, 101[b], statt dessen Vogt, aus Rosteig (Kreis Zabern) wird 1, 681[a] Mumber beigebracht, für Mündel Vogtskind 1, 449[a], so auch bei Arnold 1816 Pfingstmontag 118 u. ö., Vogtskind das. VIII. Schmidt bietet Voget, Vogtman, dagegen nicht: Vormund, Gerhab, Pfleger. In Freiburg hieß es früher, in Mahlberg noch jetzt Pfleger, in Rappenau fooamunt und pfleega. Kluge: elsäss. vogt, schwäb. pfleger, östreich. gerhab, mittelrhein. momper, hess. trauhalder.

weglassen fehlt offenbar, wie im Schwäbischen (Fischer 1, 484), dafür underwege, los lassen 1, 611[a]. Nicht bei Schmidt. In Freiburg nie auslassen, eher weglassen, am liebsten draus lassen, in Mahlberg: des län mer hus.

zer- fehlt, dafür ver- 1, 128[a]/[b], die zer-Zusammensetzungen aus Geiler, Dasypod, Scherz usw., die auch bei Schmidt reichlich beigebracht werden, sind alle ausgestorben. In Freiburg und Mahlberg lernt das Kind die Vorsilbe zer- und ihre Anwendung erst mühsam in der Schule kennen.

Einiges über die Karlsruher Mundart.

Von **Albert Waag.**

Sehr schön und fein klingt sie gerade nicht, die Karlsruher Mundart, das gibt auch ein mancher zu, dem sie von früh auf lieb und wert ist; denn sie hat des Breiten und Schlaffen zu viel und ermangelt so des Zierlichen und Schwunghaften. Dafür hat sie etwas Behagliches und Gemütliches, dem sich der Eingeborene bis in die höchsten Schichten hinein gerne hingibt, und nicht anders ist das Gepräge der heimischen Dichtung, die sich mit Vorliebe im Alltäglichen bewegt und in glücklicher Komik das Derbe nicht scheut — in der Mitte stehend zwischen der gemütvollen, sinnenden Dichtung eines Alemannen wie Joh. Peter Hebel und den allzeit lustigen Versen eines Pfälzers wie Karl Gottfried Nadler.

Und wenn nun in diesem Jahre der Allgemeine Deutsche Sprachverein im badischen Lande, im Herzen des alemannischen Sprachgebiets sich zusammenfindet, wenn die alemannischen Mundarten sich in dichterischem Gewande der Festversammlung vorstellen, so ist es vielleicht auch gestattet, dass die Hauptstadt des Lands ihren Gruß entbietet, indem sie sich in ihrer sprachlichen Eigenart vorführt. Zwar ist jede Stadtmundart bei der gemischten und wechselnden Bevölkerung nicht leicht zu fassen, und so zeigt es sich auch in Karlsruhe, dass in das Südfränkische, auf dessen Gebiet die Stadt sich befindet, in manchem das Alemannische des badischen Oberlands, in anderem das Alemannisch-Schwäbische Württembergs hereinspielt; aber eine gewisse Einheitlichkeit ist doch vorhanden, und wenn ich mich unterfange, sie in wenigen Strichen zu zeichnen, so bin ich vielleicht nicht ganz unberufen, da ich nach vorherigem je dreijährigen Aufenthalt in Mannheim und Freiburg alsdann im Alter von sechs Jahren nach Karlsruhe gekommen bin und dort die ganze Schulzeit verbracht habe. Da war die Alltagssprache

von uns Schülern gar kräftig von den Klängen durchsetzt, die ihren Nährboden in der Altstadt haben, in dem sogenannten „Derfle“ = „Dörflein“, wo die „Karlsruher Briganten“ hausen — „Du Derfles-Brigant“ war einer der stärksten Schimpfnamen unter den Schülern. Als Führer aber durch den Karlsruher Wortschatz wähle ich den Ortsdichter, der einst vor Jahren mein Nachbar war, den erfolgreichen Humoristen Fritz Römhildt, genannt Romeo, der vier Bändchen Gedichte in Karlsruher Mundart veröffentlicht hat: „Hypochondergift“, schon in zweiter Auflage vorliegend; „Pfefferkörner“; „S'Schpanische Röhrle“, zurzeit vergriffen, und „Senfpflaschter“. Keineswegs jedoch strebe ich dabei nach Vollständigkeit, sondern will nur einige Züge hervorheben, worin sich zeigt, dass in der Karlsruher Mundart, wie in jedem andern Sprachgebiet, die beiden gleichen Grundkräfte des Sprachlebens tätig sind: einerseits die gleichmäßige Entwicklung der Laute nach bestimmten Richtungen, anderseits Neubildung der Formen nach ähnlichen Verhältnissen — Lautgesetz und Analogie, wie die Sprachwissenschaft sagt. Auch die Karlsruher Mundart ist also nicht etwa eine Verstümmlung der Schriftsprache, sondern bewahrt manche Laute und Formen, die uns einen ältern Zustand aufweisen, als er in der Schriftsprache vorliegt; und so kann auch die Karlsruher Mundart eine Fundgrube sein für das geschichtliche Verständnis unserer Muttersprache. Da für diesen Zweck eine bis ins einzelne genaue Darstellung der Lautgebung nicht unbedingt nötig erscheint, verzichte ich dabei auf Verwendung der künstlichen Lautschrift und suche mit den gewöhnlichen Schriftzeichen möglichst auszukommen.

Wenn wir nun gesagt haben, die Karlsruher Mundart sei breit, aus welchen Eigentümlichkeiten erklärt sich dieser Eindruck? Da ist zunächst darauf hinzuweisen, dass die Umlaute *ü* und *ö* ohne Lippenrundung, also mit breiter Lippenstellung gesprochen werden, so dass *ö* als *e* und *ü* als *i* erscheint: *Dier = Tür*, *Zieg = Züge*, *iwwer = über*; *bletzlich = plötzlich*, *Kerwle = Körblein*, *greeßer = größer*. Sodann werden die zusammengesetzten Vokale *ai*, *ei* und *au* in einem Teil der Fälle mit breitem, langem *aa* als *aai* und *aau* gesprochen, wofür als klassisches Beispiel öfters angeführt wird: *zwaai waaiche Aaier = zwei weiche Eier*. Aber in dem andern Teil der Fälle erscheint kurzes *ai* und *au*, wie in *wait = weit*, *Aifer = Eifer*,

saufe = *saufen*, *Drauwe* = *Trauben*. Und das ist kein Zufall, sondern weist au den früheren doppelten Ursprung hin; denn kurzes *ai* und *au* entspricht früherem *î* und *û*, langes *aai* und *aau* dagegen früherem *ei* und *ou*, wie hervorgeht aus dem Nebeneinander von *der Laib* = *Leib* = mhd. *lîp*, *der Laaib* = *Laib* (Brot) = mhd. *leip*; *e Daub* = *Taube* = mhd. *tûbe*, *daaub* = *taub* = mhd. *toup*. Die gleiche Spaltung in der Aussprache besteht übrigens auch bei den zusammengesetzten Vokalen *äu*, *eu*, die in der Mustersprache alle als kurzes *oi* gesprochen, im mittleren Baden aber auch in der Sprache der Gebildeten als kurzes *oi* und langes *ooi*, in der Karlsruher Mundart als kurzes *ai* und langes *aai* geschieden werden, wieder in Übereinstimmung mit dem verschiedenen Ursprung: *Haiser* = *Häuser* = mhd. *hiuser*, *hait* = *heute* = mhd. *hiute*; *Baaim* = *Bäume* = mhd. *böume*, *draaime* = *träumen* = mhd. *tröumen*. Bemerkt sei noch, dass bei dem langen *aau* das lange *aa* so sehr überwiegt, dass nach pfälzischem Vorbild bei Romeo Formen erscheinen wie *glaawe* neben *glaauwe* = *glauben* oder *Fraa* neben *Fraau* = *Frau*; niemals aber gibt es solche Formen, wo kurzes *au* = mhd. *û* zu Grunde liegt, also etwa bei *saufe* = *saufen* = mhd. *sûfen*.

Für den Vokalismus der Karlsruher Mundart ist weiterhin bezeichnend, dass langes *aa* der Schriftsprache als langes *oo* erscheint wie übereinstimmend im Alemannischen und Pfälzischen in den Fällen, wo schon im Mittelhochdeutschen langes *â* vorhanden war, wie in *Oowend* = *Abend* = mhd. *âbent*, *schloofe* = *schlafen* = *slâfen*, *bloose* = *blasen* = *blâsen*, nicht aber etwa in *saage* = *sagen* = mhd. *sägen*. Bisweilen kommen aber bei Romeo in Anlehnung an die Schriftsprache Formen vor wie *Saaifeblaas* = *Seifenblase*, *raate* = *raten* = mhd. *râten*. Ferner geht die Lautgruppe *-ir-* vor folgendem Konsonant in *-er-* über: *Hern* = *Hirn*, *erdesch* = *irdisch*, *erre* = *irren*, und entsprechend auch die Lautgruppe *-ür-* vor Konsonant, nachdem sie zunächst die Lippenrundung aufgegeben hatte und zu *-ir-* geworden war: *Ferscht* = *Fürst*, *Berger* = *Bürger*, *schterze* = *stürzen*. Und während schwachbetonte Vokale gar häufig schwinden wie in *g'lesse* = *gelesen*, *hab* = *habe*, *drum* = *darum*, so entstehen zwischen *l* oder *r* und folgendem Konsonant bisweilen Zwischenvokale, wie in *Millich* = *Milch*, *Schtrollich* = *Strolch*, *Vollik* = *Volk*, *arrig* = *arg*.

Wir gehen zu der Betrachtung der Konsonanten über und stellen uns, wie vorhin bei den Vokalen, zunächst die Frage, wodurch die Karlsruher Mundart den Eindruck des Breiten hervorbringt. Da können wir darauf hinweisen, dass die Lautgruppen *st* und *sp* nicht, wie in der Schriftsprache, nur am Anfang starkbetonter Silben, sondern in jeder beliebigen Stellung stets als *scht* und *schp* erscheinen, wobei eben anstatt des spitzen *s* das breite *sch* erscheint, bei dem die Zunge eine breite Rinne bildet und die Lippen überdies auffallend weit vorgestülpt werden, also *fascht* = *fast*, *erscht* = *erst*, *Pflaschder* = *Pflaster*; *Haschbel* = *Haspel*, *Kaschber* = *Kaspar*; auch das einfache *sch* wie in *Schachtel* oder in *Schuul* = *Schule* wird in gleich breiter Weise hervorgebracht und in einer Verbindung mit dem breiten *aai* (vgl. S. 161) klingt es mir oft in den Ohren, wie ein alter Schulfreund zu mir sagt voll behaglicher Breite: „*Waaisch, Waag*“ = „*Weißt du, Waag!*“

Wir haben aber der Karlsruher Mundart auch das Gepräge des Schlaffen zugeschrieben, und dieser Eindruck wird vor allem dadurch hervorgerufen, dass, wie in ganz Süddeutschland seit langer Zeit, die harten (stimmlosen) Verschlusslaute *k*, *t*, *p* so schwach hervorgebracht werden, dass sie sich von *g*, *d*, *b* gar nicht oder nur durch nachfolgende Behauchung (Aspiration) abheben, indem bei diesen schwachen Verschlusslauten, und zwar wiederum seit langen Zeiten, kein Stimmton vorhanden ist, so dass z. B. *Disch* = *Tisch*, *Dande* = *Tante*, *duhñ*[1] = *tun* im Anlaut völlig übereinstimmen mit *derr* = *dürr*, *danke* = *danken*.

Eine weitere Eigentümlichkeit ist, dass *-b-* im Inlaut als *-w-* erscheint, wie: *ewe* = *eben*, *awer* = *aber*, *gewwe* = *geben*, *halwer* = *halber*, und das wird vom Standpunkt der Schriftsprache als eine jüngere Entwicklung aufgefasst, stellt aber tatsächlich eine ältere Stufe der Aussprache dar, aus der erst später der Verschlusslaut *b* hervorgegangen ist.

Mannigfaltig sind auch Vorgänge der Angleichung von Konsonanten untereinander (Assimilation), die in der Entstehung der schriftsprachlichen Formen wie *Hoffart* aus *Hochfart*, *Grummet* aus *Grünmahd* entsprechen: so *weller* = *welcher*, *seller* = *selber* „jener“, *ebbes* = *etwas*, *werre* = *werden*, *nimme*

[1] *ñ* bedeutet Auflösung des Nasenlauts *n* mit Nasalierung des vorhergehenden Vokals.

= *nichtmehr*. Als Angleichung an folgende Wörter im Satzzusammenhang ist es wol auch ursprünglich zu erklären, wenn auslautende Konsonanten abfallen wie *-ch* in *glei* = *gleich*, *me* = *mich*, *de* = *dich*, *aa* = *auch* oder *-n* in *gewwe* = *geben*, *saage* = *sagen*, wobei jedoch *-n* im Auslaut betonter Silben dem vorherigen Vokal vielfach Nasalierung hinterlässt: *hiñ*, *zehñ*, *añ*, *Lohñ*, *duñ* = *tun*.

Dem Wegfall von Konsonanten steht die Neubildung von Übergangslauten entgegen, wie in den Steigerungsformen *ehnder* und *mehnder* zu beobachten ist; allerdings ist die Entwicklung sehr umständlich vor sich gegangen, da zunächst zu den alten, neben *êr* und *mêr* stehenden kürzeren Formen *ê* und *mê* etwa nach dem Muster von *schee(n)*: *scheener* = *schön*: *schöner* mit abermaligem Ausdruck der Komparation durch die übliche Endung mundartliche Formen entstanden wie *ehner*, *mehner*, worauf dann erst zwischen *n* und *r* der Übergangslaut *d* eingetreten ist, wie in schriftsprachlichem *minder* = mhd. *minner*, *Fändrich* = mhd. *fener*. Ebenfalls als Übergangslaut, allerdings aus dem Satzzusammenhang heraus, ist die Hinzufügung eines Konsonanten am Wortende zu erklären, wie bei *anderscht* = *anders*, *vollscht* = *vollends* mit Angliederung eines *-t* nach *-s*, wo wir die gleiche Entwicklung beobachten wie bei schriftsprachlichem *selbst*, *einst*, *nebst* = älterem *selbes*, *eines*, *nebens*.

Betrachten wir nunmehr die Formenbildung der Karlsruher Mundart in Deklination und Konjugation, so finden wir zunächst im Plural der Substantive sowol den Umlaut als auch die deutlich ausgeprägte Endung *-er* noch viel häufiger als in der Schriftsprache, in der ja ebenfalls diese beiden Bildungsmittel im Lauf der Zeit kräftig um sich gegriffen haben; da heißt es: *die Däg* = *Tage*, *Ärm* = *Arme*, *Fähne* = *Fahnen*, *Keffer* = *Koffer*, *Keschde* = *Kosten*, und anderseits *die Beiner*, *Steiner*, *Better*, *Hemder*, häufig auch in Fremdwörtern *die Balkeener*, *Dueller*, *Argumenter*, *Klosetter*. Bemerkenswert ist auch die Pluralform *d'Dandene* = *die Tanten*, die wol nach dem Muster von Abwandlungen wie *Keche*, *Kechene* = *Köchin*, *Köchinnen* entstanden ist. Für die Abwandlung im Maskulinum ist es ferner sehr bezeichnend, dass die Endung *-er* des Nominativs in den Akkusativ übertragen wird, sowol im bestimmten Artikel als auch im attributiven Ad-

jektiv, in dem es heißt: *er hat der Fisch gesse, er hat en heller Kopf, er geht an der Rhein,* nicht zu vergessen die klassische Redensart: *en rechter scheener Gruß an Ihnen Ihr Mann;* mit diesem sogenannten „rheinischen Akkusativ" ist folgerichtig der letzte Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ verwischt, indem diese beiden Fälle ja auch in der Schriftsprache im Plural immer und im Singular mit geringen Ausnahmen *(der* oder *ein guter Knabe, den* oder *einen guten Knaben)* miteinander übereinstimmen: Wortstellung und Zusammenhang machen eine Unterscheidung in der Form überflüssig, wie das Französische und Englische zur Genüge beweisen. Wie in allen deutschen Mundarten, so wird auch in der Karlsruher der Genetiv ersetzt durch Umschreibungen mit *von* wie z. B.: *das Dach von dem Haus dort* oder — bei lebenden Wesen — mit dem besitzanzeigenden Fürwort; *meim Vadder seiñ Hut, dem Hund seiñ Maul;* und nur in versteckten Resten erhalten sich alte Genetive in Formen von Eigennamen oder Titeln wie *'s Vierordts, bei 's Wernleins, 's Archidekts, 's Direkders,* wodurch die Angehörigen einer Familie bezeichnet werden: es liegt hier der Genetiv Singular vor, bei dem ein Substantiv wie *Familie, Haus* zu ergänzen ist.

In der Abwandlung der persönlichen Fürwörter ist zu bemerken, dass *mir, mer,* für *wir* und anderseits *dir, der* für *Ihr* erscheint, wobei wol Angleichung des Plurals an den Anlaut des Singulars mitgewirkt hat; ausgegangen aber sind diese Gebilde von der Wortfolge *geben wir,* das sich zu *gewwemir* angleicht, und *gebet Ihr,* nachlässig ausgesprochen *gewwedir,* worauf dann mit falscher Wortabtrennung ein *mir* und *dir* erschlossen wurde, mit Anklang eben an *meiner, mir, mich* und *deiner, dir, dich* des entsprechenden Singulars. Wenn das sogenannte unbestimmte Fürwort *man* abgeschwächt als *me,* dann aber auch als *mer* erscheint, so ist diese Form wol gebildet nach alten Doppelformen wie *mê: mêr, ê: êr* (vgl. S. 163), ferner nach *da, dabei: dar, darin; wo, womit: woran; hie, hiemit: hier, hierauf;* vielleicht hat auch das Muster des Pronomens *er* eingewirkt. Bei der Komparation sind beachtenswert die Formen *heecher* und *näächer* statt *höher* und *näher* in Angleichung an die Grundformen *hoch* und *nach = nahe.*

Ebenso sind bei der Abwandlung der Zeitwörter manche Ausgleichungen zu finden. So heißt es *er gebt, lest, helft, trefft,*

brecht, du gebsch usw. und in der Befehlsform *eß, les, nemm,* wo also der Vokalwechsel von *e* mit *i* ausgeglichen ist, und ähnlich heißt es *er tragt, er fahrt* mit Beseitigung des Umlauts *ä*. In der 2. Person Plural des Präsens erscheint wie im Schwäbischen *Ihr gehnt, wennt = wollet, hennt = habet* und ebenso in dem Plural der Befehlsform *gehnt* und *duhnt* mit Angleichung an die 1. und 3. Person. In der Abwandlung von *ziehen, zog, gezogen* ist der Wechsel zwischen *h* und *g* aufgehoben, indem es im Präsens heißt *ich zieg, er ziegt, ziege(n).* Bei *dürfen* erscheint *ich derf, du derfsch, er derf* nach dem Muster des Plurals *wir derfen,* der seinerseits nach dem besprochenen Lautübergang von *ür, ir* zu *er* aus *dürfen* entstanden ist (vgl. S. 161). An Stelle von *er weiß, er muss* tritt *er weißt, er musst* nach dem Vorbild der allermeisten Zeitwörter, die in der dritten Person Singular Präsens Indikativ stets ein *-t* haben. Sehr beliebt sind Umschreibungen mit *tun,* wie z. B. *es duht net schtimme = es stimmt nicht, mer duht bringe = man bringt, wie se sehe däht (wie sie sehen täte) = wie sie sehen würde;* aber im gleichen konditionalen Sinne erscheinen die bemerkenswerten Neubildungen *er kähmt, bliebt, sie ließt, sie giengde,* wo also der Konjunktiv des starken Präteritums nach dem Muster des schwachen Präteritums die Endung *-t(e)* angenommen hat; da jedoch diese Form auch als allgemeiner, zeitloser Konjunktiv, und zwar besonders in der dritten Person Singular gebraucht wird, ist nicht ausgeschlossen, dass nach dem Verhältnis von *ich komm: ich käm* zunächst zu *er kommt* die neue Form *er kämt* entstanden ist. Diese Konjunktive sind übrigens in der Karlsruher Mundart die einzigen Reste des Präteritums, das ja im allgemeinen, wie sonst im übrigen Süddeutschland, durch das Perfekt ersetzt worden ist, wie umgekehrt im Niederdeutschen das Perfekt dem Präteritum weichen musste.

Im Partizip des Perfekts findet sich *g'loffe* von *laaufe* nach dem Vorbild *g'soffe* zu *saufe,* ferner *g'west* (neben *g'weese*) und *g'lasst* (neben *g'lasse*) mit Übertragung des *-t* aus der schwachen Konjugation; *geduhñ* statt *getan* mit Übernahme des *u* aus dem Präsens; *beditte* zu *bedeide = bedeuten* nach dem Verhältnis von *gelitte(n): leide(n); ich hab gedenkt, kennt, es hat brennt* mit Beseitigung des Vokalwechsels in *brennen, brannte, gebrannt* usw. Umgekehrt zeigt das Partizip *g'wisst* eine ältere Lautform als *gewusst,* indem es ursprünglich *gewest* oder *gewist*

gelautet hat. Auch die Formen *welle, g'wellt* sind älterer Herkunft als *wollen, gewollt* der Schriftsprache; und wenn es heißt *mir lenn, Ihr lennt, sie lenn* und entsprechend *mir henn* usw., so ist zu bedenken, dass bis in die älteste Zeit hinein bei *lassen* und *haben* neben den längeren Formen kürzere gestanden haben wie *lân* und *hân*, deren *â* in unbetonter Stellung zu *e* werden konnte.

Nach dieser kurzen Betrachtung der Formenbildung in Deklination und Konjugation sehen wir uns noch im sonstigen Wortschatz nach bemerkenswerten Erscheinungen um! Da haben wir unter den Adverbien auch in der Karlsruher Mundart das trauliche süddeutsche *als* im Sinne von „gewöhnlich", „öfters": *mir gehn als am Sonndag schpaziere, er duht uns als abhole;* dies Wörtchen, vollständig zu trennen von dem *als* der Schriftsprache, ist entstanden aus mhd. *allez* (Akkusativ Singular Neutrum von *all*) und hat sich aus der früheren Bedeutung „immerfort" zu der heutigen abgeschwächt. Auf der andern Seite setzt sich das *als* der Schriftsprache in der Karlsruher Mundart außer in dieser Form, z. B. *„Als Jäger duht er lüge"*, auch noch in zwei andern Formen fort, die auf die alte Urform *also* zurückweisen; einmal in der Form *asse: „Drumm sollt mer d'Kinder asse jung vom Schiele heile lasse"* („solange als sie jung sind"), zum andern in der Form *e só*, die auf die früher übliche Nebenform mit der Betonung *alsó* zurückgeht: *e so e Glück, e so e Roll schpiele* und mit irrtümlicher Umdeutung des *e* als unbestimmter Artikel: *en so en g'sunder Reege.* Lehrreichen Ursprungs ist sodann *nomme* oder *numme* „nur" aus früherem *ni wan* „nicht(s) außer"; ferner das häufige *nord, hernord* „hernach", das eine Weiterbildung von *nooch, hernooch* = *nach, hernach* ist, wie aus dem alemannischen *hernoochert* hervorgeht. Eigentümliche Endungsvertauschung zeigen die Präpositionen *geger, newer, weger* anstatt *gegen, neben, wegen,* wobei einmal Anlehnung an *unter, über, hinter,* anderseits aber auch das Vorbild der bei *mer* = *man* besprochenen Formen (vgl. S. 164) mitgewirkt haben kann. Die Konjunktion *ehb,* z. B. in *ehb se henn* „ehe sie haben" ist eine Abschwächung aus *eh bevor.* Dass auch die Karlsruher Mundart verhüllende fluchartige oder beteuernde Ausrufe hat, bedarf kaum der Erwähnung; so hört man: *Pfui Deixel* = *Pfui Teufel, Herrgottsass* = *Herrgottsakrament, meinersex* = *meinerseel.*

Endlich sei nur noch erwähnt, dass wie in allen Volksmundarten so auch hier mehrfache Verneinung sich nicht aufhebt, sondern nur verstärkend wirkt, wenn es z. B. heißt: *in nix net schpaare, do kriegt jo keine nie en Mann, des gibt nie kein Engel net!* —

Damit schließe ich diese kurze Betrachtung, die von der Karlsruher Mundart vielleicht ein flüchtiges Bild geben kann, als von einer Sprache, die zwar, wie gesagt, etwas breit und schlaff, aber auch recht behaglich und gemütlich klingt.

Zum ländlichen Hausbau.

Von **Fridrich Pfaff.**

Mit 2 Bildern.

1.

Scheffel über Hotzentracht und Hotzenhaus.

In seinem höchst lesenswerten, 1853 zuerst herausgegebenen Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" führt uns Josef Viktor Scheffel in die alte Stadt des hl. Fridolin, die „Waldstadt" Säckingen, die er ja immer vor allen geliebt und in seinem „Trompeter" hoch geehrt und die wiederum ihm und seinem Trompeter ein ehernes Denkmal gesetzt hat[1]. Wenn er uns da auf dem Platz vor der Stiftskirche am Fest des hl. Fridolinus Umschau halten lässt, meint er, so werden uns allerlei Leute zu Gesicht kommen, in deren Tracht und Gebaren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Kulturmenschen zu erschauen ist.

Neben dem Bürgersmann in halbstädtischer Tracht bewegen sich da langsam und gemessen die Insassen des Rheintals und aus dem benachbarten aargauischen Fricktal die Männer in langem, bis fast an die Knöchel reichendem Rock, Strümpfen und Schnallenschuhen und einem in altem Stil aufgebauten Filzhut, die Frauen in dunklem Gewand, zum Teil mit weißer, eng anschließender Halskrause und einer großen doppelten, flügelartig sich ausbreitenden Bandschleife an der Haube, und sind meistens ruhige, etwas lederne Leute, mit Anlage zu stiller Gemütlichkeit und zu einem Kropf, und haben auch noch viel keltisches [!] Blut in ihren Adern, und so man fragt, wo sie her sind, heißts: aus Mumpf oder Buus oder aus Wehr oder

---

[1] Neu abgedruckt in Scheffels Reisebildern. Mit einem Vorwort von J. Proelß. 2. Aufl. Stuttgart, Bonz, 1895, S. 63—142. Man vergleiche damit die Aufätze „Das Hotzenland" und „Noch ein Tag im Hotzenland" in Ludwig Steubs kl. Schriften I, 1873, S. 199—224.

Nollingen, und wenn man sie nach ihrem Namen fragt, so klingt es meist wesentlich keltisch [!], z. B. Denz, Motsch, Dede usw. und nur selten findet sich ein Sprosse der germanischen Urfamilie Maier oder sonst ein bekannterer unter ihnen.

Aber aus der Menge ragen noch andere Gestalten spezifisch hervor: Da steht so eine Gruppe 'Mannsbilder' beisammen: große, gedrungene Leute; ein kurzer, bis an die Knie gehender Sammetschoben ohne Kragen und Knöpfe, vorn über der Brust durch ein genesteltes Band zusammengehalten, ist ihre 'Montur', anstatt der Weste tragen sie ein rotes, beinahe ebensolanges 'Fürtuch' oder 'Brustlatz', so mit Sammetstreifen verbrämt ist und wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muss. Den Hals umschließt ein gefälteltes Hemd, oft mit großem, in künstlich verschnörkeltem Faltenwurf sich auslegendem Kragen versehen; eine Pluderhose, Falte an Falte übereinander gelegt, reicht bis ans Knie, weiße Strümpfe mit Lappenschuhen oder große Stiefeln mit hellen Lederkappen schließen den Mann nach seinen unteren Beziehungen ab. Auf dem Haupt trägt er entweder die sommers und winters gleich obligate Pelzkappe oder einen für alle Jahreszeiten gleich üblichen spitzen, aufgekrempten schwarzgefärbten Strohhut mit breitem Samtband. Auch das kurze 'Tubakpfifli' im Mund darf nicht vergessen werden.

Und neben dem Alten mit eisgrauem Haar, der wie träumend dem Menschengewimmel zusieht, steht manch schmucker junger Bursch, oft ein wahres Prachtexemplar von Mensch.

> Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
> Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftigi Glieder[2],

und aus seinem Dreinschauen und Auftreten kann einer ohne Mühe herauslesen, dass er des Bauernspruchs: Selbst ist der Mann, wol bewusst ist, auch wol eine solide Rauferei wie ein Dessert zur ordinären Mahlzeit aufzufassen pflegt . . .

So wir aber, ohne weiteren Reflexionen über die Philosophie des altertümlichen Kostüms nachzuhängen, uns nach Herkommen und Stamm dieser wolkonservierten Bauersmänner erkundigen, erhalten wir die Auskunft: das sind 'Hotzen', und erfahrens . . . dass die künstlich gefältelte Pluderhose dieser Bergbewohner,

---

[2] Aus Hebels Statthalter von Schopfheim.

die oft zehn bis zwölf Ellen Tuch absorbiert und mehr kostet als eine aus Humanns Atelier zu Paris, dem Flachland so imponiert hat, dass ihre Träger hiervon nach dem Grundsatz pars pro toto benamst wurden[3].

Bei näherer Erkundigung erfahren wir sodann, dass die Hotzen auch 'Wälder' genannt werden, und dass sie von den Höhen des Eggbergs, der über Laukingen [?] seinen finstern Rücken erhebt, bis hinter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin, die Marken der alten Grafschaft Hauenstein bewohnen, ihrer Abstammung nach reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheintalischem Keltinismus [!] an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, Strittmatter, Gottstein, Frommherz usw.

Diesen Hauensteinern geht nun Scheffel näher nach. Die Grenzen ihres Gebiets sind westlich die Wehra, östlich die Schwarza und Schlücht. Alb und Murg durchströmen es — wie jene beiden Flüsschen Kinder des Feldbergs. Es umfasst etwa 8 Geviertmeilen und 150 Dorfschaften mit rund 30000 Menschen. Außer dem kleinen Städtlein Hauenstein, dem alten Grafensitz, und dem Dorfe Dogern, dem Sitz der alten Hotzeneinung, liegen all diese Dörfer auf dem ein gewelltes Hochland bildenden Gebirge, das gegen den Feldberg zu ansteigt, immer rauher und öder wird und den Stürmen freie Bahn bietet. Vom Verkehr war diese Bauernlandschaft niemals berührt: auf solche Weise konnten sich dort in Volkstracht und Hausbau sonderliche Altertümer erhalten und knorrige Karaktere ausbilden, wie sie die höchst merkwürdigen Kämpfe der „Salpeterer“ im 18. Jahrhundert zeigen. Es lohnt sich wol die bei Kienitz und Wagner, Literatur der Landes- und Volkskunde des Großh. Baden (Karlsruhe 1901), S. 200 verzeichneten Schriften zu durchstöbern oder wenigstens Scheffels Aufsatz ganz zu lesen, wobei der Überfluss an „keltischen“ Wortdeutungen nicht stören darf.

Weiterhin wendet sich Scheffel dem Hausbau zu: Auf der Hochebene aber schauen vergnüglich zwischen den Tannen die Strohdächer der Wälderhäuser hervor; hier wohnen unsre Freunde — discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit — (Tac. Germ. c. XVI.); fast bis auf den Boden herunter reicht das große historische Strohdach, das trotz aller Feuerschau-

[3] Diese Ableitung ist selbstverständlich nicht ernst zu nehmen.

verordnungen noch immer nicht dem unbequemeren Ziegeldach gewichen ist; und unter demselben Dachfirst befinden sich die Wohnungen der Menschen, der Stall und die Scheuer, hier zu Land der 'Tenn'[4] geheißen, zu welchem auf der Rückseite des Hauses auf untermauertem breiten Fahrweg, dem sogenannten 'Einfahr', die Frucht- und Heuwägen unmittelbar hineingeführt werden können. Vor der Wohnstube ist ein freier Raum, über den sich das Dach noch herüber wölbt, zur Aufbewahrung von



Hof in Bergalingen.
Aufnahme von Ph. Bussemer, Baden.

allerhand Hausgerät — der Wälder heißt ihn den 'Schild' — und neben diesem, vor den Stallungen, wo der Brunnen sorgsam im Schutz von Dach und Wand angebracht ist, damit er im Winter nicht zusammenfriere, ist die sogenannte 'Laube'.

Die niedere Wohnstube, durch deren Fenster nur das notdürftigste Licht hereinkommt, ist einfach und schmucklos; ein paar möglichst buntfarbige Heiligenbilder hängen an der Wand, und über der Tür ist etwa ein Schränklein angebracht, wo die

[4] Mhd. tenne ist vorzugsweise sächlich, doch daneben auch männlich und weiblich. Auf dem hohen Schwarzwald fand ich meist das Tenn.

'Papier, Brieff und Handschriftlyn', die Quelle so manchen unnötigen Prozesses sorgsam verwahrt sind. Ein ehrwürdig Institut aber darf nirgends fehlen, das ist der kolossale Kachelofen mit seinen steingedeckten übereinander geschichteten Ofenbänken. Dieser Ofen hat eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Die Ofenbank heißt nicht umsonst die 'Kunst' oder 'Chunscht'; auf ihr liegt der Wälder der edeln und freien Kunst des Nichtstuns und Schnapstrinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume ... als unbewusster Pfleger historischer Sitte (ceterum intecti totos dies juxta focum atque ignem agunt, Tacitus Germ. c. XVIII) . . .

Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in notdürftiger Kommunikation mit dem Rheintal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wolkonserviert geblieben; er ist von allen Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der so ziemlich 'außer, neben und hinter der Welt' sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheintal, wo seit Cäsars Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben sesshafte rein alemannische Völkergruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen . . . Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. —

Scheffels anschauliche Schilderung und unsre Bilder zeigen uns die Eigentümlichkeiten von Hotzentracht und Hotzenhaus. Die Tracht — eine der schönsten und karaktervollsten des Schwarzwalds — ist leider völlig verschwunden. Wo sie noch auftritt, wie auf unserm Bild des Balthasarhofs zu Hottingen, ist sie künstlich hervorgeholt. Und auch in solchem Falle zeigt sie sich alter Eigentümlichkeiten beraubt, wie z. B. ein Blick auf die Bilder beweist, die Josef Bader dem ersten Jahrgang (1839) seiner Badenia beigab. Es ist uns nicht mehr vergönnt, jenes bunte Bild vor der Säckinger Fridolinskirche zu schauen, das Scheffel so anziehend beschrieben hat. Fünfzig Jahre der

„Kultur“ haben genügt, um auch den am Alten so treu festhaltenden Hotzenstamm, der weder von St. Blasien, noch Österreich, noch Baden Neuerungen ertragen wollte, seiner schönen Tracht zu entkleiden. Ist das eigentlich „Kultur“, das das Alte und Schöne zerstört, ohne etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen?

Aber das alte Hotzenhaus steht heute noch, ein Rauchhaus mit Strohdach und tief herabgehendem Walm. Wer würde nicht



Balthasarhof in Hottingen.
Aufnahme von Ph. Bussemer, Baden.

bei seinem Anblick an die niedersächsischen Heuberge erinnert? Ist schon das Bauernholzhaus des hohen Schwarzwalds in den Herrschaften Neustadt und Lenzkirch usw. ein richtiges Gebirgshaus, dessen Eigentümlichkeiten sich großenteils aus seinem Standort erklären, so zeigt das Hotzenhaus als eine besondere Ausprägung derselben Grundform noch andere Eigentümlichkeiten, die gleichfalls auf seinen Standort zurückzuführen sind. Das weitausladende, tief herabgezogene Dach des Schwarzwaldhauses will die Wände vor Sturm und Wetterschlag schützen und einen schneefreien Verkehr um das Haus oder auch eine

gedeckte Arbeitsstätte vor dem Haus bieten. Mehr in die Wellentäler des stärker eingekerbten Gebirgs geduckt, hat das Haus des hohen Schwarzwalds, wenn auch genug, doch weniger vom Sturme zu leiden als das Haus der ungedeckten freien Hochebene des Hotzenwalds. Wir sehen daher beim letztern nur ganz niedere Hauswände und tief herabreichendes Ganzwalmdach. Wir sehen den freien Platz vorm Wohnraum zu einer völligen Laube ausgebildet. „Schild“ wird er genannt von dem deckenden Schild des Dachs. Dies strohgedeckte alemannische Mittelgebirgshaus stellt für die Landschaft und ihre Anforderungen an Menschenwohnungen das Zweckmäßigste und Vollkommenste dar, das ersonnen werden kann, falls es gelingt die für unsre Zeit allzugroße Feuergefährlichkeit zu mindern. Das kann aber nicht geschehen durch Auflegen einer harten Ziegeldeckung, wie sie jetzt amtliche Vorschrift ist, denn kein Ziegeldach hält auf diesen Höhen Sturm, Regen und Schnee und ebenso große Hitze ab und die künstliche Wärme des Innern zusammen. Da muss auf andere Mittel und Wege gesonnen werden, und diese sind, wie mir scheint, gefunden, so dass wir in der Lage sind, uns der Sache anzunehmen.

2.

Das feuerfeste Strohdach.

Einem Aufsatze des Malers Hans am Ende in Worpswede in Sohnreys Deutscher Dorfzeitung vom 24. Februar 1907 entnehme ich darüber folgendes:

Die Erfindung ist von einem Herrn Gernentz in Thürkow gemacht. Die Herstellung des Dachs beginnt mit der Anfertigung von Strohplatten von 75 cm im Geviert. Dazu ist ein hölzerner Doppelrahmen mit Scharnieren und Haken nötig; das Stroh wird in diesen Rahmen eingelegt und mit Draht durchnäht, so dass es in Plattenform zusammenhängt. Gleichzeitig wird in einem Bottich aus Lehm mit einem gewissen Zusatz von Maurergips und Gallwasser (aus Teerschwälereien) ein dünnflüssiger Brei bereitet. In diesen werden die Strohplatten so lange eingetaucht, bis sie richtig durchtränkt sind. Dann werden sie nass auf die belattete Dachfläche gebracht und in der Weise doppelter Pfannendächer auf die Latten genagelt, so dass sie also soviel übereinander fassen, dass sie überall in doppelter Stärke aufliegen. Die Lattung ist die des bisherigen Stroh-

dachs. Auch alte Strohdachgebäude können, ohne jede Veränderung weder des Dachstuhls noch des Unterbaus, benutzt werden. (Während ja für Hartdach der ganze Dachstuhl umgebaut und der Unterbau verstärkt werden muss!) Das Dach ist in nassem Zustande zunächst schwerer als ein bisheriges, im getrockneten dagegen leichter. Die Kosten betragen für den Quadratmeter rund 1,30 Mark. Die Erfindung ist weder patentiert noch sonstwie geschützt, so dass jeder das Dach herstellen lassen kann, ohne dass dadurch besondere Mehrkosten entstehen.

Da die drahtdurchflochtenen Platten, welche unverbrennbar sind, durch Nägel auf den Latten befestigt sind, so ist ein Herabgleiten im Brandfalle unmöglich und dadurch die Rettung von Menschen, Vieh und Sachen so wesentlich erleichtert, dass man hoffen dürfen wird, dass diese Bedachung in feuerpolizeilicher Hinsicht dem Hartdach usw. gleichgestellt werden wird, so dass insbesondere auch die Erhaltung des Walms (Tohang) ermöglicht werden dürfte.

Es sind an zwei Stellen Brandproben mit der neuen Erfindung vorgenommen worden, beide mit vollem Erfolge. Die eine in Teterow (Mecklenburg). Es ergibt sich daraus, dass das vollkommen ausgetrocknete neue Dach weder mit Streichhölzern noch mit petroleumgetränktem Zunder, noch mit petroleumgetränkten Strohwischen in Brand zu setzen war und auch nachdem es einer dreiviertelstündigen lebhaften Feuersglut ausgesetzt worden, zwar bis auf die unversehrte Mitte verkohlt war, aber niemals gebrannt hatte und nicht — wie etwa zerspringende Ziegel — nach unten gefallen war. Es hatte niemals Flugfeuer entwickelt, auch hatten sich die Latten länger gehalten, als solches unter gleichen Verhältnissen bei Steindach der Fall gewesen wäre. Eine zweite Brandprobe fand in Rostock statt. Sie wurde vom „Feuerversicherungsverein für kleinere Landwirte Mecklenburgs“ veranstaltet. —

Da das Strohdach eine Lebensfrage für das Bauernhaus sowol Niedersachsens als auch des Schwarzwalds bedeutet, plant der Verein für Volkskunde in Gemeinschaft mit dem Oberrheinischen Architekten- und Ingenieurverein sowie dem Badischen Verein für ländliche Wolfahrtspflege auch eine solche Brandprobe hier in Freiburg vorzunehmen, um weiteren Kreisen Gelegenheit zu eigener Unterrichtung über diese hochwichtige Erfindung zu geben.

Ich will nicht verfehlen, auch die Mitteilungen hier zu veröffentlichen, die mir Herr Hauptlehrer P. Koch zu Freiburg i. B. auf meinen Wunsch über die Strohdächer in seiner Heimat auf dem Winterhauch am Katzenbuckel bei Eberbach im Odenwald gemacht hat.

Meine Ansichten über das Strohdach stützen sich lediglich auf eigene Erfahrungen. Das heutige Strohdach ist nicht mehr das, was es früher war. Die Vernachlässigung gründet sich darauf, dass seitens der Beamten dahin gewirkt wird, das Strohdach gänzlich zum Verschwinden zu bringen. Der Bauer lässt deshalb das bisherige Strohdach ohne Ausbesserung liegen, bis Ersatz durch Ziegel notwendig wird. Früher setzte man seinen Stolz in ein schönes Strohdach. Zum Decken hatte man nur sogenannte gelernte Decker. Jeder Bauer weiß wol, dass ein Strohdach teurer zu stehen kommt als ein Ziegeldach[5]; das schönste Stroh wurde „ausgeschlagen“, so dass kurzes Stroh und gebrochenes in Wegfall kam, in „Schaben“[6] zusammengebunden und beim Decken verwendet. An den Giebelseiten, woran sich das Dach anschließt, wurden Weiden eingesteckt und zum Schutze umgebogen. Der Wind vermochte darum hier nicht sein Zerstörungswerk einzusetzen. Beim Decken wurde Lehm verwendet, den man mit Spreu, „Hälwe“, vermengte, jedenfalls zur besseren Haltbarkeit. Das Stroh wurde dachziegelähnlich aufeinander gelegt und die abgeschnittenen Enden mit Lehm beworfen. Dabei wurde am Stroh nicht gespart; je dicker es aufgelegt wurde, desto dauerhafter und auch wolfeiler war das Dach.

Die Bedenken, die so oft über die Feuergefährlichkeit des Strohdachs geäußert werden, treffen nicht voll und ganz zu. Früher hat es bei der Strohdachdeckung nicht mehr gebrannt, als heute bei dem Ziegeldach. Ich habe selbst einmal bei einem Brande gesehen, dass Funken auf ein nebenstehendes Strohdach fielen; sie haben das Dach nicht entzündet. Wol ist ein frisch gedecktes Strohdach leichter zu entzünden als ein älteres. Mit der Zeit verbindet sich nämlich die Lehmmasse so mit dem Stroh, dass man auf dem Dach gehen kann, ohne einzusinken. Die Entzündbarkeit ist deshalb nicht so groß als man glaubt. Ist

[5] Doch wol nur da, wo das Stroh gekauft werden musste.

[6] Mhd. *schoup* = Strohbüschel.

einmal ein Brand ausgebrochen, so konnten die Leute die nächststehenden Häuser viel besser schützen; auch beim brennenden Hause konnten Leitern aufgestellt werden und das Wasser in Kübeln und Eimern über das Dach geschüttet werden; denn die Strohmasse brennt nicht lichterloh, sondern glüht nur. Wird bei den gefährdeten Häusern das Strohdach mit Wasser getränkt, so entzündet sich die Strohmasse nicht leicht. Beim Ziegeldach spritzen die Ziegel infolge der Hitze weg und machen ein Besteigen des Dachs unmöglich. Anerkannt ist es auch, dass ein Strohdach im Winter wärmt und im Sommer kühlt. Ferner hält ein Strohdach Regen und Schnee viel besser ab als ein Ziegeldach.

Dies zeigt sich besonders in meiner hochgelegenen Heimat. Die starken Winde peitschen Regen und Schnee durch die Risse des Ziegeldachs durch. Fängt einmal der Sturm an abzudecken, so ist Tatsache, dass der Bauer sein Strohdach besser als ein Ziegeldach schützen kann. Das Stroh wird durch Stangen festgedrückt, damit ein Wühlen des Winds unmöglich ist. Beim Ziegeldach kommt der Wind gleich unter das Dach und treibt da sein Zerstörungswerk.

Anzeigen und Nachrichten.

Max Förderreuther. Die Allgäuer Alpen, Land und Leute. Kempten, Jos. Kösel, 1907. 525 S. gr. 8°. 12 M.

Der rührige Verlag hat es sich in lobenswerter Weise zur Aufgabe gestellt, die Kenntnis des oberschwäbischen Lands in jeder Hinsicht zu fördern. Diesem Zwecke diente neben andern Werken die mustergültige Geschichte des Allgäus von Dr. Baumann, dienten die seinerzeit (Bd. I, 266ff., III 282ff. und V 151ff.) hier besprochenen Sagen und Gebräuche des Allgäus von Dr. Reiser; dem gleichen Zweck dient jetzt das schöne Werk Förderreuthers. In neun Abschnitten behandelt es das Land und seine Entstehung, die Landschaft, das Pflanzenkleid, Wild und Weidwerk, Denkmäler der Geschichte, die Bewohner, die Wohnstätten, sowie Klima und Leben und Treiben in den vier Jahreszeiten. Schon diese Übersicht lässt erkennen, welch umfassende Aufgabe sich der Verfasser gesteckt hat. Und trefflich hat er sie gelöst; jede Seite zeigt den gründlichen Kenner von Land und Leuten. Mit Vergnügen folgt man ihm auf seinen Wanderungen im Alpenvorland wie im Hochgebirg, mag er die Eigenart der

einzelnen landschaftlichen Teilgebiete schildern oder die mannigfachen Überreste vergangener Zeiten vorführen. Mit gleich gewandter Feder beschreibt er die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, genau Aufschluss gebend vor allem über die Haupterwerbszweige, Viehzucht und Landwirtschaft, wie auch die Reize des beginnenden Frühlings im Hochgebirge oder die sondertümliche Schönheit einer spätherbstlichen Bergfahrt. Man merkt es allenthalben, dass das Buch wirklich „auf frohen Wanderfahrten“ gereift ist, aber auf wolvorbereiteten Fahrten, die den fröhlichen Wanderer alles irgendwie Bemerkenswerte sehen und nichts übersehen ließen. Genaue Kenntnis des ganzen einschlägigen Schrifttums, gewissenhafte Benützung aller verfügbaren Hilfsmittel, eifriges Ausforschen aller Wissenden vom einfachsten Bauern bis zum wissenschaftlich gebildeten Fachmann hat zusammengewirkt bei Ausarbeitung dieses Buchs. Und das Gebiet, das es behandelt, ist durchaus nicht klein: es reicht von den Tälern des Lech und der Bregenzer Ache einerseits bis Lindau—Kempten—Füssen anderseits. Es ergänzt also die schon vorhandenen geschichtlichen und volkskundlichen Schriften über das Allgäu in ganz ausgezeichneter und sehr willkommener Weise. Auch die Mundartforschung kann daraus manchen Gewinn schöpfen; des zum Beweise sei nur auf die Sammlung von mundartlichen Ausdrücken des inselhaften Walser Tals S. 260f. verwiesen, bei denen man ungern die Angabe des Geschlechts vermisst, und ferner auf die vielen bei der Käseerzeugung vorkommenden Fachwörter für Geräte und verschiedene Tätigkeiten. An dieser Stelle möchte ich mein Bedenken ausdrücken über die Berechtigung, die Benennungen „Bärgund“ und „Bärgündele“ zum Tiernamen Bär zu stellen, wie dies S. 170 u. ö. geschieht. Man spricht „Berrgündele“ und das weist auf Berggündele: wäre Bär Bestimmungswort, so hieße es wie bei den andern Namen Bäərəgündele.

Die Sprache ist durchweg schlicht, klar und fremdwortrein; wo es aber angebracht ist, erhebt sie sich zu fein empfundenem dichterischem Schwung. Der Druck ist sauber und ohne nennenswerte Fehler. Aufgefallen sind mir zwei falsche Zahlen: S. 292 Z. 9 von unten soll es 1797 heißen und S. 514 kommt bei Oberjoch eine durchschnittliche Niederschlagsmenge von 1568 heraus. Die Ausstattung ist sehr reich: nicht weniger als 423 Abbildungen sind im Text, dazu kommen noch 26 meist farbige Kunstbeilagen nach Zeichnungen und Aquarellen bekannter Künstler sowie zwei Karten. Also gewiss ein Werk, das wegen seiner Gediegenheit und seines verhältnismäßig geringen Preises weiteste Verbreitung verdient.

Memmingen. Julius Miedel.

Nachtrag zur Erklärung Alem. N. F. VII, 310—320.

Neben zustimmenden mündlichen und schriftlichen Äußerungen wissenschaftlicher und unbefangener Leser meiner Abwehr der Angriffe des Rabbiners Dr. A. Lewin zu Freiburg i. B. hat auch der letztere in Gemeinschaft mit der Schriftleitung der Monatsschr. f. Gesch. u. Wiss. des Judentums sich nochmals vernehmen lassen. Neues wird nicht vorgebracht. Damit, dass man erklärt: „So glauben wir Juden fest, dass wir von dem Blutaberglauben, der zum Menschenmorde führt, frei sind", wird nichts bewiesen gegenüber den unzähligen Gegenzeugnissen. Ich bin genau wie Dr. A. Hellwig (Ärztl. Sachverständigenzeitung 1906, S.-A. S. 42) der wolgegründeten Ansicht: „Daher kann selbstverständlich auch ein abergläubischer — getaufter oder ungetaufter — Jude einen Mord begehen, um das Blut oder Körperteile zu Heil- oder Zauberzwecken zu verwenden." In der „Erklärung" habe ich die Unrichtigkeit der ungeheuerlichen Beschuldigungen des Rabbiners Dr. Lewin Zug um Zug nachgewiesen und die Hoffnung ausgesprochen, die Schriftleitung werde ihren Lesern den Inhalt meiner Erklärung in unparteiischer Weise bekannt geben. Demgegenüber wagt der Rabbiner Dr. Lewin, der mich ungerecht beschuldigt und Ausdrücke wie „Arbeiten ähnlichen Kalibers", „roheste Blutbeschuldigung", „Hass", „dieses gelehrte Gehirn, das glaubt lieber an das Mirakel", „Aberwitz", „die Volksphantasie des Mittelalters, die Greuelbilder der Dichter sind uralt demgegenüber was ein von Antisemitismus Fanatisierter im 19. und 20. Jahrhundert ersinnen mag" — gegen mich gebraucht hatte, von „Schmähungen" zu reden, und beruft sich auf die Freiburger Zeitung (1903, Nov. 30, I) als Unterlage, obwol dieser allerdings nicht ganz zutreffende Bericht nichts von alledem enthält, was jener mir zuschreibt, er behauptet, der Vorstand der Gesellsch. f. Geschichtsk. habe die Bemerkung über die Verantwortlichkeit des Verfassers nötig gefunden — während das doch ganz allein meine Sache ist. Und die Schriftleitung meint, dass des Rabbiners Dr. Lewin Angriff „innerhalb der Grenzen einer berechtigten sachlichen Kritik bleibt" und stellt die neue unwahre Behauptung auf, die angegriffenen beiden Veröffentlichungen seien in der Ztschr. der Freib. Gesellsch. f. Geschichtsk. erschienen. Immer dieselbe Unbesonnenheit, Leichtfertigkeit und Unkenntnis! Es ist zwecklos mit diesen Leuten zu rechten, denn es fehlt ihnen offenbar an Selbsterkenntnis und Maßstab. Es genügt, ihre Auslassungen niedriger zu hängen.

Freiburg im Breisgau. Fridrich Pfaff.



Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache

Zugleich Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde zu Freiburg i. B.

Herausgegeben von **Fridrich Pfaff**

Inhalt

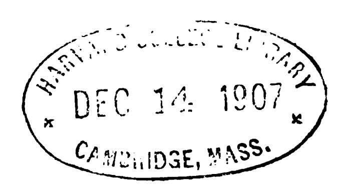
Neue Folge, Band 8 (ganze Reihe 35), Heft 4



Freiburg im Breisgau

Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld

1907



Zur kirchlichen Geschichte im Quellgebiet der Donau.

Von **Wilhelm Schuster.**

Mit zwei Abbildungen.

Das Quellgebiet der Donau ist darum **besonders interessant**, weil seine Geschichte in wesentlichen Zügen noch unbekannt ist. Über die Vorgänge bei Besiedelung des ehemaligen Keltenlands durch die Alemannen, über die Beziehungen der Römer zu diesem Gebiet, die sicher mittelst einer Heerstraße durch die Silva nigra (damals Silva Marciana oder Abnoba) die Verbindung aufrecht erhielten zwischen ihren Befestigungen am Rhein und denen in Schwaben (Kastell in Rottweil), über die Verteilung der Burgen, deren es garnicht wenige in unserem Gebiete gab (Waldau, Kirneck, zwei Falkenstein, Stählinbronn bei Peterzell-Stockwald, eine Burg bei Tennenbronn, Mönchweiler), und über die Hoheitsrechte der Ritter im hohen Schwarzwald, über die alte Bauerngeschichte in unserem Landgebiet liegt noch recht viel Dunkel ausgebreitet, wiewol allein schon, was z. B. die letztere — die Bauerngeschichte — angeht, die Art und Weise, wie die Bauernhöfe im Laufe der Jahrhunderte „gewandert“ sind, d. h. sich verschoben haben, eine Fülle höchst anziehender Untersuchungen darbieten würde[1]. Über die **religiösen** und **kirch-**

[1] Ich habe in der Gemarkung des Kirchspiels St. Georgen an mehr als einem Punkte — in sofort auffallenden und ökonomisch trefflichen Lagen — kleine gewölbte, weiter nicht beachtete Schutthügel gefunden, die sicherlich den Standort ehemaliger Hausbauten verraten; in einem besonders deutlichen Fall (bei Oberkirnach) steht je ein Haus einige hundert Fuß von der ehemaligen Hausstelle entfernt [die Vorliebe für Höhen- oder Tiefenlage der Wohnung hat gewiss bei den Bauern (genau wie bei den Mönchen) mit den Zeiten gewechselt]; eins dieser Häuser steht höher im Tal, eins tiefer; welches von diesen beiden nun ursprünglich an der heutigen runden grasüberwachsenen Schutthügelstelle in der Wiese (dem Aussehen

lichen Vorgänge im Quellgebiet der Donau sind wir besser, zum Teil annähernd gut unterrichtet.

St. Peters Kirchlein in Peterzell.

Der Grundstock dieses Kirchleins ist sehr alt. Der Oberbau ist ganz neu (der letztere ist 1903 unter Dekan — jetzt Oberkirchenrat — Mayer gebaut worden).

Als Benediktinermönche unter Hezelos, Freiherrn von Degernau, Führung auf den Vertex Alemanniae, „Scheitel Aleman-

---

nach eine wahre „Schädelstätte") gestanden hat, lässt sich nicht sagen (die Bauern wissen auch nichts mehr von der einstigen Sachlage, demnach dürfte die jetzige wol schon lange bestehen, dürfte alt sein); dass noch ein drittes besonderes Haus an dieser Stelle (nördlich vom Großen Meierstäle) zwischen den beiden andern Häusern gestanden hat, wäre möglich, ist aber in Anbetracht der früheren geringeren Volksdichte nicht wahrscheinlich. — Direkt am Weg nach Brigach stand früher (vor r. 30 Jahren) der große Hof, welcher jetzt mächtig stolz auf dem andern (linken) Ufer der Brigach als „Unterer Bauer" am Berg Kohlbühl — an der Sonnenseite! — steht, während auf seinem alten Keller jetzt ein kleineres Haus steht; das Motiv zur Versetzung des Hofs war für den Hofbauern die Einsicht, dass die neue (jetzige) Lage am Berg ausgezeichnet schön und günstig wäre, denn dort schmilzt z. B. der Frühjahrsschnee fast zuerst in der ganzen Gegend (so beobachtete ich es auch nach dem harten, schneereichen Winter 1906/07); das klimatisch-geologische Verständnis der Nachfahren war also höher entwickelt als der des ehemaligen Vorfahren. — Sehr häufig, fast in den meisten Fällen, sind Brände, die im Schwarzwald, weil er durchweg Fichtenholzbauten hat, leicht ausbrechen, der Anlass zum Vertragen der Höfe, so beim Gerichtshof in Sommerau hart am Kamm der Wasserscheide, der sich (nach dem Brand) in zwei Höfe, den vorderen und hinteren Gerichtshof, nahe bei der alten Baustelle, teilte. Der hintere Gerichtsbauer hat den seinen aufgebaut mit dem Material eines Hofs am Rupertsberg, und diese Art von Vertragen der Höfe ist etwas sehr Häufiges, so dass also der Neubau ganz aus altem Holz und fast genau wie der alte aufgerichtet wird; so kommt es, dass dieser neue Hof dann ganz alt aussieht — tatsächlich ist er es ja auch — und dem Anschein nach schon Hunderte von Jahren an seiner Stelle steht. In der Nähe der alten Kirche in Buchenberg haben sich ebenso die Höfe (infolge Brand) verschoben, desgleichen sind im Glasbachtal bei der Ruine Waldau alte Baustellen. — Wie sich an der pommerischen Küste aus den alten schlechten, kleinen Wendensiedelungen Germanendörfer stattlicher Art bildeten, habe ich gestreift in einer historischen Novelle, die ich 1901 während meines Studiums in Greifswald geschrieben habe (E. Piersons Verlag, Dresden, Titel: „Jaromar, der Fürst von Rügen". — Interessant ist, dass nichts eigentlich von dem alten Material verloren geht, so dass wir auch in St. Georgen sicher noch aus der ersten und ältesten Zeit Steine in unsern Hausmauern haben.

niens", wie, karakteristisch genug, ausdrücklich in der Stiftungsurkunde (notitia fundationis) betont wird, im Jahre **1084** zogen und an Stelle des heutigen Städtchens St. Georgen ein Kloster gründeten, stand schon im Tal eine halbe Wegstunde entfernt die St. Peters Kapelle[2]. Ja, man führt die Gründung der Zelle St. Peters bis auf das karolingische Zeitalter zurück[3].



Kirche in Peterzell vor der Wiederherstellung

Peterzell war ein Außenposten des Klosters Reichenau, und zwar der nördlichste. Wie die Mistel in unsern Bergen oft

---

[2] Vertex Alemanniae! Darauf legten die Mönche, die doch auch noch für anderes als nur religiöse Dinge Sinn hatten, Wert. Demnach gehörte das heutige Baden auch noch zu Alemannien. Diesen Scheitel (qui locus propter situm terrae dici potest et est ipse vertex Alemanniae) sieht man als hochragende und besonders karakteristische Höhenlage gut vom jetzigen Aussichtsturm bei Villingen aus.

[3] Der sehr verdiente Pfarrer Kalchschmidt schreibt in seiner „Geschichte von St. Georgen" (Heidelberg 1895): „Sicher ist, dass sie (die Kapelle) wenigstens in die Zeit nach Karl dem Großen zurückgeht" (S. 25).

von einem Zentralherd aus Verbreitung findet in die umliegenden Gaue, ihrerseits sich freilich passiv verhaltend und nur örtlich beschränkt auftretend, bis sie die Bauern von ihren Obstbäumen eines schönen Tags wieder abraspeln, so streckte das Kloster auf der Seeinsel seine Fühlerarme nach allen Seiten aus und suchte und fand überall — isolierten — Besitz (ohne dass durch diesen Vergleich ein negatives Werturteil über Reichenau und die ausgedehnte Reichenauer Klostertätigkeit ausgesprochen werden soll). Wenn es wahr ist, was man von dem Abt von St. Georgen in späterer Zeit erzählt hat, dass er auf einer Reise nach Rom jede Nacht auf eigenem Grund und Boden habe schlafen können, solange er durch deutschsprachiges Gebiet kam, so trifft dies in noch bezeichnenderer Weise auf den Abt der Reichenau zu.

Wenn man die klimatischen Verhältnisse unseres Landstrichs näher kennt, so muss man zugeben, dass die St. Georger Mönche, als sie sich auf der Höhe des Bergs ansiedelten (1084), sogleich einen glücklicheren Griff taten als der Gründer und Erbauer der im Tale an der Brigach liegenden Klosterzelle. Denn wenn es auch den Anschein hat, dass auf der Bergeshöhe (899,3 m) das Holzgebäude — damals erbaute man bei dem Wald- und Holzreichtum des Schwarzwalds das meiste Gebäu aus Holz, so auch das Kloster[4] — weit mehr Schneemassen, Wind und Sturm ausgesetzt war, so fiel doch ein anderer Umstand viel merklicher ins Gewicht: Zwischen der Bergeshöhe und dem Tal, bei annähernd 100 m Höhenunterschied (Peterzell liegt 805 m hoch), ist der Unterschied in den winterlichen Kältegraden auf 5 bis 10 Grad anzuschätzen, d. h. auf dem Berg ist es zur Winterszeit um 5 bis 10 oder noch mehr Grad wärmer als im Tal. Gegen Wind und Sturm schützte damals der dichte hohe Wald; bei der heutigen teilweisen Abholzung machen sich die Windstürme für das Städtchen St. Georgen manchmal freilich schon recht unangenehm bemerkbar[5].

---

[4] Darum ist auch so gut wie garnichts mehr von ihm in seiner ehemaligen Erscheinung erhalten.

[5] Dabei muss ich doch noch etwas erwähnen, was nicht zum Vorteil der Wahl eines so hoch gelegenen Orts für das Kloster (Stadt) St. Georgen spricht. Die rauhe Luft des langen Winters wirkt auf die Dauer recht nachteilig auf die Lunge und es kommen verhältnismäßig außerordentlich viel Lungenaffektionen vor allem zur Winterszeit in diesen

Ich vermute, dass zu gleicher Zeit, als die Peterzeller Kapelle gebaut wurde, oder nicht viel nachher oder vielleicht schon vorher ein Kirchlein in dem eine Stunde entfernten Buchenberg entstanden ist oder stand. Ich vermute das aus folgenden Gründen: 1. Die alte Verkehrsstraße[6] zwischen dem offenen Schwabenland (damals Alemannien) auf der Linie Villingen—Rottweil usw. ging nicht wie die heutige Eisenbahn über Peterzell—St. Georgen, sondern über Buchenberg (vielmehr die gegenüberliegende Höhe „Sieh-dich-für"), Langenschiltach, Benzebene, Hornberg und durch den Schwarzwald (Gutachtal) weiter. An Verkehrsstraßen pflegten aber zuerst Christen sich einzufinden und anzusiedeln bzw. dort wohnende Urinsassen, mit denen sie in Berührung kamen, christlich zu machen. Damit entstanden Kirchlein in diesen Lagen[7]. 2. In einer Schenkungsurkunde

---

Höhenlagen vor. So vor allem Lungenentzündungen [1906/07 freilich war dieser Winter besonders streng; und wenn auch Lungenentzündungen (Pneumonieen), sowol die primären oder kruppösen wie die sekundären oder katarrhalischen, Infektionskrankheiten sind, von Pneumokokken usw. verursacht, so werden sie doch durch das Klima begünstigt; übrigens halte ich unsere gewöhnliche „Lungenentzündung" für reine Erkältungskrankheit], aber auch Lungenerweiterungen (Emphyseme), Lungenkatarrhe u. a., und leicht verspürt auch der Gesunde, welcher aus der Talebene heraufkommt, hier oben etwas Unangenehmes auf der Brust oder läuft sich ein Emphysem, wenn er in dieser dünnen Höhenluft nicht vorsichtig d. h. langsam geht. Vielleicht ist das auch der Grund, dass es hier oben im Verhältnis wenig recht alte Leute gibt. Freilich macht das Klima ja dem Landeseingeborenen wenig oder nichts aus. Jene Mönche kamen aber auch aus der Tiefenlandschaft. Doch waren sie gewiss abgehärteter und widerstandsfähiger als wir, da die Menschen damals noch nicht so verzärtelt waren wie heute, sah doch z. B. Sturm, Bonifazii Schüler, in der eistreibenden Fulda vorüberziehende slavische Kaufleute sich baden.

[6] Besonders stark wird freilich der Verkehr nie gewesen sein.

[7] Auch bei Buchenberg haben sich die Wege verschoben. Die alte Kirche erschien für den einstigen Wanderer als auf dem Berge liegend, jetzt zieht die Hauptstraße so durch den Ort Buchenberg, dass die alte Kirche etwas niedriger und abseits liegend erscheint. — Wer in die Gegend von Schaffhausen reisen wollte oder nach Konstanz und an den Bodensee, konnte in Langenschiltach abzweigen nach Peterzell und Villingen, in welcher Richtung die alte Verkehrsstraße zwischen Straßburg und Schaffhausen-Konstanz führte. — Der Mittelpunkt des Verkehrs war noch bis in die neuere Zeit (ehe die sogenannte Kunststraße — 1835 — und dann die Eisenbahn — 1873 — erbaut wurden) Langenschiltach, wo im „Grünen Baum" Poststation mit bis zu 30 Pferden war. An diesem Stabswirtshaus befindet sich noch ein altes schönes Postwappen mit Doppel-

Karls des Großen wird ein Buchenberc genannt; die Schenkungsurkunde erstreckt sich ungefähr auf unsere Gegend; ob darin unser Buchenberg gemeint ist, steht dahin. 3. Bei dem heutigen Buchenberg war eine altgermanische Wodans-Kultstätte; davon sogleich mehr. An Stelle der heidnischen Heiligtümer wurden geflissentlich christliche Gotteshäuschen gesetzt[8]. Ich vermute, dass auch nach der andern Seite hin, da wo heute Oberkirnach liegt, und zwar am Kesselberg auf dem Gebiet des Stoffelbauern, schon bald nach der Herrichtung des Peterzeller Kirchleins eine Kapelle gestanden hat, jedenfalls vor der Zeit der Mönche von St. Georgen. Denn auch dort war eine Wodansstätte und auch diese wurde in eine Christus geweihte Stätte, d. h. eine Kapelle umgeformt; diese Kapelle war dann später eine jener Feld-, Wiesen- und Waldkapellen, gegen deren unnötige Häufigkeit sich

---

adler (die Felder des Wappenschilds sind undeutlich). Die Gebäude bei diesem Haus dienten einst als Pferdeställe. Vgl. im übrigen „Geschichte von St. Georgen" von K. Th. Kalchschmidt S. 104. — Ob die alte Kapelle in Buchenberg auch noch Reichenauer oder sogar St. Galler Besitz war, steht dahin; es wird dies angegeben. Das alte Kirchlein in Buchenberg, das auf Staatskosten wieder in den alten Zustand gesetzt (wiederhergestellt) wird, trägt auf der Westseite (über dem eigentlichen, jetzt zugemauerten Eingang) ein altes Wappen: Eine runde Kreisfläche mit einem Kreuz, zweimal Kreis und Kreuz übereinander. Über dem heutigen Eingang befindet sich — aber in verkehrter Lage (Bedeutung?) — ein großes Pferdehufeisen befestigt: Das alte Wodanszeichen.

[8] Es ist ja auffallend, wie geflissentlich die ersten christlichen Missionare alle heidnischen Kultstätten in christliche umwandelten. Aus verschiedenen Gründen: Einmal war den betreffenden Orten schon durch die Überlieferung ein kultischer Karakter aufgeprägt, der gut ausgenutzt werden konnte, sodann hing die Bevölkerung an diesen Plätzen als altgewohnten und meist befanden sie sich auch in örtlich günstiger Lage. Genau so haben es auch die Israeliten (die Ibrim = die Hebräer = die Jenseitigen) gemacht, als sie von dem Land jenseits des Jordan über diesen einwanderten in Palästina; sie haben die „Ascheren", „Mazeben" usw., also die heiligen Pfähle, Steine, Haine, Bergheiligtümer der Urbevölkerung in den Dienst Jahwes gestellt. — Ich lese zufällig in einem Schreiben Papst Gregors des Großen an Abt Mellitus: „Saget dem Augustinus, zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer gekommen bin: dass man nämlich die Götzenkirchen bei jenem Volk ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muss man sie vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen" usw. Mone, Geschichte des Heidentums II, 105.

Luther gewandt hat[9]; sie hörte später zu sein auf und ihre noch jetzt recht schönen Holzfiguren wanderten in die Kirche von St. Georgen. [Nach andern stammen diese Holzfiguren aus der alten Klosterkirche St. Georgen; die farbige (übrigens schöne) Bemalung ist, wie mir ein Kunstkenner versicherte, nicht sehr alten Datums, was man an dem sogenannten „laufenden Hund“, einer das Gewand einfassenden Borde, erkennt.]



Kirche in Peterzell nach der Wiederherstellung

Dass beide genannten Stätten, Buchenberg und Oberkirnach-Kesselberg, germanische Kultstätten waren, ergibt sich u. a. auch daraus: Wie die Eiche war die Buche ein heidnisch-germanischer Kultbaum; die Buche geht aber nicht ganz auf unsern hohen Schwarzwaldkamm (800—1000 m) herauf; es ist ihr hoch oben zu rauh, wie denn ihre Höhenverbreitungsgrenze im allgemeinen in Süddeutschland unter 1000 m liegt (das Laubholz überhaupt überlässt die Höhenlagen dem widerstandsfähigen und vor allem

[9] Vielleicht wurden sie auch missbraucht.

mit weniger Nahrung sich begnügenden Nadelholz, hier den Rotfichten und jetzt auch Weißtannen, woher unser Gebirg den Namen Schwarzwald führt); wo doch noch die Buche hier oben vereinzelt vorkommt, da wird sie von Menschenkunst gepflegt und sorgsam gehegt; nun findet sich gerade noch ein kleiner Buchenhain am Kesselberg (in fast 1000 m Höhe) und auch Buchenberg ist ja nach diesem Baum benannt worden — wenn auch heute keine Fagus silvatica mehr dort steht[10]. Wo Buchenhaine hier oben — wol mit viel liebevoller Mühe, aber nur in kleinem Bestand — gepflegt wurden, waren Heiligtümer. Dazu kommt noch, dass man — das Volk — sich von der Berghöhe „s Engele“ (bei Peterzell-Buchenberg) die altbekannte typische Wodanssage erzählt, dass ein Reiter (vgl. Sage vom wilden Jäger) zur Nachtzeit bzw. Mitternachtsstunde über den Berg reite; dass er seinen Kopf unterm Arm, nach anderer örtlicher Überlieferung in einer Schüssel, trage, wäre meines Erachtens ebenfalls ein alter volkstümlicher Zug, welcher die Enttronung des heidnischen Gottes durch den christlichen ausdrückt (decollatus est)[11]. Vielleicht ist sogar auch der Name des Bergs selbst

[10] Bei Donaueschingen sind in den tieferen Lagen schon wieder Buchenwälder. Eine größere Nahrungsmenge und also günstigeren Boden verlangt das Laubholz schon deshalb, weil es alljährlich zur Bildung neuer Blätter besondere Stoffe benötigt, welche die immergrüne Fichte nicht aufzuwenden hat. Auch nach Triberg hin steht am Sturz der rheinwärts so eindrucksvoll scharf abfallenden Berge ab und zu einmal eine vereinzelte Buche, so z. B. bei dem Hof Unter-Steinhalden. Ich glaube aber, dass sich diese vereinzelten Buchen nicht von selbst angesamt haben, sondern dass sie irgendeinmal ein sorgsamer Hofbesitzer angepflanzt hat.

[11] Die Ansicht einiger Historiker, dass in dem lateinischen Bericht über das Strafgericht Karls des Großen über die Sachsen (nämlich dass er nach der Besiegung Widukinds an einem Tage bei Verden an der Aller 4500 Aufständische „hinrichten“ ließ) auch ein Schreibversehen sich eingeschlichen habe und statt delocatus est geschrieben worden sei decollatus est (ein Sprachausdruck des mittelalterlichen Latein), ist mir sehr sympathisch, denn das Niedermetzeln widerspricht ganz dem Karakter Karls, das Verpflanzen widerspenstiger Untertanen dagegen entspricht ganz genau dem, was wir über Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit wissen. — Ein Analogon — nämlich ein schönes Gegenstück — zu der Umwandlung heidnischer Götter und Helden in christliche Figuren [Marienlegenden in Italien, Marienstatuen (Holzschnitzerei in Einsiedeln?) — Siegfried = St. Georg] bildet die wol sichere Annahme, dass der große slavische Gott auf Rügen „Swantewit“ (Tempel in Arkona, 1168 zerstört) eine Umformung des einst — in früherer Zeit — den Wenden auf Rügen von christlichen Missionaren gepredigten Sankt Veit war.

„s Engele“ ein christlicher Euphemismus (Umschreibung einer unangenehmen Sache durch mildere oder beschönigende Ausdrücke)[12], wie ähnlich auf Oberkirnacher Gemarkung ein Berg „St. Wendel“ heißt nach der alten Wendelskapelle, ein anderer „Schlossberg“ nach der längst ausgetilgten Burg in Oberkirnach; alte Namen erhalten sich auf dem Schwarzwald bei der zäh konservativen Bevölkerung sehr lange[13].

Wenn der Turm (Steinturm) mitten in Burgberg, auf der Sohle des Glasbachtälchens (nicht der Bergturm, die Burgruine „Weiberzahn“ ist mittelalterlich), ein Römerturm ist, was einige behaupten, so stand er — auch übrigens an dem alten Verkehrsweg gelegen — natürlich auch schon, als eine Stunde davon entfernt das Kirchlein oder die Cella S. Petri gebaut wurde.

Man kann sich nun fragen, was die Mönche, abgesehen von der — 1084 sicher schon durchgeführten — Christianisierung, im unwirtlichen Schwarzwald eigentlich gewollt und gesucht haben, da unsere Berge doch, wenigstens heutzutage, verhältnismäßig viel Monate im Jahr hohen Schnee haben oder schlechtes Wetter; auch der Boden konnte damals unmöglich viel hervorbringen. Den Äbten aber kam es darauf an, neues schönes und reiches Land zu dem alten Besitz hinzu zu erwerben. Da will es mir nun scheinen, als ob der Schwarzwald vor etwa tausend Jahren und früher weniger schneereich und winterlich kalt war als heute. Und zwar aus folgenden Umständen. Zunächst nimmt man überhaupt schon für die Zeit Cäsars (und die folgende) eine wärmere Periode an aus den verschiedensten Anhaltspunkten, darunter einer ist, dass Cäsar gar so keine grausige Schilderung vom deutschen Winter gibt, wie er als Römer hätte tun müssen, nach heutigem Maßstab gemessen (vgl. seine Beschreibung des herzynischen Walds). Ferner berichten auch die alten Mönche St. Georgens in ihren hinterlassenen Papieren (Chroniken) nichts von besonders argen und harten Wintern. Gegen solche spricht

---

[12] Wie das ja altbeliebte Art nicht nur der Mönche und Geistlichen, sondern auch des Volks selbst war und eigentlich heute noch ist.

[13] Liberale Ideen stehen im härtesten Widerspruch zu dem im Herzen stockkonservativen alemannischen Schwarzwaldbauer; sein ganzes Leben ist zäh konservativ, fast alle seine Sitten sind altgeprägten Datums, und der Schwarzwälder ist vielleicht überhaupt die das Alte erhaltende Natur κατ᾽ ἐξοχήν, d. h. der konservativste Mann ganz Deutschlands, wenigstens nach meiner Schätzung.

auch, dass damals doch wol mehr Buchenholz bei uns vorkam als heute, denn es sind die verschiedensten Plätze und Dörfer nach der Buche benannt worden, wo heute keine mehr steht (wie ja auch der Weinbau viel weiter nach Norden zu verbreitet war). Vielleicht hat der damals viel dichtere und ungerodete Wald selbst für ein etwas mäßigeres Winterklima gesorgt[14]. — Die Römer haben nicht von den Höhenlagen des Schwarzwalds dauernd Besitz ergriffen, nur Römerstraßen (Militär- und Handelswege) führten über sie hin. Sie nannten den Höhenzug, welcher heute Schwarzwald heißt, auch nicht Silva nigra, wie er bereits in der notitia fundationis (Stiftungsurkunde des Klosters St. Georgen 1083) benannt ist, sondern Silva Marciana oder Abnoba, was vielleicht auch bekundet, dass damals unser Waldgebirge nicht den total finsteren oder schwarzen Eindruck machte wie heute, sondern mehr von Laubwald (Buchen) durchstanden war.

Vorgedrungen ist der erste Begründer von Peterzell gewiss auf dem Wege durch das Donau- und alsdann Brigachtal aufwärts, bis er so ungefähr an die Quelle des Brigachflüsschens kam, wo er dann Halt machte und seine Zelle (ein kleines Wohngebäude) und ein kleines Kirchlein (eine Kapelle) herrichtete. Als dieser Sendling aus dem Reichenauer Kloster die Gegend des heutigen Villingen passierte — über die er noch etwa 12 km hinauszog —, fand er auch dort schon eine Besiedelung vor, denn bereits im Jahr 817 wird der Name Filingas genannt, welcher mit dem Personennamen Filo zusammenhängt und das Besitztum eines Manns namens Filo bezeichnet[15]. Wir müssen uns

---

[14] Dass wir jetzt wieder einer wärmeren Zeitepoche entgegengehen, glaube ich aus zoologischen Erscheinungen in naturwissenschaftlichen Zeitschriften (erstmalig im „Journal für Ornithologie", herausgegeben von Prof. Dr. Reichenow in Berlin, 1903 u. a.) nachgewiesen zu haben. Bedeutende Zoologen haben sich dieses Gedankens mit ausdrücklicher Nennung meines Nachweises bemächtigt. so der Afrikareisende Schillings in seinem herrlichen Werk „Der Zauber der Elelescho" (S. 125), Dr. Knauer in „Der Vogelzug und seine Rätsel" (S. 70), Dr. Floericke in „Deutsches Vogelhandbuch" (S. 165), Rittmeister Kurt Graeser in „Der Zug der Vögel", ferner Jagdschriftsteller Camillo Morgan, Fritz Braun, Karl Bojer u. a. Von geologischer Seite wird die obige These gestützt durch die Reibisch-Simrothsche Theorie der Erdpendulation (s. „Jahrbuch der Naturkunde" 1904, 1905 und 1906).

[15] Vgl. O. Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden gemeinfasslich dargestellt, S. 93: 817 Filingas, 1094 Fillingen, 1179 Vilingin, zum PN. Filo.

überhaupt die damaligen Verhältnisse so vorstellen, dass der Schwarzwald auch in seinen hohen oberen Lagen nicht gänzlich unbewohnt war, sondern da und dort einzeln zerstreut die Höfe alemannischer Bauern lagen. Mitteninne lagen eben Kapelle und Zelle des Peterzeller Klerikers, der vielleicht als Einsiedler lebte, vielleicht Familie hatte; er braucht kein asketischer Mönch, sondern kann verheirateter Laien- oder Weltpriester gewesen sein. Sein Kirchlein bildete gewiss den religiösen Mittelpunkt für die umwohnenden christlichen Bauern.

Im übrigen mag das Landschaftsbild damals ungefähr ebenso ausgesehen haben wie heute, nur dass unstreitig mehr Wald vorhanden war (und eben darunter vielleicht da und dort mehr Laubwald). Die geologische Formation des Brigachtals mag auch ungefähr die gleiche gewesen sein wie die heutige; nur möchte ich vermuten, dass die Brigachquelle früher etwas niedriger lag als sie jetzt liegt und dass sie sich allmählich mehr den Berg hinaufgezogen hat; die jetzige hydrographische Lage lässt das vermuten, wie ja ein ähnlicher Vorgang auch in andern Schwarzwaldhochtälern sich vollzogen hat[16]. —

Dass damals und noch Jahrhunderte später der Schwarzwald als eine sehr wilde und wüste Gegend galt und es in der Tat auch war, ergibt sich aus der Geschichte des Herzogs Ernst von Schwaben. Ganz in unserer Nähe hatte er sich nach seinem Zerwürfnis mit Kaiser Konrad II. (1024—1036), seinem Stiefvater, niedergelassen, nämlich auf der Burg Falkenstein bei Schramberg[17]. Und es heißt von Herzog Ernst von Schwaben

---

[16] Die Erdgestaltung im gesamten Quellgebiet der Donau hat sich insofern bedeutend verändert, als früher auch Aitrach-Wutach, Eschach-Priem (Faulenbach), Eyach-Schmiecha u. a. Nebenflüsse der Donau waren. Die ganze obere Donau wird noch sicher zum rheinischen Flussgebiet abwässern, also auch Brigach und Breg, von dem Augenblick an, wo der große unterirdische Wasserkessel zwischen Donau-Tuttlingen und Aachquelle, welcher die gänzlich versickernde Donau aufnimmt, einmal einsinken und zum offenen Flussbett sich umgestalten wird. Das ist nur eine Frage der Zeit, „Kosmos“, 1907, S. 204. Schon jetzt speist ja die zur Sommerszeit im Brühl bei Immendingen gänzlich versickernde Donau den Aachquelltopf mit 4 bis 18000 Liter die Sekunde (je nach dem Wasserstand), kein Tropfen der Schwarzwald-Donau kommt im Sommer nach Württemberg.

[17] Falkenstein liegt von Peterzell bzw. St. Georgen r. 15 km entfernt. Eduard Schuster in Freiburg, Bauinspektor a. D., gibt zurzeit ein Werk über die „Schlösser und Burgen Badens“ heraus. Aus diesem ist

in den berichtenden Urkunden, dass er sich in der „Urwildnis“ geborgen habe. Mit Werner von Kyburg, seinem treuen Freund, flüchtete er sich in die Schwarzwaldeinöde (Silva Marciana oder Abnoba der Römer, Silva nigra des Mittelalters), die auch zeitweise „hevetische Einöde“ hieß, bemächtigte sich der „wilden Felsenburg“ Falkenstein, führte dann sogar mit einer Schar verzweifelter Gesellen ein kühnes Räuberleben, bis Graf Mangold heranrückte, um an ihm die Reichsacht zu vollstrecken. In der Ebene der Baar (wahrscheinlich auf der Hochebene um Donaueschingen-Villingen) kam es zum Kampfe. Seite an Seite fielen im wütenden Handgemenge Ernst und Werner, aber auch auf der andern Seite Graf Mangold. Der Leichnam Herzog Ernsts wurde nach Lösung vom Banne in Konstanz bestattet[18]. —

---

zu ersehen, dass unsere Gegend, wie ich in einer der ersten Fußnoten bereits gesagt habe, verhältnismäßig reich an mittelalterlichen und vormittelalterlichen Burgen und Schlössern war; Schuster nennt: Kirneck (Salvest) bei Unterkirnach-Villingen, Mönchweiler (jetzt sind keine Ruinen mehr vorhanden), Waldau im Glasbachtal bei Buchenberg (jetzt vom Staat wiederhergestellt und das typische Bild einer kleinen mittelalterlichen Schwarzwaldburg), „Weiberzahn“ in Burgberg (daselbst auch Römerturm? — in der Nähe der Burgruine Kirneck läuft eine gepflasterte Römerstraße durchs Tal der Kirnach), Triberg, Hornberg, Schiltach; wie mir der Verfasser schreibt, bestanden eine gewisse Zeit hindurch zwei Burgen Falkenstein, desgleichen befand sich eine Burg bei Tennenbronn; ferner aber auch, wie mir Kenner der alten Verhältnisse aus St. Georgen selbst mitteilen, eine Burg zwischen Peterzell und Stockburg namens Stühlinbronn (nach der ein jetzt noch lebendes Adelsgeschlecht heißt), von deren Dasein E. Schuster bisher noch nichts erfahren hat. Vgl. A. Krieger, Topogr. Wörterbuch von Baden, 2. Aufl., II, 1096 unter Stockburg.

[18] Ehe ich nun diese Arbeit weiter fortführe — sie soll möglichst gründlich und eingehend werden —, muss ich die Akten des alten Klosters Reichenau haben und einsehen, und zwar diejenigen, welche sich bis auf die älteste Zeit erstrecken bzw. über sie Auskunft geben. Ich denke, dass die Reichenauer Akten noch manches mehr oder minder Wichtige über die hiesige Gegend enthalten, was noch nicht bekannt ist; es wäre das vielleicht noch eine interessante Fundgrube für die älteste Geschichte unserer Gegend, soweit man von einer wirklich historisch bekannten Zeit sprechen kann. — Darüber, ob wirklich Melanchthon einmal in dem Peterzeller Kirchlein gepredigt hat (Kalchschmidt schreibt: „nach mündlicher Überlieferung — haben soll“), muss ich auch noch weitergehende Untersuchungen anstellen; für Beihilfe bin ich in jedem Fall dankbar.

Das KIRCHEN der Karolinger.

Von **Julius Schmidt.**

Beim Studium der Geschichte meines Pfarrorts Kirchen, im badischen Bezirksamt Lörrach, musste ich auf die Streitfrage stoßen: Ist das Kirchen in den Urkunden aus der Zeit der Karolinger mein Kirchen, der badische Ort, oder das Kirchheim im Unterelsass im Kreis Molsheim des Kantons Wasselnheim?

Am entschiedensten spricht sich gegen das badische, aber für das elsässische Kirchen aus Aloys Schulte in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. II., 246/47; er beruft sich auf die Annales Fuldenses in den Monumenta Germaniae Historica, Scriptores I 404,14; 405,7 und 410,15, auf Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen I, 126, besonders aber auf die „Existenz der alten Merowingerpfalz in Kirchheim-Marlenheim, deren Trümmer noch heute an einzelnen Stellen über den Boden emporragen.“ Denselben Standpunkt nimmt ein Schöpflin in seiner Alsatia illustrata I, 704, wo auch wieder auf die Annales Fuldenses Bezug genommen ist, und Das Reichsland Elsass-Lothringen III, Ortsbeschreibung 1. Hälfte, S. 517.

Im Gegensatz zu diesen erklärt sich für das badische Kirchen E. Dümmler in seiner Geschichte des ostfränkischen Reiches, 2. Aufl., III 277, Anm. 2, welchem Paul Friedrich Stälin in seiner Geschichte Württembergs von 1882 I., Abt. 1, S. 123, Anm. 2 zustimmt. Dümmler wieder wird im topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden von A. Krieger, 2. Aufl., I 1172/73 zitiert wie das Urkundenbuch der Abtei S. Gallen von H. Wartmann, der seinerseits in den Anmerkungen zu den mit in Frage kommenden fünf

Urkunden des von ihm bearbeiteten Werkes: I Nr. 214 und 241, II Nr. 534, 654 und 661, Urkunden, die ich im Folgenden einfach als Nr. 1—5 anführe, das Chirihheim (Chirihaim, Chiricheim) als Kirchen, Bezirksamt Lörrach im Großherzogtum Baden bezeichnet[1]. Hatte sich schließlich E. Mühlbacher in seinen Regesta imperii, Aufl. 1 von 1889, I 652, 653 auf Grund von Schultes oben erwähntem Aufsatz noch für das elsässische Kirchen ausgesprochen, so sagt er aber in der 2. Auflage seines Werks von 1904 I, Abt. II 720, Nr. 1749a „wahrscheinlicher Kirchen bei Lörrach, dafür Dümmler, Ostfränk. Reich 2. Aufl. 3,277 n. 2, Spruner-Menke, Handatlas Nr. 35“, wie er auch in den Wiener Sitzungsberichten von 1878, Bd. 92, S. 342, Anm. 12 schon notierte: „Ann. Fuld. p. V Boso starb 887 Jänner 11. Urk. mit Actum Chiriheim vom 30 Mai, 16 und 17 Juni n. 166 bis 168; über die Lage des Ortes Dümmler, Ostfränk. Reich 2,277 A. 48.“

So steht also Urteil gegen Urteil, Meinung gegen Meinung. An der Lösung der Streitfrage mag aber zurzeit keiner mehr interessiert sein als ich, der ich an der Arbeit bin, die Geschichte meiner Gemeinde zu schreiben. Aber gerade, weil so interessiert und dadurch etwa voreingenommen, könnte ich am wenigsten geeignet erscheinen, hier Richter zu sein, um einen neuen Schiedsspruch zu fällen. Mag sein; allein zwei ganz gewichtige Gründe werden für meine Untersuchung und ihr Ergebnis Beachtung erbitten.

Keiner der Sprecher über das Für oder Wider in beregter Streitfrage hat allem Anschein nach bisher auf Grund eingehender Lokalforschung sich gerade mit dem badischen Kirchen so beschäftigen können und beschäftigt, wie ich es konnte und tat, dazu auch an Ort und Stelle wohnend. Und vom Standort des hiesigen Kirchen aus ist eigentlich die Frage noch gar nie gründlich beleuchtet oder eine Entscheidung versucht worden, während dies vom Standort des elsässischen

---

[1] Auf eine Anfrage meinerseits schränkte freilich Dr. H. Wartmann in seiner Zuschrift diese seine Behauptungen teilweise ein, wovon weiter unten mehr.

Kirchen aus geschehen ist, abgesehen von der Ortsbeschreibung im Reichsland Elsass-Lothringen a. a. O. und Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen I 126 durch Baurat und Konservator Winkler, bzw. Dr. Plath[2], welcher nach dem Korrespondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 19 Nr. 1 und 2 1900, beachtenswerte Nachgrabungen und Entdeckungen im elsässischen Kirchen gemacht hat.

Die endgiltige Entscheidung, soweit möglich, herbeiführen zu helfen, das bezweckt diese Abhandlung, nicht zuletzt aber auch das Andere, an maßgebender Stelle Interesse und Förderung zu erwecken für Vornahme von **Nachgrabungen** auch auf hiesigem Grund und Boden, wie seinerzeit im elsässischen Kirchen, und zwar an der nach Lage, Überlieferung und vorhandenen Mauerresten in Betracht kommenden und unten näher zu bezeichnenden Gemarkungsstelle.

Fasse ich die bezüglichen Urkunden ins Auge. Das sind die fünf bei Wartmann im S. Galler Urkundenbuch und die drei in den Monumenta Germaniae Historica Scriptores, Folioausgabe I, Ann. Fuld. S. 404, 405 und 410, bzw. in Mühlbachers Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern I, 1. Aufl. S. 652/53, 2. Aufl. S. 719/20, womit zu vergleichen ist Mühlbachers Aufsatz in den Wiener Sitzungsberichten 92 über „die Urkunden Karls III.“, besonders die tabellarische Übersicht am Schluss mit den unter Nr. 166—170 verzeichneten Urkunden mit Actum Chiriheim und Ingelheim.

Schulte beruft sich eigentlich nur auf die Annales Fuldenses in den Monumenta Germaniae, deren Urkunden er anführt, und spricht sich auf Grund dieser schon gegen das badische Kirchen und Dümmler aus, der vor allem auf dem S. Galler Urkundenbuch von Wartmann und den Annales Fuldenses fußt und sich so für das badische Kirchen erklärt.

Nun unterliegt es nach meinem Dafürhalten gar keinem Zweifel, dass in den beiden Urkunden des S. Galler Ur-

[2] Nach Kraus a. a. O. wurden schon früher solche Nachgrabungen und Untersuchungen im elsässischen Kirchen vorgenommen von Dr. Adam und Kast.

kundenbuchs Nr. 1 und 2 aus den Jahren 815 und 819 nur das badische Kirchen gemeint sein kann als der Ort der Handlung und Ausstellung der Urkunden. Dieser wird da so bezeichnet: „Actum in villa, qui dicitur Chirihheim, coram frequentia populi“, und „Actum Chirihaim villa publice“. Nach der ersteren Urkunde überträgt ein gewisser Wolfini 2 Hörige nebst anderem Besitz „in pago Brisicauginse et in villa nuncupante Akaringa dem Kloster S. Gallen, „ubi vir venerabilis Wolfleoz episcopus praeesse dignuscitur“. Nach der zweiten schenkt ein gewisser Sigifridus zur Erlangung des ewigen Lohns drei Hörige „ad ecclesiam, quae est constructa in villa Fishingas in honore sancti Petri ceterorumque sanctorum, ubi vir venerabilis Wolphoto presbyter esse cognoscitur“. Nun ist Akaringa nichts anderes als das heutige Egringen, Fishingas das heutige Fischingen, jenes $^1/_2$, dieses $^1/_4$ Stunde von hier entfernt. Es ist gar nicht denkbar, dass das elsässische Kirchen als Ort der Handlung und Ausstellung dieser beiden Urkunden irgendwie in Frage kommen kann bei der — kurz ausgedrückt — in Betracht zu ziehenden Entfernung Basel—Straßburg, einer Entfernung, die in der damaligen eisenbahnlosen Zeit noch eine ganz andere war wie heute. Käme das elsässische Kirchen hier in Frage, so müssten Akaringa und Fishingas unbedingt nach ihrer Lage näher bezeichnet sein, oder umgekehrt das Kirchen müsste genauer bestimmt werden, insbesondere, wenn das bei Straßburg, nicht aber das unmittelbar nahe gelegene gemeint war Diese Notwendigkeit der näheren Bestimmung nach der einen oder andern Seite fiel aber weg bei der bekannten Nähe zwischen dem heute badischen Kirchen und Egringen und Fischingen. Oder gab es, oder gibt es in der Nähe des elsässischen Kirchen .eine villa Akaringa oder Fishingas?! — Trotzdem beruft sich, die große örtliche Entfernung einfach übersehend, Schöpflin in seiner Alsatia illustrata für das elsässer Kirchen auf die zweite der genannten Urkunden, indem er in seiner Begründung I 705 schreibt: „Sub Ludovici Pii Imperio An. VI Sigfridus quidam piam fecit donationem in cujus clausula legitur: Actum Chirihhaim villa publice.“

Das muss nach dem oben Ausgeführten falsch sein, folglich auch jede Berufung auf ihn oder jede weitere Folgerung aus seinem falschen Schluss.

Da Schöpflin, der Beschreiber des Elsass, offenbar nur sein Elsässer Kirchen kennt, so nimmt er ohne weiteres auch wie Urkunde 2 so auch Urkunde Nr. 3 bei Wartmann, wo das Actum am Schluss „in Chiricheim in cubiculo regis publice“ lautet, für sein Elsässer Kirchen in Anspruch und sagt: „Sub Ludovico Germanico An. XXVII Regni ejus in orientali Francia, commutatio bonorum aliquot inter Grimaldum, S. Galli Abbatem atque Totonem quendam factum est ubi dicitur: „Actum in Chiricheim in Cubiculo regis publice.“ Der Inhalt dieser Urkunde ist: Ein gewisser Toto vertauscht an Abt Grimald von S. Gallen 4 Jucharte in Prisigouwe in loco, qui dicitur Witinouwa und einen Weinberg in Auia gegen den ausgereuteten und bebauten Klosterbesitz in saltu Svarzwald iuxta fluvium Melia, welcher das Flüsschen Möhlin, ein Nebenflüsschen des Neumagen ist. — Ist nun das Chiriheim bzw. Chirichaim der beiden ersten Urkunden von 815 und 819 unter Ludwig dem Frommen das badische Kirchen als s. gallischer oder kirchlicher Notariatsort, wenn ich mich kurz ausdrücken will, so ist gar nicht erfindlich, warum das Chiricheim der Urkunde Nr. 3 von 868 unter Ludwig dem Deutschen bzw. Karl dem Dicken („sub Karolo principe ejusdem Hludowici regis filio“), welch letzterer nach der vorläufigen Teilung des Reichs anno 865[3] in sämtlichen Privaturkunden des Breisgaus als dessen Graf erscheint, mein badisches Kirchen nicht sein könnte. — Da es sich in dieser Urkunde um Örtlichkeiten handelt, die vom hiesigen Kirchen immerhin in einiger Entfernung liegen, so ist meine Forderung, die ich bei den zwei ersten Urkunden, wenn sie für das elsässische Kirchen beansprucht werden wollten, nicht erfüllt sah, hier erfüllt: die vom hiesigen, badischen Kirchen entfernter liegenden Örtlichkeiten sind nach ihrer Lage genauer bezeichnet, was für das

[3] Vgl. Wartmann, Ukb. S. G. II Nr. 534 S. 147 Anm., auch Wiener Sitzungsberichte 92, 334 Anm. 3, wie Paul Friedrich Stälin, Geschichte Württembergs I Abt. 1, S. 122/123.

nahe Akaringa und Fishingas dort keineswegs nötig war. Heißt es über den ersten Ort in Prisichgouwe in loco, qui dicitur Witinouwa, so kann nur Wittnau am Hexental, im Landamt Freiburg, gemeint sein. Und ist in einem Atem ohne weiteres „Auia" genannnt, so ist dies natürlich das Au in der Nähe, gleichfalls im Hexental und Landamt Freiburg, wie schon Wartmann in seinem Urkundenbuch a. a. O. bemerkt.

Hier aber, wo das Breisgau genannt ist, wie in Urkunde Nr. 1, alsbald die Frage: Was hat das elsässische Kirchen mit dem Breisgau zu tun, was weiter mit S. Gallen? Mit dem letzteren mit S. Gallen, hatte das Elsässer Kirchen nie Beziehungen, wol aber das badische, und in das erstere, das Breisgau[4], gehörte es nicht, wol aber das badische Kirchen. Nach dem Reichsland Elsass-Lothringen, Ortsbeschreibung III Abt. 1, S. 517 gab es im Elsass wohl eine Grafschaft Kirchheim (comitatus Kilcheim, com. Kirichheim). Über die Entstehung derselben ist gleichen Orts gesagt: „gelegentlich, etwa im 11. oder 12. Jahrhundert vorkommende Bezeichnung für die Grafschaft Nordgau oder Unterelsass (s. d.)". Schlagen wir dann im gleichen Werke III, 2. Hälfte, S. 780 nach, so ist dort über den Nordgau gesagt: „Der Name kam zwischen 800 und 850 auf, als die Grafschaft Elsass in Durchführung der von Karl dem Großen begonnenen Verkleinerung der Amtsbezirke in zwei Grafschaften, Nord- und Sundgau, zerlegt wurde. Der Name Nordgau wurde aber zu der Zeit, als die Grafen den Titel Landgrafen annahmen, durch die Bezeichnung ‚Unterelsass' ersetzt." Und das gleiche Werk sagt gleichen Orts S. 1132 über den Unterelsass: „Landgrafschaft, entspricht der alten Grafschaft Nordgau, die um die Mitte des 9. Jahrhunderts entstand, als das bisher einen Gau bildende und von einem Grafen verwaltete Elsass in zwei Grafschaften, Nordgau und Südgau (Ober- und Unterelsass), geteilt wurde. Die Bezeichnung Landgrafschaft dafür kam erst im 12. Jahrhundert auf. Im 11. Jahrhundert wurde das Gebiet zuweilen auch Grafschaft Kirchheim (Sitz der Karo-

---

[4] Vgl. S. 275 dieses Aufsatzes, Anm. 5.

linger Pfalz) genannt." — Also das elsässer Kirchen war in der Karolingerzeit in der Grafschaft Nordgau oder Unterelsass gelegen, das badische aber im Breisgau[5]. Für das Breisgau aber erscheint Karl der Dicke von 865 an als dessen Graf. Mit dem Elsass bekam Karl jedoch nach den Wiener Sitzungsb. 92, S. 335 (auch Anm. 2 a. a. O.) erst von 876 an zu tun, da ihm bei der Zusammenkunft mit seinen Brüdern im Rießgau und bei der Teilung des väterlichen Reichs nächst Alamannien und Churwalchen wahrscheinlich auch das Elsass zufiel. Die kritische Urkunde Nr. 3 bei Wartmann von 868 nennt aber, wie schon oben erwähnt, Karls Namen, der nach der vorläufigen Teilung des Reichs von anno 865 an bis zum Tode seines Vaters beinahe ohne Ausnahme auf allen im Breisgau, aber auch nur auf den im Breisgau ausgestellten Privaturkunden erscheint, wie Wartmann in der Anmerkung zu S. 147, Bd. II ausführt. Schon darum kann also das Cubiculum regis in Chiricheim von 868 nicht das elsässische, sondern muss das im Breisgau gelegene badische Kirchen sein, wo jener breisgauische Orte betreffende Tausch vorgenommen wurde.

Auch ist es gar nicht denkbar, dass, wo es sich um eine s. gallische Angelegenheit im Breisgau handelt, das nicht s. gallische elsässer Kirchen im Nordgau oder Unterelsass den Vorrang haben kann vor dem s. gallischen und für den s. gallischen Vertreter „Libo" außerdem nächstgelegenen Kirchen im Breisgau.

Ist nun das Chiricheim dieser Urkunde 3 von 868, was nach dem Gesagten kaum mehr zweifelhaft, auch das der beiden ersten Urkunden von 815 und 819, so war mein badisches Kirchen nicht nur ein s. gallischer oder kirchlicher Notariatsort, sondern auch der Ort, der ein Cubiculum regis hatte, gehabt haben musste nach dieser Urkunde, und **Nachgrabungen** auch hier, an der unten noch näher zu bezeichnenden Gemarkungsstelle wären allein darnach schon an-

[5] Vgl. Korrespondenzblatt der westd. Zeitschrift für Geschichte und Kunst 19 Nr. 1 und 2, 1900.

gebracht und gerechtfertigt; vielleicht würden diese ein einfacheres und klareres Ergebnis haben als beim elsässischen, wo nach Baurat Winkler[6] drei Bauepochen zu unterscheiden sind: eine römische, merovingische und spätromanische.

Betrifft Urkunde Nr. 3 von 868 bei Wartmannn das badische Kirchen mit seinem Cubiculum regis, so kann die Urkunde Nr. 5 von 887 bei Wartmann in ihrem Schluss *„Actum Chiriheim curtam regiam“* nur das gleiche, mein badisches Kirchen bezeichnen, um so mehr, als es sich wieder um s. gallische Angelegenheiten handelt, sofern da Kaiser Karl der Dicke dem Kloster S. Gallen die Immunität[7] bestätigt, welche seine Vorfahren diesem Kloster schon gewährt hatten, eben auch wieder im altherkömmlichen s. gallischen, kirchlichen und königlichen Notariatsort. Die Curta regia besagt hier dann wol gar nichts anderes als dort das Cubiculum regis. Mag auch das Signum domini Arnolfi piissimi regis und das domini Karoli serenissimi imperatoris augusti erst nachträglich zur Bestätigung beigesetzt sein, Ort der Handlung und Ausstellung der Urkunde ist und bleibt die Curta regia in Chiriheim. — Von den fünf Urkunden des S. Galler Urkundenbuchs bleibt mir zur Besprechung so nur noch Nr. 4 von 886 übrig, welche die einfache Unterschrift trägt: *„Actum in Chirihheim publice presentibus quorum hic signa continentur.“* Nach allem Vorhergesagten kann dies, da es sich auch wieder um eine Schenkung an S. Gallen handelt — die Schwestern Wiclind und Engiltrud schenken ihren väterlichen Besitz zu Sölden und Ambringen[7] an S. Gallen und erhalten dagegen eine Hufe zu Wulvilinshoven (vielleicht Wolfenweiler bei Freiburg i. Br.) auf Lebenszeit — nur mein badisches Kirchen sein, wofür schon der Umstand mitspricht, dass unter den Zeugen dieser Urkunde sich ein „Ysanhart“ und „Uto“ finden wie in der Urkunde Nr. 3, wo sie auch erscheinen, dort nur Uto zuerst, dann Isanhart. Dass das die gleichen Zeugen

---

[6] Mühlbacher, Regesten a. a. O. in beiden Auflagen.

[7] Die entfernter liegenden Örtlichkeiten wieder genauer bezeichnet in Prisigauge et in Selidon et Antparinga marcha; also im Breisgau und zwar in Sölden (Landamt Freiburg) und Ambringen, Bezirksamt Staufen; vgl. Wartmann, Ukb.

sein können, dagegen spricht doch wahrlich der Unterschied der 18 Jahre zwischen der Ausstellungszeit beider Urkunden nicht.

Danach erscheint das Urteil Schultes über das badische Kirchen in einem eigenartigen Licht: „Das badische Kirchen ist ein unbedeutender s. gallischer Ort." Nein, gerade weil es ein zweifellos bedeutsamer s. gallischer Ort war, deswegen war es auch vom König beachtet und bevorzugt durch sein Cubiculum, seinen Curtis. Oder, um mich auch einmal aufs Gebiet der Vermutungen und Behauptungen zu begeben: Der als s. gallische Missionsstation am Oberrhein schon früher markierte und auch benannte Ort Chirihheim[8] wurde auch weltlich markiert, indem die (Franken[9]- und) Karolingerkönige, bzw. deren Sendboten hier unmittelbar am Rhein und vor der Schweiz, namentlich bei ihren Zügen nach und von Italien, wenn auch nur vorübergehend ihre Residenz nahmen. Vollends unverständlich erscheint es mir aber, wenn Schulte das badische Kirchen nicht nur zu einem unbedeutenden s. gallischen Ort ohne nähere Begründung degradiert, sondern auch die kühne Behauptung wagt, „dieser unbedeutende s. gallische Ort hätte gar nicht so lange und so oft die Versammlung der Großen und die Hofhaltung König Karls des Dicken aufnehmen können!" Womit will er das begründen? Er macht keinen Versuch dazu. So will ich ihn machen, obwol mir zurzeit noch keine Trümmer einer alten Merowingerpfalz hier zur Verfügung stehen, wie das bei Kirchheim-Marlenheim im Elsass der Fall ist, da eben hier noch keine Nachgrabungen veranstaltet worden sind, Nachgrabungen, die ich vielmehr erst veranlassen möchte.

Der badische Markgräflerort Kirchen, der heute noch sein Notariat hat, ist nicht nur heute noch fast dreimal so groß wie das elsässische Kirchheim (972 gegen 379 Seelen),

---

[8] Schon die Endung -heim in Chirihheim bezeichnet den fränkischen Ursprung auch des hiesigen Ortsnamens.

[9] Vgl. dazu auch F. Vetters Aufsatz: „Kaiser Heinrich der Heilige und seine Stiftungen zu Stein, Bamberg und Basel" in den Basler Nachrichten 1905.

es war bereits 1767 ein Marktflecken geworden, der seine eigene Apotheke erhielt. Doch das ist viel spätere Zeit, Neuzeit. Anders aber steht dieser Ort geschichtlich da, wenn ich darauf verweise, dass Kaiser Heinrich der Heilige dem Kloster Stein am Rhein, welches er kurz vorher dem von ihm gegründeten Bistum Bamberg einverleibt hatte[10], am 1. November 1007 um des göttlichen Lohnes willen schenkte und übergab *„quendam nostri iuris ac proprietatis locum Chilichheim dictum in pago Prisichgowe*[10] et in comitatu Adelberonis[11] comitis situm cum omnibus eius pertinentiis videlicet ecclesiis, villis, servis, ancillis, areis, aedificiis, cum hominibus terrisque censualibus, cum tributis et teloniis de navibus per Rhenum discurrentibus vel undecumque noster fiscus circumquaque illuc aliquod ius exigere aut sperare deberet"[12]. Danach war also der nach Schulte „unbedeutende s. gallische Ort" Kirchen in Baden gar einmal um die Jahrtausendwende Reichsgut ein „orth vnserer gerechtigkeit vnd Aigenschafft", wie die deutsche Übersetzung aus dem Karlsruher General-Landesarchiv sagt.

Von hier aus nun die Blicke gerichtet in die Geschichte rückwärts und vorwärts! Stimmt zu jener Feststellung in der Kaiserurkunde Heinrichs II., des Heiligen, von 1007 das Cubiculum regis von 868 und die „Curtis regia" von 887 zur Zeit Ludwig des Deutschen und Karl des Dicken nicht? Und dann die weitere Kaiserurkunde vom 30. November 1512[13], wonach Kaiser Maximilian von Hagenau aus dem Jacob Reich von Reichenstein für sich selber und als Lehensträger Anthonien, Hans Heinrichen, Christoffen und Marxen Reichen von Reichenstein, seiner Brüder, mit 64 fl rh. von der Markgrafschaft

---

[10] Vgl. S. 277 dieses Aufsatzes, Anm. 9.

[11] Was für ein Adalbero das ist, konnte ich bis jetzt nicht ausfindig machen.

[12] Vgl. Neugart, Codex Diplomaticus Alemanniae II 23 und Karlsruher General-Landesarchiv, Kirchen (Akten) Konv. 4 Nr. 85 Landesherrlichkeit.

[13] Orig. Pergament im Karlsruher General-Landesarchiv, Selekt der Kaiser- und Königsurkunden. Maximilian I. Nr. 1153.

Hochberg und Rötteln ab den Dörfern Kirchen, Efringen und Eimeldingen[14] belehnt, dieselben Reichensteiner, die schon lange vorher, urkundlich nachweisbar, Kirchen mit den zwei andern genannten Dörfern aus der Nachbarschaft als Pfandlehen inne gehabt hatten. So heißt es in einer Vertragsurkunde von 1429 „zwischen Herrn Johanns Richen von Richenstein als Pfandlehensherrn des Dorfs Kirchen eines und dasiger Gemeinde andern Theils“: „Diser v̊bertrag vnd alles das, so dauor geschriben stat, sol dem heiligen Römschen Riche, von dem auch das obgenannt Dorffe Kilchein mit siner zugehörde vnd auch mit andern Dörffern obgeschriben Herrn Johanns Richen pfantlehen ist pp. gar vnd gentzlich onschedelich.“[15]

Und in einem Kaufbrief[16] des Hans Riche von Richenstein gegenüber dem Markgrafen Wilhelm zu Hachberg Sausenberg von 1431, wonach jener diesem für 1650 rhein. Goldgulden „die drü dörffere Kilchein, Efringen und Eymetingen by dem Rine in Costenzer bistum gelegen“ mit allem Zugehör, eine Matte in Kirchen ausgenommen, verkauft, heißt es wieder ausdrücklich — und die Zustimmung des Kaisers Sigismund zum Verkauf ist in der Urkunde eingangs besonders vermerkt — „als denn das alles ich und min vordern von dem heiligen Römischen riche in pfantlehenswise innegehept“. — Auch nachmals noch hebt mit Bezug auf diese Urkunde und die von 1429 Ernst Friedrich von Leutrum in seinem achtbändigen Manuskriptenwerke, das in der Anmerkung 15 schon zitiert

---

[14] Efringen zehn Minuten, Eimeldingen eine halbe Stunde von hier entfernt.

[15] Kopie aus dem Karlsruher General-Landesarchiv, Kirchen (Akten) Konv. 5, Waidgang Nr. 124. Vgl. auch E. F. v. Leutrum V 3032, 3112 und 3193—3207 in seiner „Kurzen Beschreibung der Rechte des bad. Fürstenhauses in der Landschaft Sausenberg und Herrschaft Rötteln sambt eines jeden Orts Beschaffenheit in specie“, wonach anno 1737 das Original in Pergament noch bei den Akten der Gemeinde in Kirchen war; konnte selbst noch nicht nachstöbern.

[16] Original-Pergamenturkunde, Staatsarchiv Basel (St.urk. nº 1099); vgl. auch Regesten der Markgrafen II 1 17.

[17] Auf die späteren Beziehungen Kirchens zu Badens Markgrafen

wurde, im Bd. V, 3032 bei der Ortsbeschreibung von Kirchen gleich im Eingang hervor: „Nach allen Umständen ist dieser Ort vor alters ein Ritterorth gewesen“, was er S. 3208 nochmals wiederholt mit den Worten: „weiß die Gemeinde auch nichts mehr zu allegiren als Kirchen seye vor alters ein Ritterorth gewesen, wie supra erwehnet habe“.

Daher ist klar, dass Kirchen der geschichtlich bedeutsame s. gallische Ort nicht nur war, nein auch königlicher ja kaiserlicher Ort, Reichsgut war[18], den sowol die Urkunden im S. Galler Urkundenbuch anführen in den Jahren 815, 819, 868, 886 und 887 als auch die Monumenta Germaniae Ann. Fuld. p. IV und V im Jahre 887 und 894, wie auch Dümmler in seiner Geschichte des ostfr. Reiches, 2. Aufl., III 275 ff. auf Grund dieser letzteren Urkunden ausführt neben Mühlbacher in der 2. Auflage seiner Regesten und zuerst in den Wiener Sitzungsberichten 92.

Und da will ich nun vor allem aus den Annales Fuldenses gerade die Stelle herausgreifen, deren entscheidenden Ausdruck „circa Renum“ (zweite Lesart ad R.) Schulte eigenartig wendet und dreht für das elsässische Kirchen. Er sagt wörtlich: „Wenn sich Dümmler in der Erklärung der Stellen der Annales Fuldenses (Mon. Germ. S. S. I 404,14, 405,7, 410,15) an dem Ausdruck ‚circa Renum‘ stößt, so ist dazu kein Grund vorhanden; denn ‚circa Renum‘ heißt in dem Zusammenhang: ‚quem (filium Buosonis) circa Renum ad villam Chirichheim venientem‘ doch nur, dass der filius Buosonis bei Kirchheim zuerst in das Gebiet des Rheins gekommen sei; da er nun von Burgund kam, so kann er ebensowohl einen nördlichen Vogesenpass als den Weg durch die Schweiz

---

gehe ich hier nicht weiter ein; notiere nur, dass der Markgraf wiederholt hier beim Vogt abstieg draußen in der Mühle.

[18] Vielleicht komme ich auch einmal zu einem Aufsatz über die Herren von Kilchheim und von Ramstein. Den letzteren fiel anno 1311 beim Tode Walthers von Rötteln die Burg Rotemberg bei Kirchen als Erbteil zu, eine Burg, die eben auch wieder auf dem Kapfrain zu suchen wäre und wol auch die frühere Curtis regia sein dürfte. (Fecht, Südw. Schwarzw. II 326, 327 und 328.)

gemacht haben. Der Ausdruck ‚circa Renum‘ lässt sich also ebensogut für das elsässische Kirchheim ins Feld führen. Bestimmend scheint mir die Existenz der alten Merowingerpfalz in Kirchheim-Marlenheim, deren Trümmer noch heute an einzelnen Stellen über den Boden emporragen.“ Gewiss, diese Trümmer in Verbindung mit den Nachgrabungen Dr. Adams, Kasts und Dr. Plaths haben etwas Sprechendes für das elsässische Kirchen. Allein das Entscheidende ist schließlich die Lage des badischen und elsässischen Kirchen zum Rhein.

Da sagen nun nicht nur die Leute hier im badischen Kirchen, der Rhein ist früher — mit seinen Altwassern gar noch soweit es uns denkt — bis an unser Dorf gegangen, sondern selbst heute, nachdem der Rhein sein geregeltes Bett bekommen hat, läuft man bequem in einer Viertelstunde von unserem Dorf aus an den Rhein und die Kirchener Rheinfähre, ja unser Ort hat heute noch überrheinische, direkt am Rhein liegende Besitzungen, wie auch das Reichsland Elsass-Lothringen III Ortsbeschreibung S. 517 unter Kirchen feststellt. Auch ist dabei die Kaiserurkunde von 1007 nicht zu vergessen, welche ausdrücklich von den Tributen und Zöllen und Schiffen, welche im Rhein hin und herumfahren, in Verbindung mit dem „orth vnserer gerechtigkeit vnd Aigenschafft Chilchaim genandt im Preisichgawe“ redet und doch im Ernste wohl nicht für das elsässische Kirchen wird beansprucht werden wollen und können.

Wie aber liegt das Elsässer Kirchen zum Rhein? Zunächst sind bei Spruner-Menke, Handatlas, Nr. 35, Deutschland Nr. V auf der Gaukarte beide Chirihheim, die in Frage kommen, verzeichnet. Und Schöpflin sagt in seiner Alsatia illustrata S. 704 „utrumque Palatium (gemeint ist Kirchheim und Marlenheim) quinque leucis distat Argentorato, utrumque prope fluvium Mossam versus Vogesum montem situm est“. Berechne ich nun nach dem Aufsatz von Otto Cuntz über „die elsässischen Römerstraßen der Itinerare“ in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge XII, und insbesondere nach den Maßstäben, die er auf der bei-

gefügten Karte S. 448/49 angibt, 9 Leugen = 20 km, oder 1 Leuge = $1^1/_2$ milia passuum, so ergibt sich für das elsässer Kirchen eine Entfernung von 11,11 km oder $7^1/_2$ Meilen von Straßburg oder dem Rhein. Dies Kirchen liegt also über zwei Wegstunden vom Rhein entfernt, das hiesige aber kaum 2 km, knapp eine Viertelstunde vom heutigen Rhein. Und wo ist auch nur ein Mal das Elsässer Kirchen als am Rhein liegend bezeichnet in irgend einer Urkunde aus älterer oder neuerer Zeit? Beim badischen Kirchen ist dies wiederholt der Fall wegen seiner uralten natürlichen Lage am Rhein, vom elsässer Kirchen aber berichtet selbst Schöpflin a. O. prope fluvium Mossam (Mosig).

Bei dieser Entfernung des elsässer Kirchen vom Rhein da ist es dann allerdings notwendig, dass man, wie Schulte, um das elsässer Kirchen für die Urkunde und ihre Angaben zu retten, zu der Auslegung greift, zu sagen: „circa Renum" heißt im Zusammenhang doch nur, dass der filius Buosonis bei Kirchheim in das Gebiet des Rheins gekommen sei! Diese ganze geschraubte Erklärung wird aber unnötig, sobald man die natürliche Lage des badischen Kirchen am Rhein einfach in ihrer Tatsächlichkeit nimmt, dazu in Betracht zieht, dass die Kaiserurkunde Heinrichs von 1007 die Tribute und Zölle von der Rheinschiffahrt als Zugehör zum badischen Kirchen nennt und auch, wie oben S. 279 angeführt, der Kaufbrief von 1431 die Lage des badischen Kirchen mit seinen beiden Nachbardörfern ober- und unterhalb, Efringen und Eimeldingen, ausdrücklich als „by dem Rine in Costenzer bistum gelegen" bezeichnet, von weiteren früheren und späteren Urkunden, welche ebenso verfahren, ganz abgesehen. Und schließlich gar noch die zweite Lesart in den Monumenta (Ann. Fuld. V, I 404 h) „quem imperator ad rhenum villa chiricheim veniens obviam, honorifice suscepit ad hominem, sibique adoptivum filium eum iniunxit" (so auch Schöpflin, Als. illustr. I 705); dazu Mühlbacher in seinen Regesten, 2. Aufl. S. 719/20 „obviam quem imperator ad villam Ch. veniens", wo beide Male nicht der Filius Buosonis, sondern der Imperator obviam jenem ad rhenum oder ad villam Ch. veniens ist!

Dann kommt erst recht das badische Kirchen wegen seiner uralten Lage am Rhein heraus.

Mag dann auch der selige Schöpflin, zwar zugebend „exiguus hodie viculus est Marilegio (= Marlenheim) vilior“, auf derselben Seite seines Werkes zuletzt sagen: „Kirchhemium amplissimum olim locum extitisse, constans traditio et vasta aedificiorum rudera produnt“, was auch von unserem badischen Kirchen recht wol gesagt werden kann, und weiter, die Tatsache der Ruine und Vestigia antiquitatis wiederholend, schließen, indem er den Beatus Rhenanus sprechen lässt: „Nec miror cur veteres Francorum Reges illic habitare voluerint, nam agrum habet amoenissimum“, so ist das ihm, dem elsässer Geschichtsschreiber, der offenbar nur sein elsässer Kirchen kannte, zugut zu halten und nicht so sehr anzurechnen.

Die Rudera, die freilich bis jetzt im hiesigen Kirchen aus dem sogenannten „Kapfrain“, der unsern Ort beherrschenden Höhe, welche früher durch die unmittelbar vorüberfließende Kander und den damals noch ganz nahe gerückten Rhein erst recht ein locus nicht nur amoenus, sondern auch fest und stark für eine Ritterburg später noch gewesen sein muss[19], in eine tiefe Kiesgrube hereinragen, sie sind noch zu spärlich, als dass ich auf sie schon beweiskräftig pochen könnte. Allein meine bisherigen Ausführungen schon dürften doch vielleicht dazu nicht ungeeignet sein, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen so auf das badische Kirchen und diese seine Ödung, die vielleicht recht wichtige Mauerreste in ihrem Schoße noch birgt, zu lenken, dass auch hier einmal von einem interessierten Verein oder dem Staate Nachgrabungen wirklich veranstaltet werden. Würden aber selbst diese Nachgrabungen nichts Wesentliches zu Tage fördern — es soll übrigens auch noch aus dem Keller eines Bauernhauses, das der ehemalige Pfarrer Wittich 1699 hier an der „Brome“, auf der andern Seite des Kapfrain, gebaut hat, ein unterirdischer, zugemauerter Gang nach der früheren Burg auf dem Kapfrain führen — so wäre das immer noch kein Schlag,

---

[19] A. a. o. S. 354 mit Anm. 7 und Dümmler o. R. III 281.

der meine bisherige Beweisführung erschüttern oder vernichten könnte. Dann wäre eben die alte Curtis regia an irgend einem andern noch unbekannten hiesigen Gemarkungsort (vielleicht draußen an der Mühle) zu suchen.

Wäre diese meine Orientierung und Beweisführung Herrn Dr. Hermann Wartmann in S. Gallen, dem Herausgeber des S. Galler Urkundenbuchs, schon bekannt gewesen, als er mir auf meine Anfrage, wieso er dazu gekommen sei, in jenen fünf Urkunden das „Chirihheim" als unser badisches Kirchen anzumerken, am 18. Februar 1907 antwortete, so würde er mir vielleicht nicht geschrieben haben: „Ich muss Ihnen gestehen, dass mir das cubiculum regis (II 534) und noch mehr die curtis regia (II 661) eher für die Erklärung Schultes zu sprechen scheinen, als die von Dümmler und Krieger angenommene meinige. Nicht so sicher steht es mit Nr. 654 (II 258); doch finden sich hier immerhin zwei gleiche Zeugen — Uto und Isanhart — wie in Nr. 534 (II 147). Ich habe seinerzeit offenbar deswegen nur an Kirchen bei Lörrach gedacht, weil S. Gallen hier Besitz hatte, weil es sich in allen Urkunden um s. gallische Angelegenheiten handelt und weil mir das abgelegene elsässische Kirchheim mit seinem Königshof außer Sicht war." Dagegen hat Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. O. Holder-Egger in Berlin (Monumenta Germaniae Historica), den ich in gleicher Sache brieflich wegen Dümmlers Ausführungen anging, mich durch seine freundliche Zuschrift in meiner Beweisführung bestärkt. Nach Feststellung der Tatsache, dass Dümmler in allen bezüglichen Urkundenstellen das badische Kirchen erkannte, dass aber nach dem bereits am 5. August 1902 erfolgten Ableben Dümmlers sich natürlich nicht mehr ermitteln lasse, aus welchen Gründen er sich für das badische Kirchen entschieden habe, bemerkt er: „Meiner persönlichen Meinung nach kann Kirchheim bei Marlenheim gegenüber der Angabe der Ann. Fuld. 887: obviam quem imperator ad Hrenum villa Chirihheim veniens nicht in Betracht kommen, da jener Ort viel zu weit vom Rhein abliegt; auch verschiedene andere Umstände scheinen mir gegen jene Annahme zu sprechen. Ich

kann nicht anstehen, mich der Meinung von E. Dümmler anzuschließen, wenn auch immer zu beachten, dass sich oft solche Ortsfragen nicht mit absoluter Sicherheit entscheiden lassen." Und gerade Herr Professor Dr. Holder-Egger war es auch, der mich im gleichen Briefe in dankenswerter Weise darauf aufmerksam machte, dass Professor E. Mühlbacher in seiner ersten Auflage der Regesta imperii auf Grund des Aufsatzes von A. Schulte sich zwar noch für Kirchheim, Kanton Wasselnheim, entschied, in seiner zweiten Auflage Bd. I Abt. II, die nach seinem Tode (1903) in Innsbruck 1904 erschien, S. 720 Nr. 1749a aber, wie schon oben angeführt, sagt: „wahrscheinlicher Kirchen bei Lörrach, dafür Dümmler, Ostfränk. Reich 2. Aufl. 3, 277n 2, Spruner-Menke, Handatlas Nr. 35". Diese Wandlung in Mühlbachers Anschauung, die um so auffallender, als er sich nach Dümmler zu allererst im Jahre 1878, wie sein Aufsatz in den Wiener Sitzungsberichten 92, 342 12a dartut, für das badische Kirchen entschieden hatte, diese Wandlung nochmals unterstreichend, wie auch die Meinung von Professor Dr. Holder-Egger, erübrigt es für mich, auf die drei Urkunden in den Monumenta Germaniae, Ann. Fuld. pars IV und V aus den Jahren 887 und 894, oder die Urkunden Nr. 116—170 in den Wiener Sitzungsberichten vom 30. Mai, 16. und 17. Juni 887 (auch von 882[a] und 23. Juni 887) näher einzugehen. Ich könnte nur wiederholen, was Dümmler in der 2. Auflage seines Werks S. 275 ff. und 381 bereits ausgeführt hat und zur Ergänzung dieser meiner Ausführungen dort einfach nachzusehen ist.

Doch gebe ich schließlich zu, dass die Bestätigung für das Kloster S. Martin in Tours und S. Medard in Soissons (16., 17. und 23. Juni 887), überhaupt alle, die das elsässer Kirchen näher oder mehr berührenden Urkunden dort abgefasst sein können, freilich nicht müssen. Denn das ist nach den Ausgrabungen im elsässer Kirchen und deren bedeutsamem Ergebnis kaum zu bestreiten, dass auch das elsässer Kirchen eine Curtis regia oder Cubiculum regium gehabt haben kann. Nicht weniger dürfte das Gleiche aber auch nach meinen obigen Darlegungen für mein badisches Kirchen feststehen,

für das ich jedenfalls alle Urkunden in Wartmanns S. Galler Urkundenbuch reklamiere. Wie die Karte in Spruner-Menkes Handatlas, so dürfte in der Richtung nach beiden Kirchen weisen die Bemerkung Dümmlers, 2. Aufl. III 280, wo es heißt: „Karl hatte von jeher, von seinem Vater in jungen Jahren zum Schwabenkönig bestimmt, für Alamannien, das ihm zur Heimat geworden, eine besondere Vorliebe. Da oder im Elsass, dem seine Gemahlin entstammte, verweilte er am liebsten, und daher holte er sich am liebsten seine Ratgeber (Ann. Fuld. P. V 887)[20]. Diese allgemeine Bemerkung auf unsern speziellen Fall angewandt, dürfte für das in Alamannien gelegene badische und für das elsässische Kirchen die Möglichkeit vorübergehenden Aufenthalts des Kaisers oder der Kaiserin in beiden Orten als Lieblingsresidenzen ergeben, womit freilich die Streitfrage, welches der beiden Kirchen nun in den in Betracht kommenden Urkunden je gemeint ist, nur erneut aufgerollt, aber wieder nicht entschieden ist.

Dem badischen Kirchen seine Ebenbürtigkeit zum mindesten neben dem elsässischen unwiderleglich schaffen könnten nur Nachgrabungen auch im badischen Kirchen! Daher schließe ich meine Abhandlung mit dem doppelten Bemerken: Ich würde dankbar und erfreut sein, wenn es mir gelungen sein sollte, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Stellen auf mein badisches Kirchen so gelenkt zu haben, dass man die Mittel zu Nachgrabungen auf dem „Kapfrain“ hier bewilligte und die Arbeit selbst baldigst in Angriff nähme. Auch wäre ich dem Sachkundigen zu Dank verbunden für jede weitere Aufklärung oder Berichtigung, die mir um so willkommener wäre, je zeitiger sie mir zuginge, damit ich dieselbe bei der Abfassung meiner in Arbeit befindlichen „Chronik von Kirchen“ noch berücksichtigen könnte.

---

[20] Vgl. auch Wiener Sitzungsberichte 92, 357/358.

Erasmus in seinen Beziehungen zur Universität Freiburg.

Von **Hermann Mayer.**

Allgemein bekannt und viel besprochen ist die Tatsache, dass in früheren Jahrhunderten bis ziemlich tief in die Neuzeit hinein die den Universitäten zuströmenden Studenten im Durchschnitt einem viel früheren Lebensalter angehörten, als dies heute der Fall ist. Angehende akademische Bürger im 17., 16. und 15. Lebensjahr waren eine ganz gewöhnliche Erscheinung; aber selbst im 14. und noch jünger kamen sie[1]. Melanchthon z. B. bezog mit 12 Jahren schon die Universität Heidelberg, ebenso Eck, der dann später an unserer Alma Mater mit 16 Jahren als Lehrer der Artistenfakultät und mit 23 als Theologieprofessor tätig war.

Dass demgegenüber aber auch Männer in viel reiferem, ja außergewöhnlich spätem Alter zur Hochschule kamen und sich immatrikulieren ließen, dürfte vielleicht weniger allgemein bekannt sein. Freilich waren es dann, wie wir noch sehen werden, ganz andere Gründe, die zum Besuch der Universität und zur Immatrikulation veranlassten. In diese Gruppe gehört auch ein Mann, dessen Name einer der berühmtesten

[1] Vgl. z. B. Paulsen, Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter, Historische Zeitschrift XLV, 420 ff. Eulenberg, Die Frequenz d. deutschen Universitäten, des XXIV. Bandes der Abhandlungen der philol.-histor. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften Nr. II (1904), S. 23—28; für Freiburg bes. meine Mitteilungen aus den Matrikelbüchern d. Univ. Freiburg, in d. Zeitschrift d. Freiburger Gesellschaft f. Geschichtskunde XIII, 51—57, XVII, 49—50; endlich die Einleitungen der meisten bisher erschienenen Matrikelausgaben.

ist von allen den vielen, die im Verlauf der Jahrhunderte in das Matrikelbuch unserer altehrwürdigen Alberto-Ludoviciana eingetragen wurden, Desiderius Erasmus von Rotterdam.

Im benachbarten Basel, wo Erasmus seit 1521 weilte, kam gegen Ende der zwanziger Jahre der Protestantismus immer mehr zur Herrschaft; einer nach dem andern von denen, die dem Gelehrten nahe standen, riss sich von ihm los, nur wenige blieben ihm treu. 1527 starb dann auch noch der ihm allezeit ergebene Johann Froben, „der Fürst der Buchhändler", und zwei Jahre später hatte die neue Lehre in der Stadt endgültig gesiegt. Jetzt fühlte er sich vollends nicht mehr sicher, und wie schwer es dem zweiundsechzigjährigen und kränkelnden Mann auch fiel, nochmals den Wanderstab zu ergreifen, so entschloss er sich doch, einen andern Aufenthaltsort zu suchen, und entschied sich für Freiburg, das sich schon seiner Nähe wegen empfahl, da er seinen schwächlichen Körper einer längeren, angestrengten Reise nicht unterziehen zu dürfen glaubte[2].

Erasmus verließ Basel im April 1529, um dieselbe Zeit, in der aus denselben Gründen wie er auch das Baseler Domkapitel aus der Stadt wich, um ebenfalls in Freiburg eine Zuflucht zu suchen und zu finden (worüber das Senatsprotokoll vom 24. Mai d. J. näheres berichtet), wie denn überhaupt in dieser Zeit vielfach Freiburg von solchen aufgesucht wurde, die im protestantisch gewordenen Basel sich nicht mehr wol und sicher fühlten[3]. Die Reise, die einen Tag beanspruchte, erfolgte nach seiner eigenen Aussage in einem Brief an Willibald Pirkheimer zunächst bis nach Neuenburg den Rhein herab

---

[2] . . . commigravimus Friburgum, id est Brisgoiae oppidum, ditionis Ferdinandeae, distans Basilea iter diei. huc praeter alias causas invitavit vicinia, quo anxie metuebam, ne corpusculum hoc longius iter facere non posset. Brief an Andreas Critius, Bischof von Plozk, vom 23. Juli 1529.

[3] Erasmus selbst sagt darüber in einem Brief an den Senat von Besançon vom 26. Juli 1531: Huc enim se contulerunt et hodie conferunt, qui Basileam odio sectarum ecliquerint, a qu bus illi suspicantur instigari monarchas, ut rem eclesiasticam armis vindicent.

zu Schiff; dort (in Neuenburg) traf er dann einige Freunde, die zu Pferd von Basel aus dahin geritten waren, um zusammen mit diesen von hier aus sich nach Freiburg zu begeben[4].

In Freiburg war Erasmus unter dem Schutz des Königs Ferdinand, der ihn 1528 nach Wien eingeladen und jetzt der Stadt Freiburg warm empfohlen hatte[5]; hier fand er seinen alten Freund Zasius vor, hierher hatte sich einige Wochen vorher (Ende Februar) auch Glarean, ebenfalls von Basel kommend, gewendet, um den Lehrstuhl der Poetik zu übernehmen. Dass Erasmus von seiten der Stadt, die sich geschmeichelt fühlte, einen so großen Gelehrten in ihren Mauern aufnehmen zu dürfen, und bei der auch die erwähnte Empfehlung des Königs sicher ihren Eindruck nicht verfehlte, mit großer Freude und, soweit er solche nicht (durch Glarean) abgelehnt hatte, mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde, berichtet er selbst mehrfach und mit Genugtuung[6]. Ob auch die Universität bei seinem Empfang irgendwie vertreten war, erfahren wir nicht. Überhaupt berichten in den ersten Jahren seines Aufenthalts die Protokolle und Akten unserer Alma

---

[4] Conducta est navis, quae me cum aliquot veheret Neapolim, oppidum plus satis adamatum Rheno flumini. nam caeteri terra faciebant iter equis apud Neapolim occursuri . . . . Brief an Pirkheimer vom 15. Juli 1529.

[5] . . . habeo praeter alios satis opulentum amicum, inclitum Ungariae Bohemiaeque regem Ferdinandum; . . . honorificis literis evocavit me e Basilea . . . addidit diploma, per quod liceat per totam ditionem ipsius et per universam caesaream ire immunem. huius (sc. Friburgi) urbis magistratus me diligenter et amanter commendavit, qui suam iam pridem omnem detulerat humanitatem. designavit aedes plane regias, consalutationibus, xeniis, conviviis caeteroque officiorum genere prosecuturus, ni literis ad Glareanum missis significassem mihi fore gratius, si a solemnibus illis abstinerent. Brief aus Freiburg an Daniel Stiber vom 14. Mai 1529. Ähnlich schreibt er in einem undatierten Brief an Joh. Choler, Propst in Chur: Cum Basileae res iam viderentur intolerabiles, ne viderer iis, quae gerebantur, assentiri, demigravi Friburgum, sed ante diligenter commendatus per regem Ferdinandum venerabili huius urbis magistratus . . .

[6] Außer den in Anm. 5 genannten Stellen auch in einem undatierten Brief an Pirkheimer: Ut enim nonnihil fuerit periculi Basileae. certe Friburgi magistratus me summa cum humanitate excepit.

Mater nichts von ihm, wie er denn auch tatsächlich bis 1531 mit der Universität als solcher in keine näheren Beziehungen getreten zu sein scheint[7].

Nur mit einzelnen Gliedern des akademischen Lehrkörpers und ihm Nahestehenden kam er in der ersten Zeit in Berührung — zunächst als Hausbewohner. Erasmus nahm bei seiner Übersiedelung Wohnung in dem Haus zur weißen Lilie, jetzt Franziskanerstraße 3, das der kaiserliche Schatzmeister Jakob Villinger für Kaiser Maximilian hatte herrichten lassen. Es war dies eine der schönsten Wohnungen der Stadt — Erasmus nennt sie selbst (s. Anm. 5) königlich —, die man ihm eingeräumt hatte; sie besass nur einen Fehler: in demselben Haus wohnte zu ebener Erde ein anderer Gelehrter, der Münsterprediger Dr. Othmar Nachtigall (Luscinius), der kurz zuvor aus Augsburg infolge von ähnlichen Gründen wie Erasmus aus Basel gewichen war, und dem Erzherzog Ferdinand eine Theologieprofessur zu verschaffen suchte. Beide Männer, bisher Freunde und Gesinnungsgenossen, beide aber auch reizbaren und heftigen Temperaments, gerieten bald in Streit miteinander, namentlich weil Erasmus für sich das ganze Haus in Anspruch nehmen wollte, so dass Nachtigall schließlich auszog[8]. Da der nörgelnde Gelehrte aber auch nach dem Weg-

---

[7] Er rühmt sich zwar in einem Brief an den Rat von Besançon vom 26. Juli 1531: commendante me rege Ferdinando ad Friburgum vicinum me contuli, ubi iam duos annos et ultra vixi, gratus omnibus sed imprimis academiae.

[8] In dem schon oben (Anm. 5) erwähnten Brief an Propst Choler heißt es u. a.: (cives Friburgenses) mihi detulerunt usum harum aedium, quas exstruxit d. Jacobus Villingerus piae memoriae, parati etiam maioribus officiis honorare me, si passus fuerim. has aedes tum occuparunt Ottomarus Luscinius et Augustinus Marius quondam ecclesiastes Basileae. mihi cum his cessit aliqua pars. post octo fere menses migravit Marius deditque, ut ait Luscinius, florenos duos civilitatis gratia. Luscinius mansit diu. Letzteres (diu) ist nur relativ richtig. — In einem Brief an denselben Choler vom 5. Oktober 1532 schreibt Erasmus voll Entrüstung von Luscinius, der später in der Kartause wohnte: nuper apud cartusianos in convivio dixit Erasmum esse nebulonem et omnes, qui legunt ipsius libros, fieri nebulones. Dass solche Aussprüche einen so

gang Nachtigalls bald andere Veranlassung zur Unzufriedenheit zu haben glaubte — er meinte nämlich, die Stadt werde ihn ehrenhalber unentgeltlich wohnen lassen —, so kaufte er sich 1531 ein eigenes Haus (zum Kind Jesu genannt), das heute einen Teil von Schiffstraße 7 bildet[9].

Für keinen unter den Lehrern der Universität hatte Erasmus größere Hochachtung, an keinem hing er mehr als an dem ihm schon seit 1518 persönlich bekannten Ulrich Zasius. Nicht genug kann er in seinen Briefen hervorheben, wie sehr er den immer gleich lebhaften Geist des alternden Mannes bewundere[10], und er bedauert nur lebhaft, dass ihm der Umgang mit demselben so schwer werde, weil jener fast taub sei, er selbst (Erasmus) aber eine schwache Stimme habe[11].

Am nächsten stand unserem Gelehrten unter den andern Professoren der ihm schon von Basel her bekannte und, wie

---

eiteln Mann wie Erasmus furchtbar beleidigten, ist klar. — Im übrigen vgl. Schreiber, Gesch. d. Universität Freiburg II, 175.

[9] Von einer baldigen Übersiedlung in sein eigenes Haus spricht E. in einem Brief an Johannes Rinck vom 4. September 1531: et adhuc peregrinor in propriis aedibus . . ., sed ob virus calcis nondum ausim me illis credere. brevi tamen immigrem oportet.

[10] Habet (universitas) Zasium aetate senem, sed ingenio vividum, cui quem alium conferam in his regionibus non invenio. Brief an Carolus Sucquetus, 2. Juli 1529. — Nihil adhuc vidi in Germania, quod aeque sim admiratus atque huius viri ingenium, non est candidus in amicos, sed ipse candor; corpore consenescit, sed vix credas, quam adhuc totus vigeat animus, nihil decessit iudicio, nil memoriae . . . Brief an Pirkheimer, 15. Juli 1529. Inter professores iuris primae celebritatis est Zasius, homo iam extremae senectutis, sed ingenio vivido et in exhausta facundia. nihil adhuc in Germania vidi hoc uno vel sanctius vel candidius. Brief an den Kardinal Petrus Bembus, 25. März 1530. Zasius autem promerentem sic multis annis amavi, ut prorsus iuxta legem Pythagoricam omnia mihi cum illo duxerim communia. Brief an Joh. Pauntgartner, 8. Februar 1532. . . . Zasius, cuius auctoritatem in omnibus non aliter quam oraculum sequi soleo. Brief an Franciscus Rupilius, 8. September 1533.

[11] . . . verum, quominus saepe liceat illius optatissima consuetudine frui, illud in causa est, quod cum ille surdaster sit, ego sum parum vocalis. ut nihil est in rebus humanis, cui non aliquid admisceat incommodi Nemesis illa. Brief an Pirkheimer vom 15. Juli 1529.

schon erwähnt, zu gleicher Zeit nach Freiburg übergesiedelte[12] Henricus (Loriti gen.) Glareanus. Erasmus hebt an ihm rühmend hervor die Vielseitigkeit seines Wissens, dass er die Philosophie mit der Poetik, historische Kenntnisse mit mathematischen vereinige. Er erwähnt auch — worauf ich später noch zu sprechen komme —, dass Glarean nicht nur an der Universität segensreich als Ordinarius lehre, sondern auch immer eine Anzahl wissbegieriger Jünglinge in einer Art von Privatinstitut um sich vereinigt habe, so dass, wie der Mann selbst eine Zierde der Hochschule sei, sein Haus eine Werkstätte der schönen Künste genannt werden könne[13].

Wie spricht sich nun Erasmus ferner über die Universität Freiburg selbst aus?

In einem Brief, der wenige Monate nach seiner Übersiedlung (am 2. Juli 1529) geschrieben wurde, gibt er der Albertina das Prädikat „nicht unberühmt“ und preist dann als die blühendste der Fakultäten die juristische. Er begründet sodann diese Behauptung mit einem oben schon mitgeteilten Lob des Zasius, gibt aber zu, dass auch andere „nicht gewöhnlich Unterrichtete“ daselbst dozierten. Ferner hebt er rühmend hervor die Eintracht, die zwischen Klerus, Magistrat, Bevölkerung und Universität bestehe — eine Eintracht, die in Wirklichkeit gewöhnlich nicht allzulange dauerte[14].

---

[12] Henricus Glareanus, omnium bonarum disciplinarum perpetuus altor, huc nobiscum demigravit, cum Basileae novarentur omnia. is hic profitetur publico salario. Brief an Bapt. Egnatius, 31. März 1530.

[13] (Glareanus) est vir ut si quis alius integris et inculpatis moribus, doctrina varia, recondita et exacta, multum dissimilis quibusdam qui quum decem versiculos possunt scribere, pro consummatis viris haberi volunt. hic philosophiam cum poetica, historicam cognitionem cum mathematicis disciplinis coniunxit. profitetur hic publice, ordinario salario, nihilo setius privatim instituit aliquot adulescentulos, ut illius domus re vera sit optimarum artium officina, ipse non minimum huius academiae ornamentum. Brief an den Kardinalbischof Bernhard v. Trient, Pfingsten 1532.

[14] Est [hic] et academia non incelebris, in qua nulla facultas magis floret quam iuris. habet Zasium . . . . . (s. Anm. 10); sunt praeter hunc et alii non vulgariter eruditi. inter clerum, magistratum, populum et academiam summa concordia est.

In einem andern Brief vom 25. März 1530, an den bekannten Humanisten und späteren Kardinal Pietro Bembo gerichtet, sagt er, die Universität sei zwar gut eingerichtet, aber schlecht besucht, sie habe mehr ehrbare als zahlreiche Schüler[15]. Sodann hebt er unter den Professoren wieder als Leuchten hervor Zasius und Glarean und beklagt namentlich das Darniederliegen des theologischen Studiums, während das der Sprachen mittelmäßig sei[16].

Ungünstiger lauten die Urteile in den Briefen des Jahrs 1531. Am 10. Dezember d. J. (an Ägidius Buflidius) beklagt er den Mangel an Sinn für die humanistischen Bestrebungen, er habe schon öfters deswegen an die Professoren brieflich sich gewendet; und einige Tage später (14. Dezember, an Ägidius Buflidius) meint er sogar, alle Studien lägen darnieder außer der Rechtswissenschaft[17] — was freilich etwas zu viel behauptet ist in einer Zeit, wo, abgesehen von Glarean, Männer wie der Mathematiker Ulrich Rieger (Regius), der Theologe Jo. Brisgoicus u. a. lehrten.

Sehr schlecht zu sprechen war er namentlich auf die Mediziner, von deren Kunst er nicht allzuviel gehalten zu

---

[15] [Friburgum] habet tamen academiam bene institutam magis quam numerosam et honestis ornatam verius quam multis discipulis. — Tatsächlich hatte die Frequenz auch unserer Universität infolge der religiösen und sozialen Wirren in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts bedeutend abgenommen, so dass man einen Durchschnitt von 77 Studenten berechnet hat (Eulenburg, Frequenz, Tab. II S. 55).

[16] Friget hic magis quam vellem theologia, sed ut spero brevi efflorescet — worauf sich diese Hoffnung gründet (etwa auf Erasmus selbst?), ist nicht ersichtlich —; linguarum studium viget mediocriter. bonas disciplinas omnes sat feliciter excitat Henricus Glareanus.

[17] Hic neminem novi, quem ausim vobis commendare; adeo lues haec opinionum corrupit studia. vestigabo tamen diligentiam et perscribam. nisi diligentia professorum advigilet, metuo ne tandem frigeat hoc collegium. mirum est humani ingenii fastidium; obdormiscit, nisi subinde vel voluptate vel novitate excitetur. hac de re professores admonui per literas. — Omnia studia hic deficiunt excepta iurisprudentia. titulos tantum vidi constitutionum. hoc agunt, ne nihil egisse videantur χρηματολόγοι.

haben scheint. Einmal vergleicht er sie und die ihn behandelnden Chirurgen geradezu mit Henkern[18]. Es hängt diese Abneigung gegen die Ärzte jedenfalls zusammen mit seiner langjährigen Kränklichkeit und Gebrechlichkeit und der daraus hervorgehenden trüben und ärgerlichen Stimmung[19]. Bald litt er an Gicht und Podagra, bald hatte er Magenschwächen, bald plagte ihn ein anderes Leiden, und wenn er auch im Anfang seines Freiburger Aufenthalts mit dem Klima zufrieden war[20], so klagte er doch später bald über die rauhe Luft und die Unbeständigkeit der Witterung. Und wenn es dies nicht war, so zitterte er vor der Pestgefahr oder jammerte über das teure Leben in Freiburg[21].

Doch kehren wir zurück zu seinem Verhältnis zur Universität. In sozusagen offizielle Beziehung zu ihr trat er erst im Spätjahr 1531, am 4. September d. J. kommt sein Name zum erstenmal in den Senatsprotokollen vor. Durch Vermittlung des Theologen Johannes Brisgoicus[22] wandte sich damals die Universität an Erasmus, von dem sie wusste, dass

---

[18] Aestate proxima cum medicinis et chirurgis, hoc est carnificibus, mihi fuit res, ob durum ac dirum apostema [Abszess], a quo lente, sed feliciter revalui. Brief an Wilh. Monteiovius, 18. März 1531.

[19] Dem Augsburger Bischof Christoph v. Stadion klagte er am 24. Juni 1530: mihi tertium iam mensem cum morte lucta est, und an Jo. Cleberger schrieb er am 20. Oktober 1532: . . . miserum Erasmum, quem Basileae bis vidisti semianimem, adhuc spirare (non enim ausim dicere vivere) . . .; und im gleichem Jahr (4. August) an Karl Utenhofen: accrescit labor et decrescunt vires.

[20] In dem schon angeführten Brief an Pirkheimer führt er aus: caelum autem comperio tam amicum meo corpusculo, ut hic propemodum videar repubescere. at ante mihi persuaeum erat hic Jovem esse tristem et incommodum, semper nubilum ac nebulosum . . .

[21] Der Belegstellen für seine Klagen über schlechte Witterung sind unzählige. Was die (angeblich) teuren Lebensverhältnisse betrifft, so erwähne ich eine Stelle in einem Brief an Wilh. Monteiovius vom 28. März 1529: . . . hic tolerabili in statu sumus, excepta incredibili rerum caritate . . ., und in einem solchen an Anton Fugger vom 9. Juli 1529: nihil incommodum est, nisi quod nihil hic non magno emitur.

[22] Eigentlich Jo. Calciatoris aus Brokingen (Amt Kenzingen) im Breisgau; vgl. über ihn Schreiber, Gesch. d. Universität Freiburg I, 151—154.

er weitreichende Beziehungen in der Gelehrtenwelt hatte, mit der Bitte, ihr für einen frei gewordenen Lehrstuhl in der theologischen Fakultät eine geeignete Persönlichkeit zu bezeichnen, nachdem man vergebens in Heidelberg, Tübingen und Ingolstadt angefragt hatte. Erasmus versprach, nach Köln oder Löwen in der Angelegenheit zu schreiben, nur möge man ihm genauere Angaben machen über das Gehalt, das der zu Berufende zu beanspruchen habe. Die Universität dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, ob er aber wirklich sich verwendet hat, erfahren wir nicht; tatsächlich blieb die Stelle noch einige Monate vakant und wurde dann durch einen jungen Tübinger Gelehrten wieder besetzt[23].

Erst fast anderthalb Jahre später erfahren wir dann wieder etwas von Erasmus. Bekanntlich durften damals die Studenten nicht eine beliebige Wohnung in der Stadt sich suchen, sondern waren genötigt, die Bursen oder Kollegien zu beziehen. Nur ausnahmsweise wurde von der Universitätsbehörde von Fall zu Fall die Erlaubnis gegeben, außerhalb der Bursen zu wohnen — man nannte dies extraordinarie stare, die so Wohnenden extraordinarie stantes oder domuncularii —, dann aber gewöhnlich nur bei einem Magister, also einem Mitglied der Universität, der sie zu beaufsichtigen hatte und für sie verantwortlich war. So findet sich in den Akten unserer Hochschule, namentlich in den Protokollen der Artistenfakultät, eine Reihe von Gesuchen einzelner Magister, junge Scholaren in ihre Wohnung aufnehmen zu dürfen (ut extraordinarie secum starent et complerent sicut et scolares in bursis). Es wird ihnen dann gewöhnlich ob specialem favorem oder ex benignitate diese Erlaubnis erteilt, jedoch meist nur widerruflich (usque ad revocationem) oder auf bestimmte

---

[23] Senatsprotokoll vom 4. September 1531: Proposuit dr. Jo. [Brisgoicus] theologus se cum doctore Erasmo Roterodamo locutum de novo theologo aliquo significando, si quem sciret. qui responderit se Coloniam velle aut Lovaniam pro aliquo scribere, modo reddatur certior super salario et domo certa. — Domini de universitate agunt domino Erasmo et doctori Johanni gratias pro ordinarii sollicitatione, et placuit scribi Laurentio Haering.

Zeit (z. B. ad duos annos), oder auch unter verschiedenen andern Bedingungen. Namentlich wird verboten, Bursenbewohner anzulocken oder Zöglinge einander abzujagen und irgendwelchen Zwang beim „Keilen" auszuüben[24], was mitunter trotzdem vorkam, weil die Magister bei ihrer wenig beneidenswerten finanziellen Lage auf Verdienst durch Halten von Pensionären angewiesen waren. Am liebsten erteilte man solche Erlaubnis älteren Lehrern der Hochschule, offenbar weil man zu ihnen mehr Zutrauen hatte, dass sie die ihnen so Anvertrauten streng genug behandelten, und weil man ihnen wegen ihrer Verdienste um die Universität gewisse Rücksichten schuldig war[25].

In der genannten Weise hatte nun auch Erasmus, trotzdem er nicht Mitglied des Lehrkörpers war, junge Studenten bei sich wohnen. Dass er die Universität um Erlaubnis gefragt hätte, ist uns nirgends überliefert, er hat eine solche wol für selbstverständlich gehalten, da er ja allenthalben und wegen seiner (oben genannten) Bemühungen für die Universität sich dazu befähigt und berechtigt fühlte und annehmen zu dürfen glaubte, dass der Senat schon mit Rücksicht auf seinen berühmten Namen keinen Einspruch erheben werde. Er hat sich aber offenbar nicht viel um das Leben und Treiben seiner Zöglinge gekümmert, denn im Januar 1553 erfuhr die Universität zu ihrem nicht geringen Schrecken, dass zwei bei ihm wohnende Studenten selbst die allererste Bedingung eines akademischen Bürgers nicht erfüllt hatten, dass sie nämlich noch nicht einmal immatrikuliert seien[26]. Der Vorwurf der

---

[24] Ne alios aliis magistris in bursis vel extra bursas commissos abstraherent et redigerent ad se.

[25] Vgl. z. B. das Senatsprotokoll vom 31. Oktober (dominica ante Omnium Sanctorum) 1507: Dr. Jo. Calicatoris Brisgoicus petiit a facultate, quod scolares secum stare possent ordinarie secus cum aliis senioribus habentibus favorem facultatis et universitatis, et facultas inspecta eius maturitate admisit.

[26] (6. Januar 1533: Retulit dñs rector duos studentes apud d. Erasmum commorantes nondum inscriptos, item Glareani discipulos infames ac licentiosos incedere contra statuta vestiaria. — Conni-

Vernachlässigung dieser wichtigen Pflicht traf neben den betreffenden Studenten selbst in erster Linie den Erasmus, denn wenige Jahrzehnte zuvor (1498) hatte der Senat allen denjenigen, die Studenten bei sich wohnen hätten, vorgeschrieben, diese zu veranlassen, sich innerhalb eines Zeitraums von drei Tagen immatrikulieren zu lassen, und wenn sie dies nicht täten, nicht länger in ihrem Haus zu dulden[27]. Während aber, wie dieser allgemeine Erlass und auch Einzelfälle dartun, der Senat sonst streng in solchen Dingen vorging, so übte er diesmal auffallende Nachsicht und drückte ein Auge zu, weil die zwei betreffenden Studenten sich sonst ehrbar aufführten — in Wirklichkeit vielleicht noch mehr mit Rücksicht auf Erasmus selbst[28].

Schon über ein Jahr weilte Erasmus in unserer Stadt, als am 13. August 1533 der Rektor (Paulus Getzonis) zur großen Freude der Senatsmitglieder folgendes melden konnte: Vor einigen Tagen, am 5. d. M., habe Erasmus in einem Gespräch mit Jo. Brisgoicus diesem gegenüber den Wunsch ausgesprochen, in die Matrikel der Universität sich aufnehmen zu lassen, und zu diesem Zweck das Statutenbuch gewünscht, um Einsicht nehmen zu können von den Artikeln, die bei der Immatrikulation zu beschwören waren. Mit Erlaubnis des Rektors brachte Brisgoicus dem Gelehrten die Statuten, und Erasmus leistete den Eid wie jeder andere, der sich bei der Universität inskribieren ließ[29]. Dem

veatur cum d. Erasmi familiaribus, cum alias se honeste gerant. Prot. sen.

[27] Senatsbeschluss vom 30. Mai 1498: Conclusum est, quod omnibus habentibus scolares mandetur per rectorem, ut non intitulatum ultra triduum non teneant in bursa aut domo, sed eos compellant, ut faciant se intitulari, aut expellant de domo vel bursa.

[28] Vielleicht gehört hierher auch der Eintrag im Senatsprotokoll vom 15. Mai jenes Jahres (1533): Super studentibus nolentibus et recusantibus usque ad festum corporis Christi inscribi conclusum, quod universitas ad aliquod tempus intra corporis Christi prescriptum dissimulet, interea tamen per pedellum admoneantur.

[29] Auffallend bleibt, dass Erasmus, wie es scheint, den Inskriptionseid nicht in die Hände des Rektors beim Einschreiben selbst, sondern dem (vielleicht auch dazu beauftragten) Brisgoicus geleistet hat.

Rektor aber schickte er einen Zettel, auf dem er seinen Namen nebst Vornamen und Titeln so aufgeschrieben hatte, wie er in das Matrikelbuch eingetragen zu werden wünschte. Außerdem übermittelte er ihm eine Goldmünze, die offenbar als Inskriptionsgebühr gelten sollte[30].

An demselben 5. August 1533 finden wir denn auch den großen Gelehrten in das offizielle Matrikelbuch unserer Alma Mater ohne jede weitere Bemerkungen eingetragen als

Desiderius Erasmus Roterodamus theologiae professor,

wol nach dem von ihm selbst geschriebenen Wortlaut auf dem genannten Zettel — obwol nur ein Titel dasteht[31].

Zugleich bat Erasmus, dass jetzt, wo er der Universität (formell) angehöre, auch sein Haus (s. oben) in die Zahl der sogenannten privilegierten Häuser aufgenommen, d. h. von Steuer und Schatzung befreit werde, was natürlich ohne weiteres bewilligt wurde[32].

---

[30] Senatsprotokoll vom 13. August 1533: Proposuit d. rector, quod superioribus diebus, puta quinta Augusti, fuerit Erasmus Roterodamus cum doctore Johanne theologo loquens eidem, quod nomen suum vellet dare matricule universitatis, quod dr. Johannes valde in homine probaverit. miserit postea Erasmus pro libro statutorum, ut videre posset articulos iurandos. dñs ipse rector vices suas in hoc commiserit doctori Johanni, qui Erasmo librum statutorum exhibuerit, et dominus Erasmus iuravit iuranda sicuti alius universitati inscriptus, mittens domino rectori schedam cum coronato [nach Du Cange = nummus aureus ducum Burgundiae et comitum Flandriae], in qua scheda scriptum erat nomen cognomenque suum ac tituli, quibus volebat inscriptionem in album universitatis suam fieri. — Die vorgeschriebene Inskriptionsgebühr betrug nur 3 Schillinge, vornehme und reiche Studenten zahlten aber gewöhnlich mehr, während Graduierte und Arme von der Gebührenzahlung befreit waren. Außer jenen 3 solidi musste aber jeder zu Inskribierende noch dem Pedellen einen Blappert zahlen. Ob Erasmus dem Pedellen auch noch ein besonderes Geldstück verehrte, wissen wir nicht.

[31] Im Senatsprotokoll ist zu der Erwähnung dieses Eintrags die (grammatisch sehr anfechtbare) Bemerkung hinzugefügt: Gaudet universitas tanto nacto [!] alumno.

[32] . . . petiisse quoque eundem Erasmum [bei seiner Unterredung mit Brisgoicus], ut domus sua recipiatur in numerum domorum privilegiatarum. Und später: proinde conclusum est, quod domus Erasmi recipia-

Ferner wurde er, als Professor der Theologie, in den Rat der theologischen Fakultät aufgenommen; dabei wird ausdrücklich hinzugefügt, dass er auch den Eid wie jeder andere leistete[33]. Als Consiliarius theol. fac. hatte er das Recht, mitzuberaten bei allen Angelegenheiten, die das innere Leben der Fakultät betrafen, und man hoffte jedenfalls, dass er seine umfassenden Kenntnisse und seine reiche Erfahrung in den Dienst derselben stellen werde.

Jo. Brisgoicus, der, wie wir sahen, überall die treibende Persönlichkeit war, beantragte aber auch ferner, da es nur zum Vorteil der Hochschule und zu ihrer Ehre gereichen werde, dass Erasmus auch unter die Consiliarii der Universität, d. h. also in den Senat aufgenommen werde, dessen Mitglieder die Geschicke der Gesamtuniversität zu leiten hatten, die den Rektor erkoren und aus deren Zahl anderseits der letztere gewählt werden musste[34]. Sei doch Erasmus, so fügte der Antragsteller begründend hinzu, bei dem König (Ferdinand) selbst und seinen Räten sowie vielen hervorragenden Persönlichkeiten so bekannt, dass er der Universität gute Dienste werde leisten können[35]. Der Senat war zwar an und für sich

---

tur in numerum domorum privilegiatarum . . . Senatsprotokoll vom 13. August 1533.

[33] Idem dominus Erasmus, ut retulit doctor Johannes theologus, est receptus in consiliarium facultatis theologiae, iurans iuranda, ut alius universitatis consiliarius. Ebenda.

[34] Nicht zu verwechseln ist dieser (große) Rat (= Senat) der Universität mit dem engeren (kleinen), nur aus zwei Mitgliedern bestehenden Rat, der dem Rektor in der Ausübung seiner laufenden Geschäfte zur Seite stand. Dieser bestand immer aus dem Rektor des abgelaufenen Semesters — die Rektoren wechselten bekanntlich damals halbjährlich —, also dem Exrektor, und einem andern Mitglied des Senats. Gerade so hatte auch jeder Fakultätsdekan zwei Beamte, von denen der eine auch jeweils der Dekan des abgelaufenen Studienhalbjahrs war.

[35] Proposuit dr. Johannes theologus non indecens fore nec abs re universitatis suo quidem voto et consilio, si etiam universitas dominum Erasmum reciperet in consiliarium eius, quia regie maiestati atque regiis consiliariis sit notissimus multisque insignibus viris gratissimus, posse etiam olim eundem universitati prodesse apud regem scribendo vel etiam consulendo, si negotii arduitas illud deposcat. Ebenda.

mit dem Vorschlag einverstanden, meinte aber, Brisgoicus solle zuerst sich bei Erasmns erkundigen und zu erfahren suchen, ob er gewillt sei, das Amt anzunehmen[36].

Zwei Monate verstrichen. Da lud am 5. Oktober Brisgoicus den Erasmus zusammen mit dem Professor der Kirchengeschichte Georg Amelius (Achtsnicht) zu Tisch. Im Gespräch fragte er den Erasmus: „Wann wirst du endlich ganz der Unsrige sein?“ Erasmus, dem offenbar unterdessen die Absicht der Universität mitgeteilt worden war, erwiderte: „Sprichst du von der Zugehörigkeit zum Rat der Universität?“ Brisgoicus bejahte dies und ließ — offenbar im Einverständnis mit Erasmus — gleich am folgenden Tag vom Rektor an Erasmus die Statuten schicken, worauf dieser den gewohnten Eid der Consiliarii leistete; er versprach auch, zur Ehre und zum Vorteil der Universität alles zu tun, nur möge man ihm keine verpflichtende Last auferlegen. Mit Freuden vernahm der Senat diese Kunde und bestätigte alles, was Brisgoicus mit Erasmus verhandelt hatte[37].

Aus dem Gesagten geht hervor, dass die Inskription des Erasmus in die Universitätsmatrikel eine Ehreninskription

---

[36] Conclusum . . . quod ipse dominus Erasmus recipiatur in consilium universitatis honorarium et fiduciarium, ut olim universitas sua opera uti possit maiori cum confidentia. commis sum tamen domino d. Joanni, priusquam dominum d. Erasmum accedat ad recipiendum ipsum in consiliarium, quod prius expiscatur mentem suam, demum cum eo iuxta conclusum procedatur. Ebenda.

[37] Senatsprotokoll vom 11. Oktober 1533: Retulit dr. Iohannes theoogus, quod nuper unicus quinta die Octobris cum domino Erasmo Roterodamo una cum domino Amelio cenaverit dixeritque ad Erasmum inter caetera: quando tàndem totus noster eris? qui ei responderit: quid? dicis de consilio universitatis? responderit theologo: ita. ita statim in crastiuum, qui erat 6te Octobris, miserit ad rectorem pro statutis doctor Johannes obtuleritque ille Erasmo, qui iuravit solitum consiliariorum universitatis iuramentum offerendo ad universitatis honorem et utilitatem, modo nulla sibi imponatur sarcina, qu[a]erendo, num quod dare teneatur; cui doctor Johannes responderit: nil, sed fortassit statim universitas sua indigeat opera. obtulit se fidelem fore universitatis clientelam apud regiam maiestatem et alias apud quoscunque. factum hoc totum universitas approbat et cum singulari gaudio acceptat.

war — so wie man ähnlich schon früher und damals adelige Studenten zu Ehrenrektoren ernannte — und natürlich auch den weiteren Zweck verfolgte, an den zahlreichen Privilegien und Freiheiten der Hochschule teilzunehmen. Das war ja nichts Neues: zahlreiche, schon in Amt und Würden stehende ältere Leute, Pfarrer, Kanoniker, Ärzte u. a., ließen sich zu diesem Zweck an einer Universität immatrikulieren, ohne je die Absicht des Lehrens oder Lernens zu haben[38]. Und dass Erasmus gleich von einer dieser Freiheiten, von der Steuerfreiheit, in Bezug auf sein Haus Gebrauch machte, haben wir ja oben gesehen. So war es also auch bei ihm weniger die Lehranstalt, die ihn anzog, als vielmehr die privilegierte Korporation. — Ähnlich mag er sich auch die Aufnahme in das Konsilium der theologischen Fakultät wie in den Senat gedacht haben. Verpflichtet hat er sich eigentlich zu nichts, weder hat er je Vorlesungen in Freiburg gehalten, noch auch, soviel wir wissen, an den Sitzungen der theologischen Fakultät oder des Senats teilgenommen. Da man sich auf des Erasmus Zugehörigkeit zur Universität, wie wir sahen, sehr viel einbildete, so wäre dies sicher irgendwie und irgendwo vermerkt worden. Aber nirgends finden wir die geringste Notiz. Und bei der fortwährenden Kränklichkeit und Vielbeschäftigtheit[39] des Gelehrten lag es auch nahe, dass er sich keine Zeit mehr für solche Sitzungen nahm oder nehmen konnte.

Um so mehr hoffte die Universität, wenn er sich als einer der Ihrigen fühlte, von seinem bewährten Rat, seinen ausgezeichneten Verbindungen mit dem König und hochgestellten Persönlichkeiten, überhaupt seinem mächtigen Einfluss zu gewinnen. Er hat es ihr ja auch versprochen; ob er dieses Versprechen aber auch gehalten hat, auch darüber erfahren

---

[38] Vgl. Paulsen a. a. O. S. 292. Eulenburg, Frequenz S. 19—22.

[39] Man vergleiche z. B. folgen[illegible] aus einem Brief vom 24. Dez. 1533 (Petro et Christophoro Mess[illegible] praes[illegible] cum undique tot ad me literarum inundent fa[illegible] propemodum quotidie, ut interdum vix suppetat ot[illegible] ut vacet respondere singulis.

wir nichts, obgleich er noch bis zum Frühjahr 1536 in der Stadt weilte und es genug Gelegenheiten dazu gegeben hätte.

Sieben Jahre hat Erasmus in Freiburg geweilt, verschiedene Ehrenstellen an der Universität hat er eingenommen, einen merklichen Gewinn, so wie sie es gehofft, hat die Hochschule von ihm aber nicht gehabt. Die Würden nahm er an und besass er, die Bürden aber hatte er von vornherein abgelehnt.

Hausinschriften im oberen Sundgau.

Von **Theobald Walter.**

Das obere Elsass ist bekanntlich im Vergleich mit seinem Schwestergebiete, dem Unter-Elsass[1], recht arm an sogenannten Hausinschriften und Bausprüchen. Spärliche Reste aus alten Tagen treffen wir noch in den reichen Rebenstädtchen längs der Vogesenhänge und im hinteren Münstertal. Sie sind größtenteils zusammengetragen in Mündels Sammlung[2] und in dem umfangreichen aber nicht immer zuverlässigen Werke von Kraus[3]. Wenig bekannt dürfte es jedoch sein, dass auch im oberen Illtal, das ehemals dem habsburgisch-österreichischen Sundgau angehörte, heute noch manch schlichtes Sprüchlein des Hauses Giebel schmückt. Merkwürdigerweise beschränkt sich indes die altehrwürdige Sitte fast nur auf das schmale Gebiet zwischen Hirsingen und Oltingen. Die Gebäulichkeiten sind dort durchweg aus Fachwerk aufgeführt, und da ist es meistens der sogenannte „Bundtram", d. h. der Bindebalken über dem Erdgeschoss oder über dem ersten Stockwerk, der die Inschrift trägt.

So lesen wir in Bettendorf, dem ersten Illdörfchen oberhalb Hirsingen:

Gott beware dises Haus
all die gen ein und aus

Dieses Haus hat gebauen Morand Kempf und Katharina Ertzer
im Jahr 1847.

Derselbe Spruch, mit andern Personen natürlich, kehrt im nahen Henflingen aus den Jahren 1829, 1834 und 1864 wieder.

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung von Dr. Kassel im Jahrbuch XXI des V. C.

[2] Mündel, Haussprüche und Inschriften im Elsass. Straßburg 1883.

[3] Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen, II.

Sonst findet sich viel die einfache Form: Dies Haus hat gebauen N. N. . . . ohne weitere Zusätze. Ein Bauernhaus in Bettendorf trug ausnahmsweise längere Sprüche in verzierter Umrahmung innerhalb der unteren Fensterfachwerke der Giebelseite; sie sind leider, da sie auf Kalktünche aufgetragen waren, bis zur Unleserlichkeit abgeblichen. Doch lässt sich am Querbalken noch lesen:

Dis Haus ist aufgebaut worden durch Simon
(Munck und Anna) Maria Lindin im Jahre Christi
Anno MDCCLXXXVII.

In Grenzingen hat ein Teil eines Psalmverses Verwendung gefunden:

Sit nomen domini benedictum ex hoc nunc et usque
in saeculum. Amen. Dieses Haus ist erbauen durch
H. F. und M. M. R. anno MDCCCVI.

Seltsamerweise weist ein Gebäude im entlegenen Rantsweiler, einem Dorfe des Kantons Landser, ganz vereinzelt denselben Spruch aus dem Jahre 1811 auf.

Eine etwas seltsam klingende Aufschrift wählte sich ein Bürger in Waldighofen für sein 1806 errichtetes Heim:

(Johannes Gisinger als ein ehemaliger Witling).
Mit der Zeit nimt alles ein Ent,
Dieses Haus stet in Gottes Hent.
(Anno domini nach der Geburt Jesu Christi 1806).

Den Mittelsatz sehen wir an einem Hause des oberen Dorfs aus dem Jahre 1825 wieder. Die Nachbarn Gisingers, Johann Schmitt und Maria Eva Stolz, dagegen klagen:

O Weld, o Weld, wie sauer ist dein geltt
wehr wenig suecht auf dieser welth,
belohnet . . . .

Schluss und Datum der Aufschrift sind leider durch einen späteren Anbau verdeckt worden. Doch wird der letzte Teil wol gelautet haben: belohnet Gott im Himmelszelt, oder wie in einem ähnlichen Falle in Rufach: belohnet Gott in der Ewigkeit.

Unweit Waldighofen öffnet sich das fruchtreiche Müspachtal, in dessen Kesselgebilde sich die Dörfer Steinsulz, Ober-, Mittel- und Niedermüspach bergen.

Im ersteren ist nur eine einzige Schrift aufzufinden; sie schmückt die Giebelwand des derzeitigen Bürgermeisters und lautet:

Dies . Haus . hat . gebaud . Peter . Brant .
und . Theresia . Bloch . im . Jahr . Christi . 1832 . beide
Ehleit . von . Steinsulz .
Gott . woll . geben .
nach . dem . Zeitlichen . das . ewige . Leben .

Für die drei Müspach ist die oft wiederkehrende Inschrift des mittleren typisch:

Dies Haus stet in Gottes Gewalt
Bewar es vor Feuer unt Brant.
H. H. Ans. G. Anno 1726.

Einsam liegt unfern aber schon im oberen Hunsbachertal das Dörfchen Knöringen, in alten Tagen dem Deutschen Orden zuständig. Dass auch dort einst der Hausspruch beliebt war, zeigt uns zunächst ein Inschriftrest am Eingange des Dorfs:

Hier hat aufgebaut Lorenz Munch
und Sophia Wagner und ist gemacht
worden . . . . ,

vor allem aber ein stolzer Fachwerkbau in des Dorfes Mitte, an dem nicht nur der Giebelbalken, sondern auch der Bindebalken in der Hausfront vollständig beschrieben ist. Am Giebel lesen wir die belehrenden Worte:

Gewis ist der Dod. Ungewis der Dag
Die Stund auch Niemand wissen mag.
Dorum thue Guts Gedenck darbey,
Das jede Stund die letste sey MDCCCIII,

an der Vorderseite dagegen:

Hier stand ich Gottes Gewalt für
Stepanes Stürchler und Elisabetha Wagner

aufgebaud in dem Jahr Christi anno 1803
bin ich erdachd und durch Meister
Mardin Bögly neu gemacht Dorum
will Gott Behüden mich und
all die mich Bewohnen in Gottes Zahl.

Verwitterten Resten in Hausgauen und Tagsdorf nach zu schließen, scheint die Sitte früher das ganze Hunsbachertal bis nach Altkirch hinunter verbreitet gewesen zu sein. Doch kehren wir wieder in das Illtal zurück!

Werenzhausen hat an rebenumsponnener Giebelseite eines schlichten Bauernhauses:

Nam . JHS . Chlaus . Mislin . Anna Rodhnerin .
Das . Haus . stedh . in . Godes . Gewald.

In Mörnach berichtet eine fast erloschene Inschrift umständlicher:

Dis Haus stet in Gotts Gewalth
Wollte Gott das bewahren vor Wasser
und Brant wie auch unser Lant.

Das reiche Oltingen am Knie der Ill rückt schon dem Gebirge näher; ihm ist daher auch ein sonderbares Gemisch von Stein- und Fachwerkbau eigen. Besonders fällt ein mächtiges burgähnliches Wohnhaus am rauschenden Mühlbach auf. Weite, zum Teil geblendete Fenster schmücken den hohen Giebel; vom Portal aber schauen bausbäckige Rokokoengelein hernieder, während die Gedenkschrift ziemlich umständlich berichtet:

Gott woll dies Haus wohl bewahren
Auch welche drin vnd draussen wahren
Christen Doll erbauwet mich fein
Sein Hauß Frauw Elisabeth Ethelein
Von Anfang bis zum End gemacht
Vor dem Feüwr behůtt vns tag vnd nacht
1624.

Eine der jüngsten und eigenartigsten Inschriften bietet Hellfrantskirch, das aber schon den Abhängen nach der Rheinebene hin angehört:

Diese Bauhung ist mein:
Nemesius Großkopf
und es ist nicht mein
es kommt ein anderer darein
und es ist nicht sein. —
Aufgebaut den 16. April 1875.

Auch die öffentlichen Gebäude in den Niederlassungen des Sundgaus, die Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser, sind arm an Sinnsprüchen und Gedenkschriften. Vielfach fehlt sogar jede Angabe der Bauzeit.

Außer den von Kraus angeführten geschichtlichen Steinschriften von Pfirt, Luppach, Aspach und Giltweiler[4] hat Schreiber dieses nur folgende wenige auf seinen Streifzügen durch das Land aufgefunden.

DeCIMatores eXpen-
sIs sVIs sVb Hen: Brobe-
qVe hVIVs pagI VICarIo
strVXere.

Das eingestreute Chronogramm ergibt für das Pfarrhaus in Ballersdorf, an dem die Schrift in vergoldeten Buchstaben prangt, das Jahr 1762[5]. Ein ähnliches Chronogramm enthält das jetzt überbaute Portal der Dorfkirche von Eglingen aus dem Jahre 1778:

DoMIne Vt sCVto bonae VoLVn-
tatIs tVae CoronastI nos.[6]

Demselben Gebiete des mittleren Largtals gehören dann noch als Kircheninschriften an:

---

[4] Kraus a. o. O., 25, 123, 426 und 515.
[5] MDCCXXVVVVVVVVIIIIIII = 1762.
[6] MDCCLVVVVVIII = 1778.

(Hagenbach) Mit Freuden wollen wir
in das Haus des Herrn gehen.
Psalm CXXI V. 1 zu dessen ehren erbaut 1779
. . . .
Joan. Bapt. Schnebelin
parochus.

(Buetweiler) Domine . dilexi . decorem . domus
tuae et locum habitationis gloriae
tuae. Psal. 25. aedificatae 1736
et turris 1759 adiudicatore
Joan. Mauritio Gressare p. t.
parocho loci Buetwillae.

(Obertraubach) Ademmus cum fiducia ad thronum
gratiae. ep. ad Hebr. 4. 16 Anno MDCCLXXXV
Wir sollen hinzugehen mit Vertrauen
zu tem Thron ter Gnaten 1785.

Von lakonischer Kürze ist die Aufschrift des Portals der Kirche von Rädersdorf, die in dem einen Worte „Deo" besteht. Das hübsche Renaissancestück soll von der zerstörten Klosterkirche der ehemals so berühmten Zisterzienserabtei Lützel stammen.

Mittelmüspach hat sich für seine 1843 errichtete Kirche den Spruch gewählt:

Hàltet meine Sabathe und zittert
vor meinem Heiligtum. Lev.,

Walheim dagegen: Elegi istum locum mihi
in domum sacrificii,

und Brunstatt: In domum Domini
laetentes ibimus
Haec est
Domus Domini 1786.

Das Bergkirchlein in Biedertal aber hält jedem frommen Waller die mahnenden Worte entgegen:

O Christ, thue doch daß zu
dem du da hinein gehst.

Die Sonnenuhr der Kirche zu Obersteinbrunn trägt im Spruchband:

Sors haec tota viri solis ut
umbra cadet 1866.

und der sogenannte Eckstein der Kirche zu Schlierbach ist durch die Mitteilung gekennzeichnet:

Hic lapis benedictus a D° Juif
parocho Feretensi positus fuit sub
D° parocho Griffen
1823.

Dem ehemaligen Zisterziensermönch Juif, der 1836 als Pfarrer in Pfirt starb, ist seither in dem entlegenen Juradörfchen Oberlarg, seinem Geburtsorte, wegen seines Eifers für die katholische Sache in den Tagen der französischen Revolution ein einfaches Denkmal errichtet worden. —

Auch zwei alte Sitze des oberelsässischen Landadels, die uns in jener Gegend mit Inschriften noch erhalten sind, sollen zum Schlusse Erwähnung finden; es sind dies das Wasserschloss der Truchsesse von Wolhusen in Niedersteinbrunn und die Hügelburg der Edlen von Flachslanden in Dürmenach. Über dem Portal des ersteren, zu dem eine weite, heute vernachlässigte Freitreppe emporführt, prangt unter den Wappengebilden der Truchsesse und der Andlau die Gedächtnisschrift:

Frantz Ludwig Truchses von
Wolhausen selig des Stammes der
Letsere ich seine Hinderlosene
Wittib Maria Francisca von
Andlaw Erbauwen Mich
Anno 1695.

Franz Ludwig war als der letzte seines Geschlechts am 14. Februar 1694 in Niedersteinbrunn verstorben. Seine Witwe verheiratete sich am 6. April 1699 mit Johann Konrad von Roggenbach und siedelte nach Birseck über.

Das Schloss in Dürmenach wurde am Gründonnerstag 1694 ein Raub der Flammen[7]. Die Eigentümer führten noch in dem-

[7] 8. April 1694: Aules praenobil. D. Christophori a Flaxland in Dirmenach foedo conflagrant incendio in ipsa feria coena Domini. Ingold, Diarium de Murbach, I 27.

selben Jahre den heutigen Bau auf, der zur Erinnerung an den unglückseligen Vorfall nachfolgende Aufschrift erhielt:

Christoph Hanibal von
Flaxland und Maria Anastas
von Flasland gebohrne
von Reinach.
Unis in cineres annis
me flammo sed unis me
dedit in patrios unus una
lares. Amen.
1694.

Anzeigen und Nachrichten.

E. Baumgartner, Geschichte und Recht des Archidiakonates der oberrheinischen Bistümer mit Einschluss von Mainz und Würzburg (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von W. Stutz. 39. Heft). Stuttgart, Ferd. Enke, 1907. XVI, 224 S. 8°. 8.20 *M*.

Eine bisher ebenso dunkle wie schwierige Frage des mittelalterlichen Kirchenrechts mit erschöpfender Gründlichkeit und Klarheit gelöst zu haben, ist das Verdienst des vorliegenden Buchs von Eugen Baumgartner, der neben seiner anstrengenden Berufstätigkeit als Gymnasiallehrer die Zeit und den Mut gefunden und, in gewissem Sinne darf man es sagen, die Selbstverleugnung besessen hat, einen vom Brennpunkt der auch bei der Wissenschaft nachgerade beliebten Zeit- und Tagesfragen weit entlegenen Gegenstand zu untersuchen und nach allen Seiten abschließend zu behandeln.

Es ist das Institut des Archidiakonats, jenes nachweisbar bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts zurückreichenden kirchlichen Amts, dessen sich der Bischof bei der Verwaltung seiner Diözese vorzugsweise bediente. Damals hatte der Archidiakon den Unterricht und die Erziehung der jüngeren Kleriker, die Aufsicht über die Diakone und alle niederen Kirchendiener, die Verpflegung der Armen und die sonstige Unterstützung des Bischofs in allen Zweigen der Administration und Jurisdiktion. An Würde dem Priester nachstehend, übertraf er diesen weit an Macht und Einfluss, besonders seit dem 6. Jahrhundert, wo er sogar Strafgewalt über die Priester und den Rang vor allen Priestern, selbst vor dem Archipresbyter erhielt, der den Bischof nur bei gottesdienstlichen Handlungen zu unterstützen hatte. In den sieben ersten Jahrhunderten hatte jede Diözese nur einen Archidiakon, im Jahre 774 aber teilte Bischof Hetto von Straßburg sein Bistum in sieben Archidiakonate, und die meisten andern Bischöfe ahmten diese Einrichtung nach.

Dies ist die Zeit, mit welcher Baumgartner seine Untersuchung beginnt, deren Hauptgewicht ins 11. und 12. Jahrhundert fällt als dem Höhepunkt der Macht der Archidiakone, den es, selbst ein Lehenamt, durch die in jener Zeit erfolgte Ausbildung des Feudalwesens erreichte. Anfangs bloß Stellvertreter des Bischofs erhielten die Archidiakone nach und nach selbständige Gerichtsgewalt, auf Grund deren sie die Pfarrer und Dekane visitierten und straften, ihnen allerlei Abgaben auferlegten, exkommunizierten und suspendierten und selbst Synoden abhielten.

Baumgartner verfolgt zunächst die Entwicklung des Archidiakonats in den Diözesen Konstanz, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Würzburg und erörtert dann eingehend, scharfsinnig und klar die rechtliche Stellung der Archidiakonen in den einzelnen Diözesen. Als typisch stellt sich dabei fürs ganze spätere Mittelalter geltend heraus, dass nur Domherren das Amt eines Archidiakons bekleiden können, dass dasselbe nur einzeln verliehen werden kann und dass der Archidiakon die Gerichtsbarkeit über den Klerus seines Sprengels besitzt mit umfangreichen Einnahmen. Gegen diese Macht und Einkünfte machte sich schon im 14. Jahrhundert der Widerstand der dadurch in ihrem Ansehen und Einkommen schwer geschädigten Bischöfe geltend, zuerst durch die Einsetzung eigener bischöflicher Offiziale zur Ausübung der geistlichen Jurisdiktion und dann der Generalvikare mit der Berufung nicht an den Bischof, sondern nur an den Erzbischof. Der Kampf zwischen den beiden Gewalten vollzog sich in den einzelnen Diözesen verschieden rasch und heftig, im allgemeinen aber doch so, dass schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Begriff des Archidiakonats beinahe zur rein geographischen Bezeichnung eines kirchlichen Verwaltungsbezirks herabgesunken war. Das Konzil von Trient besiegelte dann das Ende des Archidiakonatsamts, und heute erinnert nur noch der auf die ursprüngliche Funktion zurückgehende Titel der 14 Diakone des Kardinalkollegiums zu Rom an das ehemals so glänzende Kirchenamt. Wer sich über irgend eine Seite desselben, vornehmlich wie es sich in den oberrheinischen Bistümern im ganzen Verlauf seiner Entwicklung damit verhalten hat, unterrichten will, der wird Baumgartners gediegene Darstellung mit dem größten Nutzen zu Rate ziehen.

Freiburg i. Br. P. Albert.

E. Waldner, Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv zu Kolmar. Im Auftrage der Stadtverwaltung herausgegeben von dem Stadtarchivar. Erstes Heft. Mit 1 Bilde. Kolmar 1907. 177 S. 4 *M.*

Nach dem Vorgang anderer Städte hat sich neuestens auch das benachbarte Kolmar zu zwangloser Veröffentlichung seiner archivalischen Schätze entschlossen, soweit sie von allgemeinerem Interesse sind, und bietet hier durch die Hand seines bereits durch eine Reihe ähnlicher Abhandlungen vorteilhaft bekannten Archivars Dr. Eugen Waldner ein inhaltsreiches erstes Bändchen, das wir mit Dank und Anerkennung begrüßen und dem wir zahlreiche und rasch sich folgende Fortsetzungen wünschen. Dieser Wunsch ist in dem Inhalt des vorliegenden Heftes bedingt, das neben der Geschichte des Archivs der Stadt Kolmar (S. 1—12) Verordnungen des Rats der Stadt Kolmar 1362—1432 (S. 13—84) und die Angelegenheit der Reichsstädte des Elsass am Reichstag und vor dem Schiedsgericht zu Regensburg 1663—1673 (S. 85—177) in einer umfangreichen Sammlung von Berichten, welche die Abgeordneten des elsässischen Städtebunds am Tag zu Regensburg über ihre Tätigkeit in den genannten Jahren an den Kolmarer Stadtrat sandten, zur Kenntnis weiterer Kreise bringt. Ist dieser zwischen Frankreich und den zehn Reichsstädten des Elsass wegen der Landvogteirechte länger als zehn Jahre lang geführte Streit, der hier in einer reichhaltigen Korrespondenz persönlich beteiligter Abgeordneter neue bedeutsame Beleuchtung erfährt, mehr auch für die allgemeine Geschichte Deutschlands und seiner Beziehungen zu Frankreich lehr- und belangreich, so geben die vorausgehenden aus dem ältesten Stadtbuche Kolmars gezogenen und vom Herausgeber fürsorglich mit einem Namen- und Sachregister versehenen Ratserlasse näheren Aufschluss über die verschiedensten Seiten des Stadt Kolmarer Lebens und Treibens, Handels und Wandels in einen Zeitraum von 70 Jahren, wie solches der Rat der Stadt von Zeit zu Zeit zu ordnen, zu ändern und neu zu regeln für gut fand: ein wechselvolles Bild kultur-, rechts- und verfassungsgeschichtlicher Natur. Eröffnet und eingeleitet werden diese Mitteilungen billigerweise mit der Geschichte des Stadtarchivs, das, seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts bestehend, zum erstenmal 1495 durch den damaligen Stadtschreiber Konrad Wickram, einen Oheim des berühmten Schwankdichters Jörg Wickram, mit einem Repertorium be-

reichert und seit Anfang des 17. Jahrhunderts von einem Registrator sachgemäß bedient wurde. Einen eigenen fachmännischen Verwalter erhielt es gegen Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Louis Hugot, dem 1864 Xavier Moßmann, der erstmals den für die Geschichtsforschung wesentlichen Inhalt des Kolmarer Archivs durch ein möglichst genaues Verzeichnis nutzbar zu machen begann, und diesem 1893 Eugen Waldner folgte, unter dessen erfahrener Leitung es nach einer Unterbrechung von sieben Jahren gegenwärtig wieder steht. Von seiner sachkundigen Hand erhoffen wir noch viele Gaben aus dem Bestand des Kolmarer Archivs, einem der reicheren Stadtarchive Deutschlands, im Sinne und Rahmen der vorliegenden, die den Dank der Archivare und Geschichtsforscher gleichmäßig verdient.

Freiburg i. Br. P. Albert.

O. K. Roller, Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert in ihren wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen, dargestellt aus ihren Stammtafeln. Im Auftrage des Großherzoglich badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts bearbeitet und herausgegeben. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei, 1907. XXII und 422 S. Text, 272 S. Tabellen. 8°. 9 *M.*

Der Verfasser, seit einigen Jahren Hilfsarbeiter des badischen Generallandesarchivs für genealogische Forschung, hat sein inhaltsreiches Buch im Auftrag des badischen Unterrichtsministeriums herausgegeben. Diese ministerielle Fürsorge für Wirtschaftsgeschichte und historische Statistik ist freudig zu begrüßen, denn die Wirtschaftsgeschichte hat bisher in Baden, abgesehen von Gotheins und Schultes vortrefflichen Werken, noch lange nicht die ihr gebührende Würdigung gefunden, und gar auf dem Gebiet der historischen Statistik ist in amtlichem Auftrag bisher überhaupt nichts geschehen; wenigstens hat man von den Arbeiten Büchers und Eulenburgs, die im Auftrag der badischen historischen Kommission die statistischen Verhältnisse Badens historisch untersuchen sollten, nie etwas gehört. Rollers dankenswertes Buch bildet daher hoffentlich den Anfang einer Reihe ähnlicher Veröffentlichungen, die sich allerdings nicht immer in dem fast etwas zu weiten Rahmen und Tabellenumfang der Untersuchung Rollers werden halten können. Vielmehr

dürften, da die historische Statistik infolge der Beschaffenheit der ihr zur Verfügung stehenden Quellen meist nur annähernd richtige Resultate liefern kann, Untersuchungen über die wichtigsten hier in Betracht kommenden Fragen, wie Einwohnerzahl, Ehe, Geburt, Todesfälle, berufliche Gliederung und ähnliches genügen; wichtig aber wäre es, diese Untersuchungen nach einheitlichem Arbeitsplan und Schema über ein weites Gebiet auszudehnen, um einst die Resultate gegenseitig vergleichen zu können. Heute ist die Sachlage leider noch so, dass die bekannten Bevölkerungszahlen der alten Städte nach ganz verschiedenen Methoden von recht verschiedenem Wert ermittelt sind und der Vergleich deshalb notwendig getrübt wird. Der Wert einer solchen Ausdehnung des Arbeitsplans braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden; es ist selbstverständlich, dass eine genaue Kenntnis der früheren Bevölkerungsgrößen und ihrer Bewegung die Grundlage der Schilderung der wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Verhältnisse bilden muss.

Die statistische Methode, die der Verfasser seiner Arbeit zu Grunde legte, ist die bisher in ähnlichem Umfang noch nicht angewandte genealogische. Sie besteht, kurz karakterisiert, in der Aufstellung von Familienstammbäumen auf Grund des Materials der Tauf-, Ehe- und Begräbnisbücher und der gewissermaßen querhorizontalen Auszählung der gleichzeitigen Namen. Diese Art der Ermittlung unterscheidet sich also wesentlich von der sonst üblichen Methode der Ermittlung früherer Einwohnerzahlen durch Vervielfachung der Angaben von Steuerregistern, Bürger- und Kommunikantenlisten mit einer Reduktionsziffer (Stärke des Haushalts usw.). Da auch die zeitraubende genealogische Methode nur Annäherungsresultate zu liefern vermag — allerdings genauere als die eben karakterisierten Methoden, die ja ohnedies nur bei Ermittlung der absoluten Bevölkerungsgröße in Betracht kommen — und von vornherein das Vorhandensein lückenlosen Quellenmaterials für eine längere Periode voraussetzt, also für die ältere Zeit ohnedies nicht in Betracht kommt, wäre es lehrreich gewesen, wenn der Verfasser den Grad der Genauigkeit der mit der genealogischen Methode gewonnenen Resultate mit den Ergebnissen anderer Methoden verglichen hätte. Interessant ist jedenfalls, dass die drei aus dem 18. Jahrhundert überlieferten Zählungen der Ein-

wohnerschaft Durlachs (S. 186), die wie alle alten Zählungen nicht die Ermittlung der an einem bestimmten Tage ortsanwesenden Menschenzahl zum Zwecke hatte, sondern irgendwelchen Verwaltungszwecken dienten und von ihnen beeinflusst waren, weit unter den von Roller nachgewiesenen Zahlen bleiben, obwol auch diese noch aus triftigen Gründen nur als annähernde Mindestzahlen bezeichnet werden dürfen. Ein solches Untertreiben ist in früherer Zeit nicht üblich, und heute besteht unter den Forschern eher die Gefahr der Unter- als der Überschätzung früherer Bevölkerungszahlen. Im einzelnen kann aus dem überreichen Inhalt des Buchs nur weniges hier besonders hervorgehoben werden.

Durlach war während des ganzen 18. Jahrhunderts eine kleine Stadt, die von der andringenden Fabrikindustrie noch wenig verspürte, ja sogar eine rückläufige Entwicklung von der Handwerker- zur Ackerbaustadt durchmachte. Den Dreißigjährigen Krieg hatte der Ort leidlich überstanden, wurde aber bei der Mordbrennerei von 1689 fast vollständig zerstört. Nur langsam fand sich nach diesem Jahr die Bevölkerung wieder ein, machte aber seit 1705 rasche stetige Fortschritte von 2276 Einwohnern auf 3391 im Jahre 1715. Von da ab beginnt infolge der Gründung Karlsruhes, 1715, und der Verlegung der Residenz dahin nach anfänglicher Steigerung der Einwohnerzahl auf 3492, die auf den anfänglichen Mangel an Wohngelegenheit in der neuen Stadt zurückzuführen ist, ein unaufhaltsamer und schon 1717 einsetzender Rückgang, der fast bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts anhielt und durch epidemische Krankheiten in den vierziger Jahren noch verstärkt wurde. Erst seit etwa 1750 wuchs die Stadt, die nur noch etwa 2700—2800 Einwohner zählte, in langsamer Steigerung von jährlich durchschnittlich nur 20 Seelen auf 3959 Einwohner im Jahre 1800 an. Ihre bauliche Entwicklung hielt nicht mit dieser Aufwärtsbewegung Schritt; die Baulust war und blieb trotz verlockender Aufmunterung seitens der Regierung außerordentlich gering, so dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Wohnungsnot entstand, die nicht ohne Einfluss auf die Zahl der Heiraten und den Stand der Sittlichkeit blieb. Die ohnedies bescheidene Lage der Handwerker, die zum weit überwiegenden Teil ohne Gesellen arbeiteten, erfuhr durch das Steigen der Bevölkerung eine Verschlechterung, die sich in dem Anwachsen der land-

wirtschaftlichen Bevölkerung bemerklich machte. Die Entwicklung zur Garten- und Ackerbaustadt, die noch heute dem nahen Karlsruhe die Lebensmittel liefert, begann also schon damals. Für Durlach bedeutete die Verschiebung, nach verschiedenen Bemerkungen Rollers zu schließen, trotzdem ein Steigen des Wolstands, der in den Jahren 1720—1750 empfindlich gelitten, dann bis etwa 1790 stieg, um hierauf wiederum etwas zurückzugehen.

Dieses Steigen, Fallen und Wiederansteigen, das hier nur ganz knapp skizziert werden konnte, spiegelt sich auch in den zahlreichen Tabellen, die der Verfasser in dem ersten rein statistischen Teil seiner Darstellung und in einem Tabellenanhang von 272 Seiten über Einwanderung, Abwanderung und Aufenthaltsdauer, Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen und Zahl und berufliche Gliederung der Bevölkerung und der Wohnungsverhältnisse gibt[1]. Der Einfluss der wirtschaftlichen Lage auf alle diese Fragen ist überall deutlich zu erkennen. Der gestiegene Wolstand der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts äußert sich in einer Steigerung der Geburtenziffer und einem Sinken der Sterblichkeit, besonders unter den Kindern. Die nach 1700 recht bedeutende Einwanderung geht nach 1715 auf die Hälfte zurück und sinkt gegen Ende des Jahrhunderts, als die Parzellierung des landwirtschaftlich benützten Bodens für damalige Verhältnisse die untere Grenze erreicht hatte, auf ein Drittel der Einwanderung des Jahrzehnts 1710—1720 (589 gegen 1764). Den entsprechenden Gang zeigt die Abwanderung, 2086 im Jahrzehnt 1710—1720 gegen 795 in der Zeit 1790 bis 1800. Die Gründung von Karlsruhe erklärt die erste Zahl, die zweite wird durch den Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Sesshaftigkeit, Wolstand und Bodenparzellierung verständlich. Im Endresultat übersteigt die Jahrhundertsumme der Abwanderer, 10273, die der Einwanderer, 9619, um 654; die obige Zunahme der Einwohnerzahlen ist also dem Überschuss der Geburten über die Sterbefälle zu verdanken und gibt gewiss kein ungünstiges Bild von der Kinderzahl früherer Jahrhunderte, die von manchen Schriftstellern bekanntlich sehr ge-

[1] Zu wünschen wäre gewesen, dass der Verfasser das Kapitel über Zahl und Gliederung der Bevölkerung vorangestellt hätte, um dem Leser von vornherein eine Vorstellung von den Größenverhältnissen zu geben, um die es sich hier handelt.

ring eingeschätzt wird. Im Jahrhundertdurchschnitt kamen auf die Familie 4,89 Kinder (S. 116); eine genaue Feststellung der ehelichen Fruchtbarkeit hat der Verfasser leider nicht gegeben, obwol diese wichtige Frage gerade mit Hilfe der genealogischen Methode am sichersten zu beantworten gewesen wäre. Nicht zustimmen möchte ich dem S. 79 ff. gemachten Versuch, einen Zusammenhang zwischen der Muskelarbeit der Väter und dem Geschlecht der Kinder nachzuweisen. Fraglich scheint mir schon, ob die Einteilung der Berufe in 1) Landwirtschaft, 2) Handwerker, 3) Kaufleute, Beamte, Bediente, 4) Militär, 5) übrige Berufe (Fabrikarbeiter, Polizei, Postkutscher usw.) das verschiedene Maß der körperlichen Arbeit annähernd genau zum Ausdruck bringt; aber auch die Zahlen scheinen nicht für jenen Zusammenhang zu sprechen. Der Ruhezeit der Landwirte und Handwerker (S. 85 ff.) in den Monaten Januar bis März entspricht allerdings trotz sonstigen Knabenüberschusses ein hoher Prozentsatz von Mädchengeburten vom Oktober bis Dezember; aber wenn an dieser Erscheinung der winterliche Müßiggang schuld sein soll, wie erklärt sich dann der starke Prozentsatz der Mädchengeburten in den Monaten April bis Juni, deren Zeugung in die arbeitsreichen Monate Juli bis September des Vorjahrs fallen muss? Auch die Verteilung der Geburtenhäufigkeit auf die verschiedenen Jahreszeiten (S. 81 f.) dürfte nicht sowol mit der größeren oder geringeren körperlichen Arbeitsleistung als solcher, sondern mit der zeitlich allerdings damit zusammenfallenden Verteilung der Eheschließungen über die Jahreszeiten zusammenhängen. In den niedrigen Geburtsziffern des zweiten Vierteljahrs zeigen sich die Folgen der geringen Zahl von Heiraten im dritten (Sommer-) Quartal des Vorjahrs.

Auf den zweiten Teil des Buchs, der nacheinander Landwirtschaft, Handwerkerschaft, Fabriken und Fabrikarbeiter, Kaufleute, dienende Berufe, Post, Ärzte und Militär behandelt, kann hier leider ebenfalls nur ganz kurz eingegangen werden. Die Landwirtschaft zeigt die bekannten Folgen des Übergangs vom Dreifelderbau zu intensiverer Bodenbebauung, die zum Rückgang der Weidewirtschaft und Vordringen der Stallfütterung in Verbindung mit Klee- und Haferbau führt. Der Weinbau geht stark zurück. Die Lage der Handwerker ist schon erwähnt. Die Fabrikindustrie hatte so wenig Einfluss, dass sie die Agrarisierung des Städtchens nicht aufzuhalten vermochte, ja gegen

die guten Taglöhne in der Landwirtschaft nicht aufkam; in dieser Hinsicht, dem Ringen der alten Wirtschaftsordnung mit der neu aufkommenden Industrie, bietet das Beispiel Durlachs nicht viel von allgemeinem Interesse. Sehr sympathisch berühren die Ausführungen S. 398 ff. über den Einfluss des Beamtenstands und seines Pflichtgefühls auf die Besserung der Sitten; auch über das Verhältnis der verschiedenen Berufsklassen und ihre geringe gesellschaftliche Differenzierung, die sich in zahlreichen Heiraten von Beamten- selbst Hofratstöchtern mit Handwerkern äußert, finden sich sehr feine Beobachtungen, doch muss ich mich begnügen, statt einer Hervorhebung dieser und vieler anderer Fragen das inhaltreiche Buch eindringlich zum gründlichen Studium zu empfehlen. Nur ein Punkt sei hier wegen seiner besondern Bedeutung für die Volkskunde zum Schluss nochmals hervorgehoben, das ist die Frage der Ein- und Abwanderung. Nach Roller S. 415 f. sind von den 2038 Durlacher Familiennamen des 18. Jahrhunderts nur 109 das ganze Jahrhundert daselbst nachweisbar. Wie stark dies stete Zu- und Abwandern war, zeigt dann die Tatsache, dass von jenen 2038 Namen 1148 nur bis zu 10 Jahren, 289 bis zu 25, dann 338 bis zu 50, nur 166 bis zu 75 und 188 bis zu 99 Jahren genannt werden. Die Einwanderung kam zum überwiegenden Teil aus den Dörfern der Markgrafschaft und dem benachbarten Württemberg. und zählte im ganzen Jahrhundert 3811 (73,5 % der ganzen Einwanderung) Südfranken, 1124 (21,68 %) Alemannen, 74 (1,43 %) Bayern, 176 (3,39 %) Nordfranken, Sachsen, Thüringer, Friesen, 69 Romanen, 26 Slaven, 11 Skandinavier, Dänen und Engländer. Davon kamen 64,18 % vom Lande, 35,82 % aus Städten. Bemerkenswert ist der Einfluss der Religion; das lutherische Durlach hatte für die Katholiken wenig Anziehungskraft, so dass die Einwanderung zu $^3/_4$ aus evangelischen Ländern kam. Interessant ist die Beobachtung, dass die einwandernden Protestanten zu $^2/_3$ vom Lande, die einwandernden Katholiken aber zu mehr als der Hälfte aus Städten kamen. Dass dieses Verhältnis auf den geringeren Glaubenseifer der städtischen Bevölkerung zurückgeht, wie Roller meint, scheint mir fraglich; eher ist wol daran zu denken, dass die Fernwanderer, in diesem Fall die Katholiken, wie auch anderwärts beobachtet wird, mehr aus Städten kommen. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer betrug 5—7

Jahre. Für den Forscher der Volkskunde ergibt sich nach diesen Verhältnissen die Frage, welchen Einfluss hatte dieser stete „Stoffwechsel" auf Sprache und Sitten der einheimischen Bevölkerung Durlachs? Roller weist (S. 28 f.) darauf hin, dass die Einwanderung jährlich nur in verhältnismäßig geringer Zahl und dabei überwiegend aus stammverwandten Kreisen kam, so dass die Assimilierung in Sitten und Sprache ziemlich leicht war. Ganz richtig, aber wie wirkte der stete Umsatz der Bevölkerung in anthropologischem Sinne? Angesichts der modernen Versuche, die Geschichte von der Grundlage der Rasseneigentümlichkeiten oder gar der „Volksseele" aus zu schreiben, ist diese Frage von großer Bedeutung. Denn die Bevölkerungsbewegung, wie sie Durlach im 18. Jahrhundert zeigt, ist natürlich eine allgemeine Erscheinung und vielleicht in früherer Zeit sogar noch stärker gewesen. In Freiburg z. B., dessen Wanderbewegung im 16. Jahrhundert ich zurzeit untersuche, war der Besitzwechsel so stark, dass von 1450 bis etwa 1550 in der Altstadt nur noch drei Familien im Besitz desselben Hauses waren, das ihre Vorfahren um 1450 besessen hatten, und die Abwanderung betrug in je 10 Jahren (einschließlich der Sterbefälle) anfangs 30—40 % der Bevölkerung und verlangsamte sich erst gegen Ende der Periode. Denkt man sich diese Blutmischung durch Jahrhunderte fortgesetzt, so ist klar, dass ihre Einwirkungen ganz erhebliche sein müssen; es wäre daher zu wünschen, dass auch die Anthropologen sich einmal eingehend mit diesen Wanderungsproblemen beschäftigen möchten. Soviel ist jedenfalls sicher, dass die angebliche Sesshaftigkeit früherer Zeiten, von der das „Zeitalter des Verkehrs" gerne mit Überhebung spricht, gar nicht bestanden hat. Das treffliche Buch Rollers ist dessen ein neuer Beweis.

Freiburg i. Br. Hermann Flamm.

Druckfehlerberichtigung.

Im „Nachtrag zur Erklärung" S. 256, Zeile 22 ist (gemäß Alem. N. F. VII, S. 314, Zeile 14) zu lesen: „die Greuelbilder der Dichter sind matt (statt uralt) —" F. P.

